Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1889.

Zwölfter Band.



Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

Familienehre.

Roman
von
Carl Ed. Klopfer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ich kann nicht über die Eigenschaften der künftigen Gräfin Wernshausen urtheilen, da ich Sie nie gesehen habe," sagte Limbach kurz.

Graf Goswitz beobachtete ihn wieder eine Weile mit einem Lächeln, dann fuhr er fort: „Ah, Sie sollten mir doch reinen Wein einschenken, lieber Baron; es ist wahrhaftig nicht hübsch von Ihnen, so beharrlich den Geheimnißvollen zu spielen."

„Ich kann Ihnen auf Ehre versichern, bester Freund, daß ich Fräulein Trenner, die gegenwärtige Braut Herbert's, nicht im Mindesten kenne!"

„Nun, ich will Sie ja auch nicht wider Ihren Willen zu Geständnissen veranlassen. Aber Sie wissen, daß ich tiefes Interesse an dem jungen Grafen nehme, dessen Charakter mir sehr viel Sympathisches hat. Ich bedauere ihn wirklich, wenn er, wie man allgemein behauptet, die



Tochter des Notars nur mit Widerwillen zum Altar führt, führen muß."

„Wie, man spricht davon?" sagte der Baron auf's Höchste überrascht.

„Ja, und wenn ich mich nicht täusche, so hat Frau v. Mühlhoff besonders dazu beigetragen, dieses Gerücht zu verbreiten. Es heißt, es stecke ein Geheimniß hinter dieser Heirathsgeschichte, gewisse zwingende Rücksichten —"

„Und das hat die Mühlhoff verbreitet? Ha, das sieht ihr ähnlich! Sie brütet Rache, weil Herbert — o! Doch wie konnte sie auf die Vermuthung kommen, daß —"

„Nun, es wäre ja immer möglich! Es verlautet, der alte Graf hätte sich in unglückliche Spekulationen gestürzt — was weiß ich, und Fräulein Trenner soll eine riesige Mitgift von ihrem sehr reichen Vater erhalten, dessen einzige Erbin sie überdies auch noch ist."

Limbach fühlte sich durch die Bemerkung seines Begleiters sehr unangenehm berührt. Es war ihm peinlich, daß die Gesellschaft in so boshafter Weise über seinen edlen Freund aburtheilte.

„Ich vermag so wenig, wie Sie, Herr Graf, die Stichhaltigkeit dieser Gerüchte zu ermessen. Ich bin über die Sache nicht mehr im Klaren, wie jeder Andere, ja sogar noch weit geringer, denn ich kann Sie versichern, daß mir Ihre Mittheilungen vollständig neu sind."

„Nun, so lassen wir diesen Gegenstand fallen. — Sie entschuldigen mich für jetzt wohl, Baron, ich habe noch einige wichtige und unumgängliche Abschiedsbesuche zu

erledigen! Sollte ich nicht mehr das Vergnügen genießen, Sie so zufällig wie heute zu treffen, so sage ich Ihnen gleich jetzt ein herzliches Lebewohl!"

Der Baron drückte ihm warm die Hand. „Reisen Sie glücklich, Freund, und lassen Sie bald etwas von sich hören. Es wird mir sehr willkommen sein, Nachrichten von Ihnen zu empfangen, wenn sie sich auch nicht gerade auf die Verhältnisse beziehen, denen Sie in unserer Stadt nahegetreten sind. Ich werde Ihnen zu Liebe meine Abneigung gegen das Briefschreiben besiegen und Sie auf eine umfassende Erwiederung nicht zu lange warten lassen."

„Ich will es hoffen, denn ich möchte unsere Verbindung sehr gerne zu einer dauernden werden sehen. Ich werde gewiß nicht ermangeln, Ihnen ehestens über Allerlei Nachricht zu geben, was Sie interessiren könnte!" —

Als ihn Graf Goswitz verlassen hatte, sah Limbach sich erst so eigentlich auf seinem Wege um. Er hatte es gar nicht gemerkt, daß er sich im Laufe des Zwiegespräches mit dem Grafen allmählig dem Mittelpunkte der Stadt genähert. Jetzt erblickte er zu seiner nicht ganz angenehmen Ueberraschung den Opernplatz vor sich, einen Brennpunkt des hauptstädtischen Verkehrs, wo er befürchten konnte, in jeder Minute auf einen seiner zahlreichen Bekannten zu stoßen, denen er geflissentlich auszuweichen sich bemühte.

Rasch schlug er eine kleine Seitenstraße ein, die nach den ärmlicheren Vorstädten führte. Als er wenige Sekunden später um eine zweite Ecke bog, sah er sich einem Menschenknäuel gegenüber, der sich vor einer der nächsten Thor-

einfahrten versammelt hatte und fortwährend neuen Zuwachs erhielt. Der Baron wollte ausweichen und vorübereilen, als er dicht an zwei Arbeiterfrauen streifte, wobei er einige Worte von ihrer laut geführten Unterhaltung auffangen mußte, die ihn anhalten ließen.

„Ist er denn wirklich todt oder blos ohnmächtig?" hieß es von der einen Seite.

„Was weiß ich!" ertönte die Antwort. „Jedenfalls aber ist's 'ne Schande, den armen Teufel so liegen zu lassen. Was nützt es, daß ihn der Straßenfeger mit Schnee labt? Man sollte lieber nach einem Arzte laufen."

Limbach fühlte sich bewogen, näher zu treten und sich durch das Gewühl durchzudrängen, was ihm nur mit Aufgebot einiger Rücksichtslosigkeiten gegen die Rippen der Umstehenden gelang. Endlich konnte er den Theil des Fußsteiges überblicken, der an einem sehr stattlichen Gebäude vorüberführte.

Hier lehnte ein Mann in halb sitzender Lage an der Mauer, während ein Straßenkehrer sich über ihn gebeugt hielt und bemüht war, den vollständig Regungslosen durch Schneeeinreibungen an den Schläfen zum Bewußtsein zu bringen.

„Ist der arme Mensch todt?" fragte Limbach die Zunächststehenden. Man antwortete ihm mit einem Achselzucken. Als er näher an die Gruppe herantrat, war der Ohnmächtige eben zum Bewußtsein zurückgekehrt. Während der mildherzige Straßenkehrer ihn am Arme faßte, um ihm beim Aufstehen behilflich zu sein, konnte der Baron einen Blick auf das bleiche, eingefallene Gesicht des Unglücklichen werfen.

„Himmel, das ist ja —!“ rief Limbach, rasch zuspringend und den vor Schwäche zitternden Greis unterstützend. „Täusche ich mich, wenn ich glaube, Sie schon öfter im Bureau des Advokaten Trenner gesehen zu haben?“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron! — Ja, ich bin der Schreiber Walker aus der Notariatskanzlei —“ die Stimme des Alten versagte hier; er mußte sich neuerdings an die Mauer lehnen, um nicht umzusinken. Ein röchelnder, krampfhafter Husten erschütterte dabei seine Brust. Er zog den fadenscheinigen Ueberrock, der ihm nur wenig Schutz gegen die Kälte bieten mochte, enger zusammen und bückte sich nach dem Hute, der auf dem Boden lag. Die dürftige, bebende Gestalt mit dem durchfurchten, bleichen Gesicht, um das silberweiße Haarflocken flatterten, bot einen so augenscheinlichen Beweis von dem Elend des Bedauernswerthen, daß sich Limbach tief ergriffen fühlte. Er reichte ihm den Arm und ließ ihn sich fest auf seine Schulter stützen.

„Kommen Sie, Herr Walker, hier können Sie nicht stehen bleiben, das wäre ja Ihr Tod. Sie sind sehr krank, nicht wahr?“

„Nun — vielleicht ein wenig,“ hüstelte der Schreiber mit wehmüthigem Lächeln; „ja, ja, das Alter. Als ich da eben dieses Haus verlassen wollte, wo ich einige Akten abzugeben hatte, fuhr es mir so plötzlich in die Beine und wirbelte mir durch den Kopf, daß ich mich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, ich taumelte, fiel — und dann wurde es schwarz vor meinen Blicken —“

Ein neuer heftiger Hustenanfall unterbrach ihn.

„Sie dürfen nicht sprechen, das strengt Sie noch zu

sehr an, guter Freund. Kommen Sie, stützen Sie sich nur recht fest auf mich, ich bin nicht von Zucker. So, so! Ich will Sie einstweilen in die Portierswohnung da nebenan führen, bis man einen Arzt gerufen hat."

„Sie sind — zu gütig, gnädigster Herr Baron," keuchte der Alte mühsam, „ich kann Ihre Bemühung nicht — annehmen. Ich fühle mich auch schon wieder so weit wohl, um den Weg — in das Bureau zurücklegen zu können, wo man mich — erwartet."

„Ach was, Sie werden doch nicht daran denken, in Ihrer Verfassung wieder die Schreibstube aufzusuchen, noch dazu ohne Begleitung?"

„Es ist nicht weit, und ich fühle mich bereits ganz gekräftigt. Uebrigens rufen mich noch — sehr dringende Geschäfte — man wird mich vermissen —!"

„Das kann man schon in Ordnung bringen; man wird Ihren Chef von dem Unfall verständigen, der Sie hier so plötzlich betroffen hat. Ueberlassen Sie das mir! Wenn Sie aber wirklich nicht die unmittelbare Hilfe eines Arztes nöthig haben, so wird es am besten sein, ich bringe Sie nach Hause zu Ihren Leuten. Von dort aus können wir dann irgend Jemand mit Ihrer Aktentasche nach der Kanzlei schicken. Geben Sie das Portefeuille her, damit Sie sich mit der anderen Hand auf meinen Stock stützen können — da haben Sie ihn! — Ach, wozu die Ziererei, ich erfülle ja nur Menschenpflicht."

Dann winkte er dem Straßenkehrer, der in der Nähe stehen geblieben war, drückte ihm ein Geldstück für seine erste Hilfe in die Hand und befahl ihm, die nächstbeste

Droschke herbeizuholen. Während dies geschah, erkundigte sich der Baron bei dem Schreiber nach seiner Wohnung und seiner Familie, zu welcher er ihn heimführen wollte.

„Um's Himmels willen, sagen Sie nur meiner Frau und meinem Lottchen nichts von der — von der kleinen Schwäche, die mich da überfiel — sie würden sich — unnöthiger Weise ängstigen. Sie wissen ja, Herr Baron, wie Frauenzimmer sind, die meinen gleich immer das Allerärgste; und — es ist doch im Grunde genommen keine Ursache vorhanden, sich Besorgnissen hinzugeben —"

Der fortwährende Husten und die unregelmäßige Bewegung seiner Brust beim Athemholen strafte ihn jedoch Lügen. Limbach führte ihn behutsam zur Droschke, die gerade anfuhr, hob ihn hinein, rief dem Kutscher die Hausnummer zu, welche der Rübenhof in der Königsstraße trug, und setzte sich dann gleichfalls in den Wagen, um Herrn Walker nach seiner Behausung zu geleiten.

Unterwegs knüpfte er mit ihm ein Gespräch an über seine Familienverhältnisse, und so erfuhr der Baron, daß der alte Schreiber einst ein ziemlich wohlhabender Kaufmann in einem Städtchen der Rheinprovinz gewesen sei und sich einer zahlreichen Familie erfreut habe. Die Kinder waren im Laufe der Jahre gestorben, bis auf das jüngste, Charlotte, und sein Vermögen in einem Bankerott verloren gegangen, welchen der unredliche Theilhaber Walker's veranlaßt hatte. Als der Alte dem Baron erzählte, wie mühsam er sich jetzt sammt Frau und Kind durch ein erbärmliches Leben ringen mußte, das kaum mehr als ein Vegetiren genannt werden konnte, schüttelte Limbach

den Kopf. Während er den Schreiber anhörte, keimte ein leiser Gedanke in ihm auf, der allmählig bestimmtere Gestalt annahm.

„Wie alt ist Ihre Tochter, Herr Walker?"

„Im Zwanzigsten — noch sehr jung, Herr Baron, aber weit über ihr Alter hinaus gereift in der harten Schule der letzten zehn Jahre. Ja, ja — man wird früh ernst und alt im Kampfe mit den Bitterkeiten der Sorge."

„Und bot sich Ihnen denn keine bessere Unterkunft, als die in der Schreibstube des Notars, der Sie wohl nur sehr kärglich bezahlt?"

„Sechs Mark in der Woche," seufzte Walker auf, „es ist freilich nicht viel, aber ich sagte Ihnen ja, meine Frau und mein Mädchen helfen rüstig dazu, etwas zum täglichen Unterhalt zu verdienen. So stehen wir uns doch im Monat, wenn Frau und Tochter fortwährend Näharbeit bekommen, auf ungefähr zweiundsiebenzig bis fünfundsiebenzig Mark, freilich rechne ich schon das kleine Logisgeld von unserem Aftermiether hinzu."

„Herrgott — und damit muß der Unterhalt von drei Personen bestritten werden?"

„Nun, es geht schon — bei sparsamer Eintheilung. Glauben Sie mir, dieses Loos ist noch lange nicht das schlimmste. Aber was werden soll, wenn ich zum Beispiel — man muß ja Alles einmal in Erwägung ziehen — wenn ich heute oder morgen die Augen zudrückte . . . was soll aus meinem kränklichen Weibe, was aus meinem Kinde werden? Dieser Gedanke macht mich schaudern und verbittert mir den Rest meines Daseins."

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, um die schwere Thräne zu verbergen, die seine bleiche, gefurchte Wange hinabrollte. Limbach betrachtete ihn schweigend voll des innigsten Mitleides. Sein anfänglicher Gedanke beschäftigte ihn auf's Neue.

„Konnten Sie denn keine einträglichere Stelle erhalten?" frug er nach längerer Pause. „Als Kaufmann hätten Sie doch auf einem Comptoir Beschäftigung suchen können als Buchhalter oder dergleichen."

„Wer nimmt denn gerne einen abgelebten Greis mit Familie, und noch dazu einen, der bankerott geworden ist, obgleich er von Rechts wegen freigesprochen werden mußte? — O, ich hab's lange versucht, bin in meinen Ansprüchen von Stufe zu Stufe herabgestiegen, bis das letzte Stück unserer übrig gebliebenen Habe verkauft oder verpfändet war, und ich Gott Dank sagen mußte, daß ich überhaupt einen Posten erhielt; ich zähle nun schon beinahe dreiundsiebenzig Jahre und arbeite siebenzehn davon im Bureau des Herrn Doktor Trenner."

„Und auch für Ihre Tochter fand sich nichts Besseres, als der kärgliche Verdienst mit der Nadel?"

„Du lieber Gott, es ist heutzutage Alles derart mit Gouvernanten, Bonnen und Lehrerinnen überschwemmt, daß es fast unmöglich ist, ohne einflußreiche Bekanntschaften und Empfehlungen in besseren Häusern unterzukommen. Zudem konnte ich meinem Lottchen nicht mehr die gute Erziehung zu Theil werden lassen, wie sie noch meine anderen Kinder genossen, die mir der Herr gerade genommen hat, als sie zumeist an der Schwelle des selbst-

ständigen Lebens standen und ihre erworbenen Kenntnisse verwerthen sollten. Charlotte erhielt nebst ihrer gewöhnlichen Schulbildung nur den Unterricht, den ich und meine Frau ihr allenfalls ertheilen konnten, das genügt nun allerdings nicht, um die Ansprüche zu befriedigen, die man an geprüfte Lehrerinnen oder dergleichen stellt."

„Nun, wer weiß, man sucht doch oft brave Mädchen als Hausrepräsentantinnen in einfache Wirthschaften, oder Bonnen, die eigentlich mehr als Gesellschafterinnen für junge Mädchen fungiren sollen?"

„Ja, gewiß, aber — wie gesagt — dazu braucht's Empfehlungen, Empfehlungen — woher soll ich solche nehmen? Unsere Bekanntschaft in der Residenz hier beschränkt sich auf einige Hausgenossen, die aber nicht mehr Verbindungen haben als wir — so gut wie gar keine. In unserem Heimathstädtchen aber, wo ich mit Stolz einen guten Namen zurückließ, dürfte sich kaum Einer noch finden, der sich unser annehmen könnte oder wollte. Wer weiß, ob man sich überhaupt noch des unglücklichen Jakob Walker dort erinnert! Wir haben die Stadt verlassen, weil es uns doch nicht behagen konnte, als Herabgekommene bedauert zu werden, und weil wir auch die Hoffnung hegten, hier in der Residenz uns eine bessere Zukunft begründen zu können. — Ach ja, es ging uns mit unseren Hoffnungen wie so manchen Auswanderern, die über den Ocean reisen, in der Meinung, da drüben in der neuen Welt ein Goldland zu finden. Wenn sie zur Erkenntniß ihrer furchtbaren Enttäuschung kommen, haben sie keine Mittel mehr, sich nach der verlassenen

Heimath zurückzuwenden, und müssen nehmen, was sich ihnen bietet."

„Hören Sie, lieber Herr Walker," sagte der Baron, nachdem er abermals einige Sekunden lang überlegt hatte, „ich kann Sie nicht vor Ihrem Hause absetzen, ohne in Ihrer Behausung vorzusprechen. Es würde mich sehr interessiren, Ihre Familie kennen zu lernen. Vielleicht kann ich mich Ihnen auf die eine oder die andere Art nützlich erweisen, was mein aufrichtigster Herzenswunsch wäre."

Walker blickte gerührt zu dem jungen Edelmann auf. Er wollte seine Hand ergreifen und ihm seinen heißen Dank ausdrücken für seine bereits bewiesene Güte, doch der Baron, den nichts peinlicher berührte, als weichmüthige Scenen, ließ ihn nicht zu Worte kommen. Zum Glück für ihn hielt die Droschke jetzt gerade vor der „silbernen Rübe", ihrem Ziele. Er sprang aus dem Wagen.

„So, da wären wir!" Er reichte Walker den Arm und war ihm beim Aussteigen behilflich.

Als sie die erste Treppe des Hintergebäudes langsam erstiegen, kam ihnen schon Charlotte und hinter ihr Vollbrecht entgegen, die vom Fenster aus die Ankommenden durch den Hof hatten schreiten sehen. Das Mädchen flog seinem Vater um den Hals und bestürmte ihn mit tausend ängstlichen Fragen; das angegriffene Aussehen des Greises ließ Alles errathen.

„Bitte, mein Fräulein," wehrte der Baron sanft ab, „fassen Sie sich, es ist nicht so schlimm. Ueberdies wird Ihr Vater jetzt vor Allem der Ruhe bedürfen."

Vollbrecht, der den Sachverhalt im Nu überblickte,

eilte herzu und führte mit Limbach gemeinschaftlich den Schreiber in seine Wohnung hinauf, an deren Schwelle sie schon von Frau Walker empfangen wurden. Die arme Frau konnte sich kaum aufrecht erhalten, ihre Kniee zitterten, sie mußte sich an den Thürpfosten stützen. Die Thränen, die sie mit ihrer Hand von den Wangen zu wischen bemüht war, ließen sie nicht zu Worte kommen. Der Schriftsteller winkte ihr begütigend zu.

Endlich war Walker im ersten Stübchen auf das Sopha gebettet. Er erklärte wiederholt, er bedürfe gar nicht mehr der Sorgfalt, da er sich schon ganz kräftig fühle, und der Baron beruhigte ihn mit der Versicherung, dies geschähe nur, um ihm vollends Gelegenheit zu geben, sich in kürzester Zeit zu erholen. Heimlich verhehlte er sich freilich nicht, daß der Zustand des Alten ein weit kritischerer war, als dieser selbst glauben mochte. Und die schmerzerfüllten Mienen der beiden Frauen sprachen ungefähr denselben Gedanken aus, dem man nur vor dem Patienten nicht Worte geben wollte.

Limbach zog Lottchen und den Schriftsteller in ein scheinbar unbefangenes Gespräch über Dies und Jenes, aber ihre Blicke, die von Zeit zu Zeit nach dem Lager des Schreibers hinüberschweiften, verstanden sich. Der Baron, der gleich beim ersten Anblick durch die liebliche Erscheinung des jungen Mädchens sehr angenehm berührt worden war, fand im Laufe der Unterhaltung immer mehr Gelegenheit, Charlotte schätzen zu lernen und auf den Gedanken zurückzukommen, den er auf dem Herwege in der Droschke im Zwiegespräche mit ihrem Vater gefaßt hatte.

Auf das ängstliche Verlangen des Schreibers, seinen Chef, den Doktor Trenner, von dem Zwischenfalle, der ihn betroffen, zu verständigen, wollte Lottchen sogleich den Weg nach der Kanzlei antreten, aber Vollbrecht, der sehr wohl wußte, daß ihr dieser Gang sehr unerwünscht sein mußte, gab dies nicht zu. Er nahm die Aktentasche an sich und erklärte, selbst gehen zu wollen.

„Es ist am besten so," stimmte der Baron bei, der den jungen Mann gerne allein gesprochen hätte. „Sie, mein Fräulein, unterstützen Ihre Mutter als Krankenpflegerin, während Herr Vollbrecht und ich nach dem Bureau wandern, mein Weg führt mich gerade dahin. Wir können während desselben gleich den Arzt verständigen, daß er sich hier einfinden soll. — Beruhigen Sie sich, Herr Walker, es ist dies nur eine Art Formalität, um Ihnen von sachverständiger Seite bestätigen zu lassen, daß — daß Ihr Zustand wirklich keinen Anlaß zu Besorgnissen gibt. — Kommen Sie, Herr Vollbrecht!"

Er verabschiedete sich von der Familie und verließ mit Richard das Zimmer.

Als die Thür hinter ihnen zugefallen war, nahm die Miene Limbach's freilich einen weit ernsteren Ausdruck an.

„Der Arme," sagte er leise, „er ahnt vielleicht wirklich nicht, wie es mit ihm steht."

„Nein, Herr Baron," entgegnete Vollbrecht, während er mit ihm die Treppe hinabstieg, „ich glaube, Walker gibt sich über seinen Zustand keinen Täuschungen mehr hin; er will nur seine Familie nicht das Aergste fürchten lassen. Freilich, was nützt das? Er kann es ihnen

doch nicht verbergen, und ich fürchte, es wird mit ihm schnell zu Ende gehen."

Limbach nickte mit dem Kopfe. „Ich habe es gleich erkannt; es braucht auch wahrlich nicht medicinischer Kenntnisse, um dem Alten sein Leiden vom Gesichte abzulesen."

„Mein Gott, mich erschüttert nur der furchtbare Gedanke, was die armen Frauen beginnen sollen, wenn das Unausbleibliche eintritt; sie scheinen sich auch wirklich darauf gefaßt zu machen, wenigstens Lottchen — Fräulein Charlotte wollte ich sagen."

„Ja, es müßte eigentlich schon jetzt mehr für diese, als für den Kranken Vorsorge getroffen werden. Nun, das ließe sich vielleicht machen. Ich habe mir schon vorhin ein Plänchen ausgedacht, das sich wohl verwirklichen wird. Wie denken Sie darüber, wenn man dem Mädchen eine angenehme Stellung verschaffen würde, einen Posten zum Beispiel als Gesellschaftsdame bei einem sehr jungen Mädchen, in einem guten Hause? Glauben Sie nicht, daß Fräulein Walker sich zu einer solchen Stellung eignen würde? Sie scheint mir genügende Herzensbildung und abgeklärten sittlichen Ernst, und doch wieder auch genug Jugendfrische zu besitzen, um einem heranwachsenden Mädchen nicht nur eine Führerin, sondern auch eine Freundin sein zu können."

„Sie hätten wirklich eine solche Aussicht für sie? Ah, das wäre ja herrlich! Seien Sie gewiß, Fräulein Walker wäre unter solchen Verhältnissen ganz auf dem rechten Platze, und sowohl sie selbst, als auch ihre Schutzbefohlene könnten nur gewinnen."

Und nun erging sich Vollbrecht im begeisterten Lobe des Mädchens. Er wußte alles das, was Limbach selbst schon in den kurzen Minuten ihrer Bekanntschaft an ihr errathen hatte, mit den wärmsten Farben auszumalen. Aber in seine Lobrede mischte sich auch ein leiser Zug der Wehmuth, wenn er sich die Nothwendigkeit vergegenwärtigte, Lottchen, die ihm im täglichen Verkehr immer theurer geworden, in Zukunft entbehren zu müssen.

„Ei, ei, Herr Vollbrecht," unterbrach ihn der Baron endlich lächelnd, „Sie zeigen ein so inniges Interesse an der jungen Dame, daß ich wohl nicht fehl gehe, wenn ich vermuthe, daß zwischen Ihnen und Fräulein Walter ein zartes Herzensbündniß besteht?"

Richard erröthete und biß sich in die Lippen. „Nein, Herr Baron, Sie täuschen sich. Fräulein Walter und ich unterhalten ein rein freundschaftliches Verhältniß zu einander. Ich könnte Ihnen den Beweis liefern, daß von innigeren Beziehungen zwischen uns keine Rede sein kann."

„Nun, nun, ich glaube Ihnen ja, wenn Sie mich dessen versichern. Was hätten Sie auch für einen Grund, die Wahrheit zu verleugnen? Ich will auch nicht indiskret sein. — Apropos, Sie sind Schriftsteller, wie ich vernahm?"

„Ich möchte es wenigstens sein oder bilde mir ein, es zu werden. Freilich kann ich jetzt noch so gut wie gar keine Erfolge aufweisen —"

„Das braucht Zeit, natürlich. Aber, verzeihen Sie, daß ich Ihnen das so offen gestehe, ich habe heute durch den so unerwarteten Besuch in diesem Hause Menschen

kennen gelernt, an denen ich mich freue, wie man sich an einer kostbaren Seltenheit erfreut. Gerade heraus= gesagt: Sie gefallen mir, Verehrtester, glauben Sie mir, ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen auf Ihrem Lebenswege förderlich sein könnte. Haben Sie vielleicht irgend eine bedeutendere Arbeit fertig, unter der Feder oder erst in der Idee?"

„Ich hoffe in den nächsten Tagen einen Roman zu vollenden, in welchem ich mein bestes Können niedergelegt zu haben glaube."

„Ah, sehr gut. Wollen Sie so freundlich sein, mir in das Manuscript Einblick zu gewähren?"

„Ich werde es mir zur Ehre anrechnen."

„Was trägt Ihr Roman für eine allgemeine Färbung?"

„Er beschäftigt sich mit den modernen Zeitfragen. Ich habe die Handlung auf den Mißständen unserer so= zialen Verhältnisse aufgebaut."

„Vortrefflich, dann können Sie schon im Voraus meines regsten Interesses gewiß sein. Schenken Sie mir also, bitte, recht bald das Vergnügen Ihres Besuches und bringen Sie mir Ihren Roman mit! — Und was Fräulein Walker anbelangt, so hoffe ich Ihnen gleichfalls schon morgen eine bestimmte Entscheidung geben zu können. Ich werde heute noch mit Herrn v. Blank Rücksprache in dieser Angelegenheit nehmen. Ich trage mich nämlich mit der Idee, Fräulein Walker zur Gesellschaftsdame der Comtesse Kamilla Wernshausen, eines jungen Mädchens von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren, vorzuschlagen. Ich glaube zuversichtlich, es wird sich machen lassen. Der

Zustimmung der Comtesse, die gerne die Pension verlassen möchte, bin ich jedenfalls gewiß."

Vollbrecht war natürlich auf's Höchste erfreut über das Vorhaben des Barons. Als er sich von ihm verabschiedete, war sein Gemüth, das noch vor Kurzem von bangen Besorgnissen erfüllt gewesen, von der schönsten Hoffnung erhoben und geschwellt.

Achtzehntes Kapitel.

Karneval in Rom.

Graf Julius v. Goswitz war mit seinem schwedischen Freunde, einem Professor Lorensen, schon in Verona zusammengetroffen, und hatte mit ihm den Vorsatz gefaßt, einige Tage in Rom zu verweilen, wo sie — es war im Frühjahr 1870 — mitten in das lustige Faschingstreiben hineingeriethen, das so recht geeignet war, ein paar Vergnügungsreisende in seinen betäubenden und doch wieder zerstreuenden Strudel mit fortzureißen.

Sie mietheten eines der leichtgebauten, zweisitzigen offenen Kabriolets, Goswitz hatte die bunte Tracht eines deutschen Landsknechts aus dem 16. Jahrhundert gewählt, während sich der würdevolle Professor mit einem eleganten perlgrauen Domino begnügte, und ließen sich mitten in das Getümmel der rauschenden Karnevalsthorheit fahren, die ihnen viel des Neuen bot.

Das Gewühl der Masken und der Wagen auf dem Korso bot ein höchst anziehendes Bild, um sie herum jauchzte und jubelte es, doch bildeten der Graf und sein Begleiter

nur passive Beobachter dieses lustigen Treibens. Goswitz' vornehme Erscheinung in dem glänzenden Kostüm bewog manche weibliche Maske, sich ihm zu nähern und auf ihn allerlei Aufmerksamkeiten, Blumenspenden oder Konfettiwürfe zu richten.

Bei einer der Stockungen, wie sie alle Augenblicke im Gedränge der hin und her fahrenden Wagen entstanden, streifte ihr Fahrzeug dicht an eine prunkvolle Equipage. Goswitz sah auf und warf einen unwillkürlich bewundernden Blick auf die Insassin in einem hellblauen Sammetdomino, die ihn einen Moment musterte, sich dann aber abwandte und ihrem Kutscher zurief, in eine Seitenstraße abzulenken. Der Graf hatte den Domino schon früher in der Ferne bemerkt und wegen seines sehr geschmackvollen Kostüms bewundert. Die Stimme, die er jetzt hinter der hellblauen Seidenmaske hervortönen hörte, machte ihn stutzen. Er fuhr empor.

„Ei der Tausend," sagte er nachdenklich, „diesen Ton sollte ich ja kennen! Nur führt mich das italienische Idiom irre. Aber ich bin gewiß, ich habe diese helle, metallene Stimme schon deutsch sprechen gehört. Hm, wo denn nur?"

„Vielleicht eine interessante Bekanntschaft aus der Zeit Ihrer Jugendliebeleien, Herr Graf," meinte der Professor lächelnd.

„Nein, nein," lachte Goswitz, „es sind deren nicht so viele gewesen, um mich nicht sofort an die Betreffende erinnern zu können!"

„Nun gleichviel, da hätten Sie ja gleich einen Anknüpfungspunkt zu einem Abenteuer. Vor einigen Stunden

noch bedauerten Sie, daß wir hier keine Damenbekanntschaften besäßen, um einen Karnevalsscherz in Scene zu setzen. Dieser blaue Sammetdomino sieht mir indessen ganz darnach aus, als wäre mit ihm eine recht anziehende Maskenintrigue anzuknüpfen. Diese dunklen Augen sprühen entschieden Geist und Leidenschaft."

„Mag sein, aber solche Abenteuer sind hier zu Lande selten ohne Gefahr zu bestehen. Wenn auch der Römer nicht so racheburstig und hitzig ist, wie etwa der Venetianer oder der Neapolitaner, so kommt es dem oder jenem Liebhaber, der sich in seinen Rechten verkürzt glaubt, auch nicht auf einen Dolchstich aus dem Hinterhalte an."

Lorensen sah seinen Nachbar etwas zweifelnd an und lächelte. „Ich hielt derlei nur noch in der Phantasie der Romanschreiber für möglich."

„Da täuschen Sie sich, Herr Professor," erwiederte Goswitz ernst. „Ich selbst hatte fast Gelegenheit, bei meinem ersten Aufenthalte in Venedig — vor etwa sechs Jahren — diese traurige Wahrheit an mir zu erproben. Ich hatte eine kleine Liaison angeknüpft, die, so harmlos sie war, doch das Gemüth eines jungen Beamten derart erregte, daß er — ich glaube als der Cousin der betreffenden Schönen — mir bei hellem Tage und auf offener Straße auflauerte. Ich wurde gewarnt und ging nicht mehr ohne Waffe aus. Wirklich kam es an einem Abend zu einem Zusammentreffen, wobei sich der junge Heißsporn in seiner eifersüchtigen Wuth, zum Glück für mich und ihn, so ungeschickt benahm, daß ich ihn mit der ersten Bewegung entwaffnen konnte. Ich begnügte mich

damit, seinen fehlgegangenen Messerstoß mit einer gut germanischen Maulschelle zu erwiedern und ließ ihn laufen. Was glauben Sie, der rachsüchtige Gesell, dem der ‚Tedesko‘ entwischt war — ich hielt es nämlich für gut, meine Abreise zu beschleunigen — kühlte sein Müthchen ohne Weiteres an dem nächstbesten Landsmann von mir, der ihm zufällig in die Hände lief, trotzdem dieser ganz unschuldig war. Ich erkundigte mich auf meiner diesmaligen Durchreise nach dem Venetianer, er sitzt noch im Gefängnisse, was indessen seine Kollegen keineswegs abhalten dürfte, es ihm bei passender Gelegenheit gleichzuthun. Es ist indessen auch schon vorgekommen, daß ein völlig Fernstehender einem Irrthum und einem falsch adressirten Stiletstoß zum Opfer fiel. Ueberdies kommt es besonders Blutgierigen auch nicht darauf an, einen Fremden, auf den sie nur den leisesten Verdacht gelenkt haben, gleichsam aus Spielerei mit einigen Zoll Eisen zwischen den Rippen zu kitzeln."

„Na, ich danke sehr! Ich wünschte mir einen schöneren Tod, als den von der Hand eines schmutzigen Lazzarone in irgend einem finsteren Straßenwinkel."

Wieder war der Wagen des Grafen gezwungen, in der allgemeinen Stauung im langsamsten Schritt zu fahren. Goswitz und der Professor blickten über die hin und her wogende Menge und tauschten ihre Bemerkungen darüber aus, als sie wieder von der Equipage gestreift wurden, in welcher der blaue Domino von vornhin — diesmal aber nicht mehr allein — saß; eine zweite Maske, im Kostüm eines egyptischen Wahrsagers, hatte neben ihm

Platz genommen. Weite, faltige Aermel hingen von dem schwarzseidenen Talar herab, eine riesige spitze Mütze, mit allerlei kabbalistischen Zeichen bemalt, bedeckte eine weiße Lockenperrücke, die sich unter der schwarzen Sammethalblarve mit einem langen Kinnbarte verschmolz.

„Ah, sehen Sie, Professor, da haben wir ja wieder den himmelblauen Domino, und dieser Wahrsager oder Sterndeuter mit dem Zuckerhut auf dem Kopfe, das ist wohl die neueste Eroberung der blauen Maske!"

Der blaue Domino schien diese Worte des Grafen gehört zu haben, denn er wandte sich plötzlich nach der Seite. Goswitz sah ein dunkles, großes, blitzendes Augenpaar auf sich gerichtet, einen scharfen, funkelnden Blick, aus dem eine wilde Leidenschaft leuchtete — dann rollte die Equipage vorüber.

„Ha!" rief der Professor, als ihr Wagen nun wieder flott geworden war und mit den anderen den Korso hinunterrollte, „haben Sie den glühenden Blick gesehen, den Ihnen dieses Weib zuwarf? Sie scheint auch in Ihrer Stimme wohl etwas Bekanntes gehört zu haben."

„Möglich. Aber ich bin jetzt wahrhaftig zu nichts weniger als zu einer Verfolgung dieser Maske geneigt. Was wird dahinter stecken? Pah, ich denke, wir thäten am besten, unsern erwachenden Appetit zu befriedigen."

„Ich bin dabei," stimmte Professor Lorensen lachend ein. „Lassen Sie uns ein gutes Restaurant aufsuchen und uns bei einem ausgiebigen Diner erholen. Diese Fahrt in der frostigen Luft macht wirklich meinen ganzen nordischen Hunger erwachen."

„Kommen Sie, ich will Sie in eine kleine Osteria führen, die ich bei meinem letzten Aufenthalt hierselbst, vor vier Jahren, entdeckt habe, wo man die beste Polenta und die herrlichsten Maccaroni in ganz Italien findet. Auch einen echten Lacrimae Christi führt dort der Wirth. Wir können selbst in Sorrent keinen besseren trinken."

Damit rief Goswitz dem Kutscher den Namen einer kleineren Straße zu, nach welcher sich der Wagen sofort in Bewegung setzte.

— — — — — — — — — — — —

Am Spätnachmittage erst verließ die Equipage, in welcher der Wahrsager neben dem blauen Domino saß, den großen Korso und wandte sich einem der ersten römischen Hotels zu, vor welchem die Insassen abstiegen. Der Domino sprang zuerst die Stufen zum Vestibüle empor, wie es schien voll Unmuth, ohne sich nach dem Begleiter umzuwenden, der langsam nachfolgte.

In einem kleinen, aber sehr elegant eingerichteten Salon der Beletage wurde der vorauseilende Domino von einer älteren Dame empfangen.

„Ah, endlich!" rief diese sichtlich erfreut. „Ich warte nun schon seit vier Stunden auf Sie, Frau Baronin!"

„Weshalb?" sagte die Angesprochene kurz und riß die Gesichtslarve ab, sie mit einer heftigen Bewegung zu Boden schleudernd. „Haben Sie etwa noch nicht dinirt?"

„Nein, ich habe seit dem Dejeuner noch nichts zu mir genommen, da ich Sie ja mit jeder Minute erwarten zu können glaubte —" Die alte Dame hielt plötzlich inne, als sie in das Gesicht der Angekommenen blickte, das mit

zorniger Röthe bedeckt war. „Aha," dachte sie, „da hat es wieder etwas gegeben — nun, wie alle Tage, wie alle Tage."

Die Andere stampfte zornig auf den Teppich. „Wie oft muß ich es Ihnen denn noch sagen, Frau v. Spohr, daß wir uns auf Reisen befinden und daß ich durchaus von allen Förmlichkeiten absehen will. Betrachten Sie sich als ganz und gar selbstständig; mich peinigen Ihre pedantischen Ceremonien. Und jetzt bestellen Sie sich unten ein Diner!"

„Und Sie, Frau Baronin?" frug die gute Duenna verschüchtert.

„Ich esse überhaupt nichts mehr — lassen Sie mich — gehen Sie — Sie bringen mich um mit Ihren ewigen peinlichen Fragen! — Ja, noch eins, Frau v. Spohr, Sie können nachher unsere Koffer packen; wir reisen morgen wieder ab von hier."

„Wohin?" erlaubte sich die gute Alte schüchtern zu fragen.

„Das weiß ich noch nicht bestimmt," erwiederte die Andere ungeduldig; „vielleicht nach Venedig, vielleicht nach Hause zurück. Sehen Sie, Sie haben mich dennoch falsch berichtet, Graf Herbert Wernshausen ist in keiner Fremdenliste der italienischen Städte zu finden. Ich glaube nun selbst, daß er die Residenz gar nicht verlassen hat."

„Aber es hieß doch —"

„Es hieß, es hieß! Nun, keineswegs lasse ich mich durch die hämischen Sticheleien, die mich treffen mögen, abhalten, in die Residenz zurückzukehren, wenn der Graf

seine Hochzeit hält. Ich muß mich davon überzeugen, was hinter dieser sonderbaren Heirathsgeschichte steckt. Wäre er wirklich abgereist, so würde ich daran geglaubt haben, daß kein Herzensinteresse dabei im Spiele ist, und es wäre mir ohne Zweifel gelungen, den aberwitzigen Narren wieder . . . Aber," unterbrach sie sich plötzlich, als besinne sie sich, daß ihr Selbstgespräch nicht ohne Zeugen sei, „jetzt gehen Sie doch endlich einmal hinab! Wir kommen gleich nach!"

Die Gesellschaftsdame, die ihre Herrin wohl sehr gut kennen mochte, verschwand durch die Seitenthür, während sich Jene, ohne sich erst Zeit zu nehmen, ihr Kostüm abzuwerfen, in den nächsten Lehnstuhl fallen ließ. Im selben Augenblick trat ihr Begleiter in der Maske des Wahrsagers ein. Er wollte sich der Dame nähern, aber diese wandte unwirsch den Kopf zur Seite. So trat er an einen Tisch, legte die spitze Mütze, Bart und Perrücke sammt der Gesichtsmaske ab und blieb einen Augenblick unentschlossen stehen, um sich dann wieder umzudrehen. Er schien zu zögern, ob er sie ansprechen sollte. Endlich schritt er auf sie zu und sah ihr in das erregte Gesicht.

„Zürnst Du mir, Irene?"

Die Antwort war ein gezwungenes kurzes Lachen, das so verächtlich klang, als solle es überhaupt die Unmöglichkeit ausdrücken, sich über den Fragesteller zu erzürnen. Dieser trat jetzt noch näher heran.

„Du zweifelst doch nicht an meiner Liebe?"

„O keineswegs," spottete die Dame, ihren Stuhl mit

einer zornigen Bewegung nach rückwärts stoßend, um den Zwischenraum zwischen ihr und dem Manne zu vergrößern. „Aber ich habe es satt, mich täglich mit Dir zu zanken. Meinst Du, ich ließe mich von Dir tyrannisiren? Noch bin ich nicht Dein Weib!“

Er seufzte schmerzlich und wühlte nervös in seinen Haaren. „Freilich,“ fuhr er erbittert auf, „noch bist Du nicht mein Weib — willst Du es denn aber überhaupt jemals werden? Du quälst mich, Du treibst mich zum Wahnwitz durch Deine Launen!“

„Ah, Du drehst den Spieß um, machst mir den Vorwurf, den ich mit größerem Rechte Dir entgegen schleudern könnte, doch das ist ja Deine gewohnte Art und Weise! Aber ich wiederhole Dir, ich habe nicht länger Lust, Deine fortwährenden Zornesausbrüche zu ertragen.“

Er zitterte vor Erregung, als er den Talar herabriß und ihn mit Füßen trat.

„Du hast es darauf abgesehen, mich systematisch zu Grunde zu richten durch Dein Betragen, Irene,“ keuchte er; sein Gesicht hatte sich dunkelroth gefärbt. „Oder meinst Du, ich sollte mich noch freuen darüber, eine Rolle zu spielen, die mir sehr verächtlich erscheint? Doppelt verächtlich, weil ich mich dazu hergeben muß, mir noch selbst den Stachel in's Fleisch zu drücken.“

„Tobe nur aus, Stephan, tobe, so viel Du willst. Wenn Du es wünschest, so lasse ich durch das Stubenmädchen das ganze Hotelpersonal sammt den Gästen herbeirufen, um sie Alle zu Zeugen Deiner Wuthausbrüche zu machen.“

„Höhne nur, es steht Dir wohl an! Meinethalben mag es aber auch wirklich Jedermann hören, mich kümmert's nicht. Dir will ich jedoch sagen, daß ich nicht länger mit mir spielen lassen kann. Ja, wende Dich nur weg. Habe ich etwa nicht Recht? Verlange, daß ich mich dem Grafen Wernshausen mit der Waffe entgegenstelle, daß ich ihn tödte, ich will es thun, wenn es sein muß, aber ich will mich nicht von Dir narren lassen. Ich habe Dir freilich schon mein besseres Selbst geopfert, meine Ruhe, alle meine schönen Hoffnungsträume —"

„Und so weiter, und so weiter. Bitte, bemühe Dich nicht, ich kenne dieses Klagelied schon zur Genüge, wenn Du willst, sage ich es Dir auswendig her. Gut denn, so raffe Dich auf zu dem männlichen Entschlusse, den Du am Ende dieser Reden immer in's Treffen führst. ‚Ich sehe ein, daß ich meine Manneswürde nicht länger so mißhandeln lassen kann' — so heißt es ja immer am Schlusse, nicht wahr? Nun, so rette Deine Manneswürde, führe den Entschluß aus! Ich will Dich wahrlich nicht halten. Meinethalben magst Du morgen — ja sofort von mir gehen. Ich strecke keinen Finger aus, Dich zu halten!"

Der Maler biß sich auf die Lippen und rannte zwischen Thür und Fenster hin und her, als suche er sich gewaltsam zu bezwingen. Dies schien ihm endlich gelungen, denn als er nach einer Weile wieder vor der Baronin stehen blieb, war seine Stimme sehr ruhig geworden, nur dem leisen Beben des Tones merkte man die hindurchklingende Erregung an.

„Irene, es muß Dir selbst klar geworden sein, daß unser Verkehr in dieser Weise nicht länger fortbestehen kann. Ich bin Dir hierher gefolgt, fungire als Dein Reisemarschall, eine Art höherer Diener; gut, ich will dagegen nichts sagen, aber Du selbst nanntest mich schon Deinen Bräutigam, und ich fühle doch, daß ich vergeblich mich Dir aufopfere. Du hältst mich von Tag zu Tag hin, Du wirfst mir jetzt einen Brosamen Deiner Gunst, ein gnädiges Lächeln zu, um mir immer wieder zu sagen, Du müßtest unsere Verbindung wieder und wieder aufschieben."

„So, und hast Du denn nicht selbst versprochen, Dich meinem Dienst zu weihen, mir zu meinem Vorhaben behilflich zu sein, ehe Du meine Hand begehrst?"

„So lasse Deine Pläne endlich zur Reife kommen, stelle mich auf einen Posten, wo ich mir mit einem Schlage den Preis Deines Besitzes erringen kann, aber laß mich nicht zum Narren herabsinken, und ein solcher müßte ich sein, wenn ich nicht merken sollte, daß Dir Graf Wernshausen noch immer mehr gilt, als Du glauben lassen willst. Ich komme nach und nach zu der Vermuthung, Deine ganzen Plänkeleien hätten nur den Zweck, ihn gewaltsam wieder zu Dir zurückzuführen."

Die Gleichgiltigkeit, welche die Baronin bis jetzt geheuchelt hatte, wurde jetzt plötzlich durch einen Zornesausbruch unterbrochen. Sie sprang von ihrem Stuhle empor und trat auf ihn zu. Er brach ab, auch seine Stimme hatte sich mit seinen letzten Worten wieder gesteigert. Irene stand hart vor ihm. Ihre hohe Erscheinung schien ihn

fast zu überragen; er fühlte ihren heißen Athem in seinem Gesicht.

„Hüte Dich!" zischte sie zwischen den knirschenden Zähnen hervor, „hüte Dich, daß ich Dir nicht Dinge sage, die — die mich selbst gereuen könnten. Ich lasse mir keine Vorschriften von Dir machen, das merke! Wenn es Dir nicht gefällt, mich durch eine männliche, ausdauernde Beharrlichkeit zu gewinnen — so gehe!"

„Ja, ich gehe, da Du es denn so haben willst, aber ehe ich Dich verlasse, wiederhole ich Dir, daß ich überzeugt bin, Du habest ein innigeres Interesse an dem Grafen."

„Thor! Ich will mich an ihm rächen, aber ich liebe ihn ebenso wenig als Dich."

Brandt drehte ihr trotzig den Rücken zu und wandte sich gegen die Thür, durch welche sie Beide eingetreten waren. An der Schwelle blieb er nochmals stehen und sah zurück auf Irene, die sich in einen Schaukelstuhl geworfen hatte.

„Irene, laß mich nicht wirklich von Dir gehen —"

Sie erhob den Kopf. „Ach, Du bist noch da? Ich glaubte Dich schon unterwegs nach Deutschland."

Er lachte ärgerlich auf und trat einen Schritt vor. „Du liebst es, mich mit spöttischen Bemerkungen zu quälen, Du sprichst im Zorne Worte, deren Tragweite Du gar nicht zu ermessen vermagst, weil sie Dir nicht aus dem Herzen kommen, oder Du willst mich absichtlich von Dir entfernen, um darnach eine um so süßere Versöhnung zu ermöglichen; ich kenne Dich, das gehört so zu Deinen

Liebhabereien, aber ich kann mich nicht länger Deinen Launen fügen, das muß anders werden."

Sie trällerte leise eine Melodie vor sich hin und schaukelte sich taktmäßig weiter, wobei sie auf ihre Stiefelchen herablächelte, deren Spitzen mit regelmäßigem Aufschlag den Teppich berührten. Die Worte Brandt's schien sie gänzlich überhört zu haben.

„Hast Du mich verstanden?" rief er mit stärker erhobener Stimme.

„Ei, der Tausend, Du bist noch immer nicht fort? Du hörst doch, daß ich Dich nicht halte, Dir nicht einmal Rede stehe. Was willst Du noch hier?"

„Bringe mich nicht zum Aeußersten! Du baust auf meine Dir oft bewiesene Nachsicht, auf meine Liebe zu Dir, die bisher immer noch stark genug war, mich bei Dir zurückzuhalten. Aber Du spannst den Bogen zu stark — gib Acht, daß er nicht breche! Meine Geduld ist zu Ende. Wenn ich jetzt wirklich gehe, so kehre ich nicht nach einigen Stunden wieder zurück, wie neulich, um mich wieder auszusöhnen — diesmal scheiden wir für immer, wenn Du es willst. Merke es wohl! Mein Entschluß steht fest, ich schwöre es Dir zu!"

„Hahaha! Gehe doch mit Deinen Schwüren, Du glaubst ja selbst nicht mehr daran. Du bist ein energieloser Feigling, ein Egoist und Weichling, der nur mit Worten prahlt, aber niemals zum frischen Handeln kommt."

Er senkte das Haupt. Merkwürdig, diese beleidigenden Worte erregten nicht mehr seinen Zorn. Er nagte an seinem Schnurrbart und schielte zur Baronin hinüber,

aber diese schien seine Anwesenheit schon wieder vergessen zu haben.

„Wenn Du Recht hättest mit dieser Anklage," sagte er nun leise, wieder einen Schritt näher an sie herantretend, „durch wen wäre ich denn dann zum Feigling geworden, wenn nicht durch Dich? — Du hast mich gewaltsam dazu gemacht, und ich kann die ungeheure Macht, die Du auf mich ausübst, selbst nicht begreifen. Bin ich Dir ferne, so rafft sich der Rest von Entschlossenheit in mir auf und treibt mich dazu, meine unwürdigen Fesseln zu zersprengen, aber ich sehe Dich, ein Lächeln von Dir, ja nur ein Blick, und ich sitze wieder im Netze!" Er seufzte tief und schmerzlich auf. „Jetzt, das sehe ich ein, muß ich Dich verlassen, das steht fest. Aber Du könntest mir doch zum Abschied die Hand reichen, oder nur ein Wort, ein ganz kleines, winziges Wörtchen sagen. Willst Du nicht?"

„Adieu!" lachte sie und setzte ihren Schaukelstuhl auf's Neue in Bewegung. „Da hast Du das erbetene letzte Wort."

„Nein doch, Irene, spiele nicht länger mit mir Komödie, Du weißt ja, wie weh Du mir thust, wie schmerzlich mich Dein Spott verwundet, und Du willst mich ja doch nicht von Dir stoßen — nicht wahr, Irene, nein?" Er stand vor ihr wie ein Bittender, seine Hände waren wie flehend ineinander geschlungen, seine bleichen Wangen zitterten und in seinen Augen glänzten helle Thränen. „Irene, liebst Du mich wirklich nicht?"

Sie bog ihren Schaukelstuhl weit zurück und betrachtete ihn unter ihren langen gesenkten Wimpern hervor, während

ein triumphirendes Lächeln ihre Lippen kräuselte; ihre Hand winkte wie spielend fortwährend nach der Thür.

„Liebst Du mich wirklich nicht, Irene?" wiederholte er.

Sie lächelte stärker und schüttelte den Kopf, dazu wieder mit dem Stuhle auf und nieder schaukelnd, als wolle sie auch dadurch eine Verneinung ausdrücken. Ihr Blick haftete dabei an der Decke, als betrachte sie die Stukkatur da oben.

„Irene, Du mein Dämon, Du mein Gott — mein Alles!" rief er und stürzte vor ihr auf die Kniee, ihre Hand gewaltsam an sich ziehend und sie mit seinen Küssen bedeckend. „Ich will ja auch fernerhin Dein Sklave, Dein willenloses Spielzeug sein, ja denn — aber stoße mich nicht zurück! Habe Mitleid mit mir und gib Dir wenigstens den Anschein, als liebtest Du mich, wenn Du es schon nicht wirklich kannst. Sieh, hier bettle ich zu Deinen Füßen, nicht um Deine Liebe, Deine Hand, nein, um die Erlaubniß, Dein Knecht sein zu dürfen. Ich — ich kann ja nicht von Dir lassen. Mein nächster Gang von hier müßte direkt zum Tiber führen, um mein werthloses Leben zu endigen, wenn ich es Dir nicht weihen darf. D'rum, laß mich bei Dir bleiben, Irene!"

„Kindskopf," lachte sie leise und wühlte ihm mit der freien Linken im Haar. „Wann wirst Du denn endlich vernünftig werden?"

Er sprang auf und sah sie mit strahlendem Blick an, als habe sie ihm die köstlichsten Güter geschenkt.

„Nicht wahr, Du liebst mich doch, Irene?" bat er. Sie reichte ihm lächelnd die Spitze ihres kleinen Fingers

zum Kusse, dann erhob sie sich langsam vom Stuhle und warf jetzt erst den blauen Sammetdomino von den Schultern.

„Und Du willst mein Weib werden? Ich darf Dich durch's Leben führen?“

„Vorerst führen Sie mich in den Speisesaal hinab, Herr Stephan Brandt, ich habe einen sehr prosaischen, aber natürlichen Hunger.“

Damit nahm sie seinen Arm und zog ihn mit sich hinaus auf die Treppe, auf seine zärtlichen Blicke und Worte nur mit Lachen antwortend.

— — — — — — — — — — — — —

Graf Goswitz und Professor Lorensen blieben lange beisammen in dem gemüthlichen Gasthofe, in welchem sie eingekehrt waren, und es war ziemlich spät geworden, als sie endlich aufbrachen und wieder auf die Straße hinaustraten. Sie beschlossen, noch einen Spaziergang in den Abendstunden durch die hell erleuchteten Hauptstraßen zu machen, die im Gaslichte mit ihrem buntfarbigen Maskengewühl einen noch weit anziehenderen Anblick gewähren mußten, als bei Tage. Da sie aber nicht länger Lust hatten, durch ihre Kostümirung selbst zur Maskerade beizutragen, ließen sie sich vorerst in ihr Hotel fahren, wo sie ihre Karnevalsanzüge mit Straßenkleidern vertauschten.

Als sie Arm in Arm den Gasthof wieder verließen, wandten sie sich der Piazza zu, die sie heute Mittag mit ihrem Kabriolet durchkreuzt hatten.

„Fürwahr, ein herrliches Bild!“ rief der Professor, seine Blicke nach allen Seiten hin streifen lassend. „Wer das mit dem Pinsel festhalten könnte!“

„Wohl Niemand, denn der Hauptreiz dieser Scene: die quecksilberne Beweglichkeit, das Durcheinanderfluthen der Massen ist doch auf der Leinwand nicht wiederzugeben."

„Aber ich bemerke zu meinem Erstaunen nur sehr wenige von den Masken, die wir am Tage gesehen, oder täusche ich mich?"

„Keineswegs. Sie sehen jetzt auch nur noch wenig Equipagen und fast durchweg nur Miethsfuhrwerk; was sich zu dieser Stunde direkt am Maskentreiben betheiligt, ist eben das eigentliche Volk, darum aber erscheint das Bild auch noch einmal so beweglich. Sie werden also wohl vergebens nach unserem schwarzen Wahrsager und seiner Begleiterin im blauen Sammetdomino ausschauen. Die Beiden scheinen den besten Kreisen anzugehören, schon nach dem kostbaren Kostüm und der eleganten Equipage zu schließen. Es ist eigentlich schade, daß wir den Wagen nicht verfolgt haben. Wir hätten vielleicht doch das Hotel oder das Privathaus erforschen können, das sie bewohnen, und dann wäre es wohl ein Leichtes gewesen, Näheres über das Paar zu erkunden."

„Ich glaube kaum, denn wenn sie Grund hatten, sich vor uns zu verbergen, was ich übrigens bestimmt glaube, so hätten sie wohl Gelegenheit gefunden, uns von ihrer Spur abzubringen, indem sie ganz einfach im nächstbesten Hotel ihre Kostüme ablegten oder wechselten."

Als die zehnte Abendstunde vorüber war, wandten sich die Beiden nach der Richtung, in der ihr Absteigequartier lag.

„Ach, was mir da einfällt," begann Goswitz unterwegs. „Ehe wir die ewige Stadt verlassen, will ich Ihnen noch eine Sehenswürdigkeit zeigen, die Ihnen wahrscheinlich noch unbekannt sein dürfte: eine sogenannte noble Spielhölle. Kommen Sie, ich treffe schon einen Bekannten dort, durch den ich Eingang finde."

Lorensen interessirte sich thatsächlich für die in Aussicht gestellte „Sehenswürdigkeit".

„Wir werden also ein Stück Nachtleben Roms mehr kennen lernen? Wohl ein etwas dunkel gefärbtes Gemälde?"

„Nein, denn das Lokal, in welches ich Sie zu führen gedenke, wird meist nur von den Spitzen der römischen Gesellschaft besucht und von den Fremden, die sich der Bekanntschaft derselben erfreuen. Es ist keineswegs ein versteckter Winkel, der die Augen der Polizei zu scheuen hätte, nein, eine Art Adelskasino, wo eben nur in abgesonderten Räumen hazardirt wird. Das könnten Sie allerdings auch in deutschen Städten finden, denn das Hazardspiel florirt in jedem solchen Clubhause und wird von der wohlunterrichteten Polizei geduldet, die ihr Auge nur auf die niedrigeren Spielhöllen richtet. Was aber den Club, den ich im Auge habe, von allen derartigen unterscheidet, das ist der Zusammenfluß von vornehmen Fremden aller Nationalitäten, der besonders jetzt zur Zeit des Karnevals ein außergewöhnlich starker sein dürfte. Nun, Sie werden selbst bei flüchtigster Beobachtung den Fremden vom Einheimischen unterscheiden können, denn nirgends tritt wohl die Eigenart des Italieners mehr zu Tage, als beim Glücksspiel. Sie haben

wohl schon Arbeiter und Lazzaroni bei jenem Fingerspiel gesehen, das sie Mora nennen? Nun, vergegenwärtigen Sie sich die Mienen, die Erregung dieser Leute, und Sie können dasselbe Bild getrost auch auf die Spieler in den vornehmsten Klassen der italienischen Gesellschaft anwenden; es liegt ein nationaler Charakterzug darin, der sich nicht verleugnen läßt."

Sie betraten jetzt ein vornehm aussehendes Gebäude in einer weniger belebten Seitenstraße. Auf der mit einem weichen Teppich belegten, hell erleuchteten Treppe begegneten sie Niemand. Erst im ersten Stockwerke trat ihnen ein gallonirter Diener entgegen.

„Ist Graf Primavesi anwesend oder Marchese Fridrigotti?" frug Goswitz.

„Der Marchese ist hier, ich werde ihn herausrufen," entgegnete der Lakai, der sofort errieth, zu welchem Behufe der Graf diese Namen der beiden ihm bekannten römischen Kavaliere nannte. Wenige Minuten später betrat auch ein kleiner, sehr gezierter Herr, mit pechschwarzem Henriquatre im bronzefarbigen Gesichte, den Flur und empfing Graf Goswitz mit echt südlicher Ueberschwenglichkeit. Nachdem der Marchese mit dem Professor bekannt gemacht worden war, traten die drei Herren gemeinschaftlich in die feenhaft erleuchteten Kasinoräume, die ungemein reges Leben zeigten.

Im ersten und zweiten Saale wurde gespeist, gelesen, geraucht, geplaudert, und zwar in den zwanglosesten Gruppen; vier kleinere Nebenräume waren von Karten- und Brettspielern besetzt. Erst das letzte, ziemlich geräumige

Zimmer diente den Glücksspielen. Als Hauptaltar war in der Mitte eine riesige Roulette aufgestellt, der sich im großen Kreise einige Tische mit Trente et Quarante und den anderen Hazardspielen anschlossen, bei welchen Karten zur Verwendung gelangen.

Der Saal war trotz der wahrhaft erdrückenden Hitze, die hier herrschte, derart gefüllt, daß der Marchese seinen Gästen nur mit Mühe Eingang verschaffen konnte. Lorensen und Goswitz drängten sich langsam durch die Reihen der Spieler, welche die verschiedenen Tische umstanden. Die furchtbare Schwüle und mehr noch die Leidenschaft, welche die Gemüther der hier Versammelten durchwühlte, ließen die verschiedenen Gesichter meist wie in Purpur getaucht erscheinen.

Die Neuangekommenen hatten aber noch nicht zehn Minuten in dem Spielsaale verweilt, Graf Goswitz konnte seinen Begleiter kaum auf diese oder jene besonders interessante Gruppe aufmerksam machen, als das allgemeine Gemurmel, das hier unaufhörlich von Mund zu Mund ging und sich dem einförmigen Rauschen eines Wasserfalles ähnlich anhörte, durch einen lauter geführten Wortwechsel aus einer entfernten Ecke her übertönt wurde, der im Nu zu einem förmlichen Tumult anschwoll. Man drängte herzu, nach der Ursache des Lärmens zu forschen. Auch Goswitz und der Professor näherten sich jenem entfernteren Tische, den eine dichte Schaar umringte.

„Ein Betrüger, sage ich, ein Schurke sind Sie, denn Sie spielen falsch!“ zeterte eine Stimme in französischer Sprache.

Mehr konnte man nicht vernehmen, denn das Schreien, das von dem betreffenden Kartentische ausging, vermischte sich im Nu mit dem Durcheinanderrufen, den Fragen und Erkundigungen der übrigen Anwesenden. Alles drängte heran. Goswitz wurde im Gewühl von dem Professor und dem Marchese getrennt und gegen einen Mauervorsprung gedrängt, neben welchem eine niedrige Thür direkt auf den Korridor hinausführte. Von dem Tische her, von welchem die furchtbaren Worte, die wie eine Bombe in die Gesellschaft gefahren, ertönt waren, machte sich jetzt eine auffällige Gegenströmung bemerkbar. Mühsam bahnten sich einige Männer den Weg durch das Gedränge und strebten gerade der Thür zu, neben welcher Graf Goswitz stand. Der ohrenzerreißende Lärm rings umher lähmte ihm beinahe die Sinne. Er sah fast nur wie im Traume, daß der erste der jener Thür Zustrebenden, welcher im Gegensatze zu den Uebrigen eine fahle Blässe auf den schweißtriefenden Wangen trug, heftig mit den Händen gestikulirte und in die Menge hineinschrie.

„Ich sah es selbst — hier ist ja noch die zweite Karte, die er auf der Brust verborgen hatte, der Elende!" kreischte ein Anderer, derselbe Franzose von vorhin, schleuderte ein Kartenblatt über die Köpfe der Herumstehenden und versetzte dem bleichen Manne, der mit den Armen in der Luft herumfocht, einen kräftigen Stoß vor die Brust, der diesen zurücktaumeln ließ und ihn unfehlbar zu Boden geworfen hätte, wenn dies in dem herrschenden Gedränge überhaupt möglich gewesen wäre. Dann wurde der Angegriffene zu der kleinen, rasch geöffneten Thür hinaus-

gedrängt. Als der Unglückselige so unmittelbar an Goswitz vorüberkam, hob dieser mit einem Ruf des Erstaunens den Kopf. Dieses Gesicht war ihm plötzlich sehr bekannt vorgekommen. Wo hatte er jene scharfgeschnittenen Züge nur gesehen? Er durchflog im Geiste, so rasch er konnte, die zahlreichen Bekanntschaften, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte, ehe er jedoch noch zu einem Ergebniß gelangen konnte, wurde er von der Strömung ergriffen, die sich durch die kleine Hinterthüre in den kühlen Korridor hinauswälzte. Hier athmete Goswitz erleichtert auf und sammelte seine Gedanken, die durch den Lärm ganz betäubt worden waren.

Immer mehr Gäste sammelten sich auf dem Flur an, bildeten Gruppen, unterhielten sich eifrig in einem Kunterbunt aller lebenden Sprachen und deuteten die Treppe hinab, die vor wenigen Minuten der entlarvte Falschspieler hinabgeeilt sein mochte. Unter den zuletzt Herausdrängenden befanden sich auch Marchese Fridrigotti und Professor Lorensen, die sofort auf Goswitz zutraten, der ihnen schon von Weitem entgegenwinkte, um sie auf sich aufmerksam zu machen.

„Kennen Sie diesen Mann, der da eben beim ‚Korrigiren seines Glückes‘ ertappt wurde, Herr Marchese?" rief er dem Italiener zu.

„Nein, wahrhaftig nicht," stotterte dieser in höchster Verlegenheit. „Sie sehen mich überaus peinlich berührt von diesem Zwischenfalle, welcher — mein Gott, der Skandal vor den Fremden — ich vermag mich kaum zu fassen, unser Kasino ist für immer beschimpft! Wer

mag den Schuft nur eingeführt haben? Von all' den Herren, die ich darnach fragte, wollte Niemand auch nur den Namen wissen."

Während sich der Marchese noch in unterschiedlichen Klagen erging, wandte sich Graf Goswitz mit blitzenden Augen an den Gelehrten: „Haben Sie ihn gesehen, den Unglücklichen?"

„Nein, ich stand zu entfernt, um sein Gesicht zu sehen. Ich hörte nur, daß er beim Pharao betrogen haben soll."

„Nun, ich sah ihn und habe in ihm wunderbarer Weise einen Mann erkannt, dem ich erst vor Kurzem in unserer Residenz begegnete."

„Was?" lachte der Professor, „schon wieder eine alte Bekanntschaft? Das ist komisch!"

„Ja, jetzt klärt sich mein Gedächtniß. Es ist ein Mann, der sich für eine spanisch-arabische oder indische Hoheit ausgibt, der in der Residenz verkehrte und dem ich etliche Male in der Gesellschaft begegnete. Er nennt sich Prinz Othenio Vamillarez."

„Ein stolzer Titel, wahrhaftig, der mit seinem sauberen Gewerbe in keinem Einklange stünde, wäre es nicht bekannt, daß eben gerade ein solcher Titel einen vortrefflichen Deckmantel zu den plumpesten Beutelschneidereien abgibt."

„Was treibt denn aber diesen Herrn dazu, hier in Rom aufzutreten; bei uns zu Hause scheint er doch mindestens mit demselben klingenden Erfolge sein Metier betrieben zu haben. Dazu bildete dort eine gewisse Baronin Mühlhoff den Magnet, der ihn, gleich manchen Anderen,

festzuhalten schien. Oder sollte auch diese Dame hier anwesend sein?"

Marchese Fridrigotti war ganz bestürzt über den Skandal und erschöpfte sich in leidenschaftlichen Verwünschungen des eleganten Gauners.

„Ich bedaure nur Ihre Gesellschaft," sagte Goswitz, „die durch diesen Abenteurer so peinlich kompromittirt wurde. Man wird aber die Sache doch wenigstens nach außen hin vertuschen können?"

„Ich hoffe es," seufzte der Marchese. „Wenn nur nicht schon irgend so einer von den verteufelten Zeitungsschreibern, die überall ihre Spürnasen haben, davon Witterung erhielt. Es ist entsetzlich!"

„Nun, beruhigen Sie sich, Herr Marchese, hoffen wir das Beste!" Damit reichte ihm Goswitz die Hand und verabschiedete sich, da es mittlerweile schon sehr spät geworden war. Dann ließen er und Lorensen sich ihre Ueberröcke und Hüte durch den Diener bringen und verließen das Kasino, in dem sich gerade heute eine so unangenehme Geschichte ereignen mußte, wie Marchese Fridrigotti, der sie die Treppe hinabgeleitete, unter fortwährenden Seufzern bedauerte, als gälte es, sich vor den Gästen zu entschuldigen.

Als Goswitz mit seinem Begleiter in das Hotel zurückkehrte, bildete natürlich noch immer die eben erlebte Scene im Spielhause den Gegenstand ihres Gespräches.

„Es ist eigentlich schade, um nicht zu sagen verwerflich," bemerkte der Schwede, „daß man aus Rücksichten für das vornehme Kasino solche Sachen allenthalben todt-

schweigt, denn nur dadurch wird es solchem Gelichter, dem jener famose Prinz angehört, möglich, seine saubere Thätigkeit an anderen Orten fortzusetzen."

„Freilich, so dauert es oft Jahre, bis einen solchen Schwindler sein Schicksal endlich erreicht. Aber das wird leider überall so gehalten."

Neunzehntes Kapitel.

Karneval in der Residenz.

Im Familiensalon des Palais Wernshausen saß der verwittwete Freiherr v. Blank mit Baron Limbach vor dem Schachbrette. Comtesse Kamilla spielte mit ihrem Bologneserhündchen, dessen drollige Beweglichkeit ihre Heiterkeit erregte.

„Ach, Charlotte, sehen Sie doch, wie gut Hektor schon Schildwache stehen kann! — Stillgestanden, du kleine Kröte! Ah, du willst schon wieder faul werden?" Damit stellte das übermüthige Mädchen den niedlichen Hund auf's Neue in die Sophaecke. „Gib Acht, mein Liebling, wenn du gelehrig bist, dann bekommst du ein Stück Zucker."

Charlotte blickte von ihrem Stickrahmen empor auf das reizende Bild. Ihre Trauerkleider ließen erkennen, daß sie den Tod eines lieben Angehörigen beklagte. Und so war es auch. Sie hatte eine trübe Weihnachtszeit verlebt. Gerade am Stephanustage hatte man Herrn Walker, den alten Schreiber, auf den Friedhof getragen. Er hatte sich von seinem Krankenlager nicht mehr erhoben; das Lungenleiden war schon so weit vorgeschritten gewesen, daß der Tod nicht mehr lange auf sich warten ließ. Doch

der Alte war mit erleichtertem Herzen aus dem Leben geschieden, das ihm in den letzten Jahren so verbittert ward; er sah ja die Zukunft seiner Familie gesichert.

Charlotte war dann mit dem Neujahrstage in den Palast Wernshausen eingezogen als Gesellschafterin der Comtesse, die natürlich mit Enthusiasmus den Vorschlag des Hausfreundes, des Baron Limbach, annahm, und ihren Vormund, den Freiherrn v. Blank, so lange mit Bitten bestürmte, bis dieser von Graf Wladimir die Erlaubniß einholte, die junge Dame aus der ihr verhaßten Pension zu nehmen. Charlotte konnte also schon im Voraus darauf rechnen, von ihrer Schutzbefohlenen als Retterin begrüßt zu werden, und so hatte sich auch das Verhältniß zwischen den Beiden bald zu einem sehr freundschaftlichen gestaltet. Kamilla's offenes, vertrauliches Kindergemüth, ihre übermüthige Laune konnten nur dazu beitragen, den Schmerz Charlottens über den Verlust des geliebten Vaters zu mildern. Was ferner geeignet war, Charlotte mit dem unvermeidlichen Schicksal einigermaßen zu versöhnen, das war ihr angenehmes Bewußtsein, daß sie die theure Mutter der bisherigen drückenden Sorgen enthoben wußte. Charlotte sah sich in Stand gesetzt, Frau Walker von ihrer aufreibenden Thätigkeit als Handarbeiterin zu befreien und ihr den lange gehegten Herzenswunsch zu befriedigen, sich aus der verhaßten Hauptstadt in das traute rheinische Provinzstädtchen zurückzuziehen, wo sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verlebt hatte, um dort in sorgloser, behaglicher Beschaulichkeit ihren Lebensabend zu beschließen.

Die Alles heilende Zeit hatte auch auf den Liebeskummer Charlottens ihren wohlthätigen Einfluß geäußert. Es erging ihr damit, wie später mit der Erinnerung an den verstorbenen Vater, sie gedachte ihrer so schwer gekränkten Liebe nur noch, wie man eines Todten gedenkt, den man schon vor langer, langer Zeit eingesargt hat.

Der innige Verkehr mit Kamilla, der ewig heiteren, stets zu kindisch übermüthigen Kraftstreichen Aufgelegten, ließ ihr auch wenig Muße, ihren wehmüthigen Betrachtungen nachzuhängen, und sie gab sich auch der Freundschaft zu dem jugendfrischen, treuherzigen Geschöpf um so lieber hin, als sie gar bald die beruhigende Wirkung erkannte, die diese im Verein mit der neuen, behaglichen Umgebung auf sie ausübte.

„Aufgepaßt, mein Freund!" fuhr Kamilla fort in dem launigen Unterricht ihres Bologneser8. Sie warf eine abgehaspelte Seidenspule über den Teppich und ließ sie von Hektor apportiren. Seine komische Hast, mit der er dem beweglichen Dinge nachsprang, machte das junge Mädchen hell auflachen. Sie lief dem Thiere nach, zog es bei seinem weißen Seidenvließ empor und wälzte sich mit ihm unter tollen Neckereien auf dem Divan. Der Hund kläffte und versuchte den Finger zu haschen, den ihm seine Herrin um die niedliche Schnauze fahren ließ, bei jedem vergeblichen Versuche des kleinen Gespielen ein silberhelles Lachen ertönen lassend.

„Aber ich bitte Sie, Comtesse, Sie stören uns ja mit ihrer muthwilligen Heiterkeit! Sie haben Schuld daran, wenn der Freiherr die Parthie verliert!" rief Limbach

von dem Spieltischchen herüber, wo der Kampf auf dem Schachbrette ausgefochten wurde.

Aber Kamilla schien wohl zu wissen, daß die Entrüstung des Hausfreundes nicht besonders ernst zu nehmen sei, denn sie ließ sich in ihrem kindischen Treiben keineswegs stören. Sie brachte sogar in ihre Exerzitien mit Hektor eine Abwechslung, indem sie ihn heimlich bedeutete, die Figuren des Schachbrettes zu apportiren, die zufällig vom Spieltische auf den Boden hinabgerollt waren. Wie gehetzt sprang Hektor auf das bezeichnete Objekt und rannte dabei so wild an den Schachtisch, daß Baron Limbach rasch zugreifen mußte, um ihn vor dem Umstürzen zu bewahren, was Kamilla natürlich ungeheuer belustigend dünkte.

„Wahrhaftig," lachte Herr v. Blank ärgerlich auf und drohte dem Mädchen mit dem Finger, „wir thaten nicht gut daran, diesen übermüthigen Kobold aus der Pension zu nehmen. Glaub's wohl, daß das strenge, ernste Regiment daselbst nicht nach Deinem Geschmacke war. Aber wir können ja noch immer den Fehler verbessern, indem wir Dich auf's Neue dahin bringen."

„Dann sterbe ich in den ersten vierzehn Tagen, Onkel, darauf kannst Du Dich verlassen!" betheuerte die Comtesse. „Oder ich kehre dort das Unterste zu oberst, daß sie mich wegen Gemeingefährlichkeit wieder fortjagen."

„Aber Kamilla!" ermahnte Charlotte, während die Herren lachten, und zog sie neben sich auf einen Stuhl. „Jetzt seien Sie einmal hübsch artig, Sie großes Kind. Wollen Sie sich nicht mit einer Handarbeit beschäftigen?"

„Nun ja, weil Sie es wünschen," sagte Kamilla, umschlang zärtlich den Nacken der Freundin und setzte, gegen die Herren gewandt, hinzu: „Charlotte ist meine Gebieterin, die einzige, der ich mich füge, merken Sie sich das, hochgeschätzter Herr Baron."

„Da werden wir uns also immer an Fräulein Walker wenden müssen, um Ihr ungeberdiges Trotzköpfchen zur Raison zu bringen?"

„O, das dürfte Ihnen nicht viel nützen, denn Charlotte hält treu zu mir. Wir haben beschlossen, uns niemals zu trennen, nicht wahr? Wir haben uns gegen die Männerwelt verschworen. Wenn ich majorenn sein werde, ziehe ich mich mit meiner Freundin auf ein einsames Gut zurück oder wir gehen auf Reisen, sehen uns die Welt an und blicken mit vornehmer Verachtung auf das ganze eitle, herrschsüchtige Männergeschlecht herab. Nicht wahr, Charlotte, wir werden uns niemals unter das Ehejoch beugen, wir bleiben ledig?"

„Zuversichtlich, Kamilla!" stimmte die Freundin mit wehmüthigem Lächeln bei.

„Das sind ja ganz furchtbare Projekte," lachte Herr v. Blank, „eine förmliche Verschwörung gegen die Männer."

„Ein erhabener Entschluß!" bekräftigte der Baron. „Aber Sie werden doch hoffentlich nicht vergessen, auf diese projektirten Reisen Ihre Puppen mitzunehmen, Comtesse? Ich weiß, Sie können deren Gesellschaft noch nicht entbehren."

„Sie sind ein abscheulicher Mensch!" rief Kamilla entrüstet, während ihr Gesichtchen eine dunkle Röthe über-

zog. „Kommen Sie, Charlotte, räumen wir das Feld, ich habe nicht Lust, mich den ewigen Angriffen dieses unausstehlichen Barons auszusetzen.“

Limbach lachte, während er sich über das Schachbrett beugte und den letzten Zug that. „Schach und — Matt, Herr v. Blank! Jetzt hat Sie das drohende Schicksal erreicht.“

„Das war eigentlich eine Ueberrumpelung; ich vergaß — statt des vorletzten Zuges mit dem Springer — den schwarzen Läufer zurückzuziehen, es wäre eine Deckung gewesen, die das Matt mindestens noch verzögert hätte. Aber daran bist wirklich nur Du Schuld, Kamilla, Dein Lärmen macht es unmöglich, einen bestimmten Plan festzuhalten.“

Kamilla zuckte die Achseln, nahm Hektorchen auf den Arm und näherte sich der Thür, der Freundin zuwinkend.

„Es ist in der That besser, wenn wir uns zurückziehen, um die Herren nicht zu stören,“ sagte Charlotte, mit ihrer Stickerei der Comtesse folgend.

„Bitte, entbieten Sie Ihrer Puppe meine freundschaftlichsten Grüße!“ rief Limbach Kamilla noch lachend nach, während er die Schachfiguren wieder auf das Brett stellte. „Ist Ihnen noch eine Parthie gefällig, Herr v. Blank?“

„Sofort! Ich zünde mir nur noch eine Cigarre an, bitte, bedienen Sie sich gleichfalls. Da uns die Damen schon ihre Gesellschaft entzogen haben, wollen wir uns wenigstens durch eine Havanna entschädigen.“

„So nützt man jedes Ungemach.“

„Ich kann Ihnen wahrlich nicht genug danken, liebster

Baron, daß Sie mir die Einsamkeit meines Lebens in diesem Hause mit Ihrer Gesellschaft würzen. Vor Kurzem noch ein Brennpunkt der hauptstädtischen Geselligkeit, ist dieser Palast nun die reine Einsiedelei geworden. Herbert ist fast den ganzen Tag nicht zu Hause; wenn er nicht, wie gewöhnlich, einen Abstecher auf's Land hinaus zur Jagd macht, treibt er sich ewig auf dem Wege nach Goseck herum. In Gesellschaft sieht man ihn nur höchst selten, und ich glaube, er spricht auch bei seiner Braut nicht allzu oft vor. Eine eigenthümliche Art von Liebe das. Er, sonst der feurige, leidenschaftliche Brausewind, und jetzt so kalt, so förmlich, als bereite er sich auf die Stelle eines Oberhofceremonienmeisters vor. Oder sollte sich etwa der arme Junge Gewissensbisse machen wegen der Mühlhoff?"

Limbach schwieg und zuckte die Achseln. Er durfte ja dem Freiherrn nicht seine Bedenklichkeiten mittheilen.

„Nun, ich will nur hoffen, daß das anders wird, wenn er erst die Frau in's Haus bringt," fuhr Herr v. Blank fort, „und einstweilen segne ich den Umstand, daß Sie für diesen Winter Ihrer Gewohnheit, die Welt nach allen Richtungen zu durchstreifen, untreu geworden sind; so genieße ich wenigstens ab und zu Ihre Gesellschaft."

„Ich hätte mir das vor einigen Monaten allerdings selbst nicht träumen lassen. Aber ich habe Herbert das Versprechen gegeben, ihn hier in gewisser Hinsicht zu vertreten. Dies gelang mir aber nicht in der von mir vermutheten Weise. Ich konnte ihm keinen Dienst leisten

mit meinem Ausharren am hiesigen Platze, und hätte deshalb auch schon gewiß meine Siebensachen wieder gepackt, wenn ich nicht im letzten Augenblick hier einen Anziehungspunkt gefunden hätte, der mich an die Scholle fesselt. Sie wissen ja, daß ich seit Neujahr so halb und halb unter die Schriftsteller gegangen bin."

„Ja, ich hörte davon. Vollbrecht ist jener Anziehungspunkt, welchen Sie erwähnten?"

„Ja, wir haben einander kennen gelernt und Gefallen aneinander gefunden. Ich entdeckte in dem begabten jungen Manne einen Denkerkopf, wie er trefflich in unsere Zeit paßt, das heißt: im edelsten Sinne des Wortes — als Lehrer. Vor acht Wochen noch gänzlich unbekannt, hat er sich heute bereits in einem, wenn auch noch kleinen Leserkreise einen Namen gemacht, der bald zu einem berühmten werden wird. Sein Roman ‚Brennende Welten' ist wirklich ein originelles, geistsprühendes Werk, durchhaucht von einer wackeren, gesunden Lebensanschauung, die mit klarem Blick das Gepräge unseres Zeitalters erfaßt. Die Kritik der ersten Blätter hat sich mit fast einmüthigem Lob darüber ausgesprochen. Und mir hat Vollbrecht so ganz und gar darin aus der Seele geredet, daß ich mich mit jeder Zeile mehr zu ihm hingezogen fühlte. Wir haben uns ausgesprochen und sind schließlich einig geworden, eine Idee gemeinschaftlich auszuführen. Vielleicht wird diese Idee schon in einem Vierteljahre als Lustspiel über die Bretter gehen, was ich allerdings nur dem Fleiße Vollbrecht's verdanke, denn ich käme niemals über die Exposition hinaus. Ich kann

deshalb auch keinen Anspruch erheben, daß mein Name als der des Mitautors genannt wird, ich begnüge mich mit der freudigen Empfindung, im Geheimen mitgearbeitet zu haben. Ich hätte wirklich nie geglaubt, daß meine verstreuten Gedanken einst noch gedruckt in's Publikum gelangen würden. Aber ich habe mit einem Male Geschmack daran gefunden."

„Aber ich begreife dabei immer noch nicht, warum Sie Ihrer Reiselust entsagt haben. Sie könnten doch an beliebigem Orte Ihre Projekte ausbauen, und wenn ich schon zugeben will, daß Sie vielleicht gerade nur im persönlichen Verkehr mit Ihrem Geistesassocié die richtige Anregung finden mögen, so könnte doch Herr Vollbrecht Sie begleiten?"

„Ich habe ihm auch schon einen ähnlichen Vorschlag gemacht, aber er will davon nichts wissen. Er scheint durch ganz mächtige Magnete hier festgehalten. Ich werde einmal Fräulein Walker darüber auszuforschen suchen; ich glaube, sie weiß am besten darum."

„Ah — Sie meinen, Vollbrecht und Fräulein Charlotte ... hm!"

„Ganz richtig, Vollbrecht und Charlotte, das meine ich. Es scheint dieses Verhältniß indeß ein ganz eigenartiges zu sein, denn ich wüßte nicht, was Richard jetzt, wo er eine glänzende Laufbahn vor sich sieht und auch materielle Erfolge aufzuweisen hat, abhalten könnte, seiner Herzensneigung zu folgen, oder wenigstens mir in dieser Beziehung reinen Wein einzuschenken. So aber entwindet er sich allen meinen Anspielungen, die nach dieser Rich-

tung zielen, mit einer eigenthümlichen Befangenheit, die ich mir nicht recht erklären kann."

„Soviel ich beurtheilen kann, scheint Fräulein Walker ihn sehr hochzuschätzen, ja sie nennt ihn ihren einzigen Freund."

„Und doch leugnete er am Anfang unserer Bekanntschaft mit großer Entschiedenheit, daß ein innigeres Verhältniß zwischen ihm und ihr bestehe."

„Nun, es kommt uns nicht zu, dem weiter nachzuforschen. Es begegnet Einem im täglichen Leben nur allzu oft ein ganz Unerklärliches, wie zum Beispiel die Verlobung Herbert's mit der Tochter des Notars Trenner. Apropos, haben Sie gar nichts mehr von Frau v. Mühlhoff vernommen, sie scheint ja mit einem Male wie von der Erde verschwunden zu sein? Herr v. Püllnitz, der ihr bekanntlich sehr stark den Hof machte, will die Dienerschaft im Palais vergeblich nach dem Aufenthalt ihrer Herrin gefragt haben."

„Und dann wollen Sie von mir eine Auskunft erhalten?" rief Limbach lachend. „Ich verkehre ja gar nicht mehr in diesen Kreisen, wie Sie wissen."

— — — — — — — — — — — —

Als Baron Limbach seiner Wohnung zuschritt, die in einem stillen, abgelegenen Viertel sich befand, konnte er im flüchtigen Streifzuge alle die Abstufungen durchmessen, mit welchen die Residenz den Karneval feierte. In großem Bogen umging er den hellerleuchteten Palast, vor welchem eine schier endlose Reihe von Equipagen ihren Inhalt an vornehmen Ballgästen in das teppichbelegte

Vestibüle entleerte. In einer anderen Straße sah man an den Fenstern eines Hotels die Schatten der tanzenden Paare vorüberhuschen; hier überließ sich die Elite der Bürgerwelt dem Faschingsvergnügen. In einem engen Seitengäßchen drang aus den geöffneten Fenstern einer Kutscherkneipe, wie auf den widerlich von Branntwein durchdufteten Dunstwolken getragen, der kreischende Ton einer Fiedel, begleitet von Klarinettengequiek; das Aufstampfen auf die Dielen, gröhlende Jubelstimmen ließen errathen, daß man auch hier dem Karneval Tribut zollte.

Noch auffallender wurde der Gegensatz an einer der modernen Miethskasernen in einer weniger belebten vorstädtischen Straße. In der ersten Etage sah man hellen Lichterglanz, hier und da klangen besonders laute Akkorde eines Klaviers herab — hier schien der Hausbesitzer, vielleicht ein wohlhabender Kaufmann, seinen Hausball zu geben. Limbach's Blick streifte auch die kleinen Fenster, die sich nur einige Zoll über das Niveau des Straßenpflasters erhoben — es waren die erbärmlichen Licht- und Luftlöcher zu den Kellerwohnungen, in welche sich das Elend der Großstadt zu verkriechen pflegt. Oben helle Freude, Schwelgen im heiteren Gelage bei Musik und Tanz — hier unten, unter demselben Dache, die düstere, unheimliche Ruhe der Noth. So enge berühren sich in der Hauptstadt die Gegensätze.

Limbach blieb in diese Betrachtung versunken einen Augenblick stehen und starrte auf den fahlen Lichtschein, der durch die rothen, schmierigen Kattunvorhänge dieser Kellerfenster hervordämmerte. Als er an der Hausthür

endlich vorüberschreiten wollte, wäre er beinahe an eine Dame gerannt, die mit beflügelten Schritten aus dem Flur herausstürzte. Sie war so dicht verschleiert, daß es unmöglich war, ihr Gesicht zu sehen, aber die feine, elegante, in einen kostbaren Pelz gehüllte Figur ließ auf eine den besten Ständen angehörige Dame schließen. Sie athmete so tief auf, daß es wie ein Seufzer aus ihrer Brust hervordrang, und stützte sich mit der elegant behandschuhten Rechten auf den Prellstein vor dem Thore, als würde sie von einer plötzlichen Schwäche befallen. Limbach, der schon ausweichend vorüber wollte, bemerkte noch rechtzeitig ihre hastige Bewegung und sprang hinzu, den Arm der Dame, die zusammensinken zu wollen schien, stützend. So hielt er sie eine Sekunde lang an sich gelehnt.

„Was ist Ihnen, meine Gnädige?“ fragte er in theilnehmendem Ton, der die Dame, die durch sein rasches Herzutreten noch ärger erschreckt schien, wieder einigermaßen beruhigte. „Fühlen Sie sich unwohl?“

„Es ist schon vorüber — ich danke Ihnen, nur ein kleiner Schwindel. Ach . . .!“ Sie wollte sich aufraffen und mit einer dankenden Neigung ihres verschleierten Hauptes gegen den Baron weitergehen, aber ihr Schritt war noch nicht ganz sicher. Sie mußte nochmals stehen bleiben. Ihre Gestalt schien zu erbeben.

„Befehlen Sie vielleicht, daß ich eine Droschke herbeirufe? Es stehen welche an der zweitnächsten Straßenbiegung.“

„Nein, nein — ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, mein Herr, aber es gibt sich schon; auch wird

mich ein Gang in der kalten Nachtluft am besten stärken," lispelte sie und schlug den Schleier zurück, um freier aufathmen zu können.

Beim Schein einer nur wenige Schritte entfernten Gaslaterne konnte Limbach ein sehr jugendliches, ungemein interessantes Mädchengesicht erkennen. Die Blässe der Erregung, das Feuer der großen, schwimmenden Augen, und das sanft geschwellte Lippenpaar des leicht geöffneten Mundes, das Alles vereinigte sich in der Umrahmung der dunklen Haarlöckchen und des schwarzen Spitzenschleiers zu einem so anziehenden Bilde, daß Limbach einen leisen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte.

„Wenn Sie schon zu Fuße gehen wollen, mein Fräulein, dann gestatten Sie mir wenigstens, Ihnen in aller Ehrfurcht meinen Arm anzubieten," sagte er, ihr wieder näher tretend. „Es ist dies ein Gebot der Pflicht von meiner Seite, denn Sie dürfen Ihren Weg nicht ohne Begleitung wagen. Sie scheinen noch zu sehr angegriffen. Gestatten Sie mir also —?"

Damit bot er ihr seinen Arm, während er mit der anderen Hand leicht den Hut lüftete. Die Dame zögerte einen Augenblick und sah ihn zweifelnd an, aber seine Miene schien ihr Vertrauen zu erwecken. Sie nickte mit einem halblauten, kaum verständlichen Dankeswort und nahm sein Geleit an.

„Baron Limbach," stellte er sich vor, während er ihre feine, leise bebende Hand in seinen Arm legte. „Und darf ich mir die Frage erlauben, nach welcher Straße Sie zu gelangen wünschen?"

Sie nannte den Namen einer sehr belebten Straße im Mittelpunkte der Stadt, welche dem Baron wohl bekannt war. Trotzdem er in der Verfolgung dieser Richtung fast den ganzen Weg zurückgehen mußte, den er eben hergekommen, war es ihm doch sehr erwünscht, die Gesellschaft seiner Begleiterin für eine ziemliche Weile in Aussicht zu haben.

Limbach, der Menschenkenner, hatte ein feines Gefühl für den Frauencharakter. Mit einem gewissen Instinkt erkannte er die geistigen Eigenschaften und das Gemüth der Damen, mit denen er in Berührung kam, schon auf den ersten Blick. Und hier erkannte dieses sein instinktives Gefühl, daß er mit einer Dame von reinem Herzensadel zu thun habe.

„Es war wohl eine Art Ohnmachtsanfall, der Sie zu bedrohen schien, meine Gnädigste?“ unterbrach er das anfängliche Stillschweigen, mit welchem sie an seiner Seite dahinschritt. Sein Ton klang diskret und voll ehrerbietiger Theilnahme.

„Ich weiß es selbst nicht zu beurtheilen — eine Schwäche, hervorgerufen durch eine namenlose Erregung, einen Schreck, einen tief empfundenen Abscheu —“

„Den Sie in jenem Hause erfuhren?“ fragte er erstaunt. „Hatten Sie denn dasselbe ohne Begleitung betreten?“

„Um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen, will ich mich Ihnen, mein Herr, dem ich sehr vielen Dank schulde, in Kurzem mittheilen. Ich betrat jenes Haus, um — um eine arme Familie aufzusuchen, die einen der elenden Kellerräume daselbst bewohnt —“

„Ich verstehe — ein Wohlthätigkeitsbesuch."

„Die Familie einer armen Nähterin, die ich bei meiner Schneiderin, für welche sie arbeitet, kennen lernte. Ich sah der Frau ihre Noth an, und um mich selbst zu überzeugen, nach welcher Richtung ich da helfen könne, erfragte ich bei der Schneiderin heimlich die Adresse und betrat unvermuthet das elende Heimwesen der — Unglücklichen."

Hier brach sie ab, als müsse sie ein Schluchzen zurückdrängen. Limbach nickte ernst mit dem Kopfe.

„Und der plötzliche Anblick des ungeahnten Jammers erschütterte Sie so tief —"

„Ja, wenn auch nicht in dem Sinne, als ich erwartet hatte, und auch Sie zu vermuthen scheinen. O, mein Herr, ich hätte es nie für möglich gehalten — also haben die Leute doch nicht so ganz und gar Unrecht — in den Höhlen des Elends wohnt das Laster, der tiefste Grund der sozialen Schichten ist mit ekelhaftem Schlamm, mit moralischer Verderbtheit erfüllt."

„Ah — ich begreife! Sie haben eine Enttäuschung erlitten, Sie blickten in einen Sumpf, wo Sie nur eine kahle Ecke zu sehen erwarteten?"

„Lassen Sie mich davon schweigen, was ich mit Schaudern erkennen mußte, noch jetzt zittert jeder Nerv in mir. Ich raffte mich auf und eilte, so rasch als es mir meine zitternden Glieder gestatteten, die feuchte, finstere Treppe empor; es war mir, als verlege der Nebel, den jener fürchterliche Dunstkreis mir nachschickte, den Athem; erst auf der Straße überfiel mich die Wirkung jenes widerlichen Anblicks."

„Und drohte Sie zu Boden zu drücken," ergänzte Limbach. „Ja, mein Fräulein, es taugt nicht für eine reine Frauenseele, in die Abgründe des Elends zu blicken. Lassen Sie sich die heutige schmerzliche Erfahrung eine Warnung für die Zukunft sein. Sie werden aber jedenfalls dadurch wenigstens die Erkenntniß gewonnen haben, daß das Elend nicht mit einfachen Geldspenden, wie sie von den zahlreichen Wohlthätigkeitsvereinen oft an Unwürdige geleistet werden, behoben werden kann. Der wunde Punkt in der sozialen Frage liegt tiefer, weit tiefer, als die Meisten anzunehmen geneigt sind. Keinenfalls aber kommt es den Frauen zu, sich durch ein persönliches Eingreifen solche bittere Lehren zu holen, wie Sie soeben."

„Sie haben Recht. O, Herr Baron, ich bin in der letzten Stunde um eine Erfahrung reicher geworden, aber ich wünschte, ich hätte diese Erfahrung nie machen müssen."

Sie blieb stehen, denn mittlerweile waren sie in jene Straße gekommen, welche die junge Dame bezeichnet hatte. Vor einem stattlichen Hause ließ sie den Arm ihres Begleiters los. Der Baron sah überrascht das ihm wohlbekannte Thor an.

„Ich danke Ihnen nochmals herzlich, mein Herr, für Ihre Güte!" Damit verneigte sie sich leicht und stieg die erste Stufe in's Vestibüle hinan.

„Wie, mein Fräulein — Sie sind hier zu Hause?" rief er erstaunt. Er wußte, daß dieses Gebäude nur von seinem Besitzer bewohnt wurde. „Verzeihen Sie, aber dann, dann — Sie wohnen wirklich hier?"

„Allerdings. Ah, Sie kennen vielleicht meinen Vater? Und da fällt mir ein, daß ich in der Aufregung ganz vergaß, Ihre Höflichkeit zu erwiedern und mich ebenfalls vorzustellen — entschuldigen Sie! Ich bin die Tochter des Notars Trenner."

„Ah!" kam es mit einem unartikulirten Laut von seinen Lippen.

Er verabschiedete sich mit einigen rasch hingestammelten Redensarten. Fast wie im Traum erschien es ihm, als er ihre schlanke Gestalt in dem Hause verschwinden sah. Er blieb noch eine Weile stehen, dann wandte er sich mit einem scharfen Ruck um und entfernte sich raschen Schrittes, die Richtung nach seiner Wohnung einschlagend.

„Also das ist die künftige Gräfin Wernshausen!" murmelte er vor sich hin. „Joseph, Joseph, das hat Dich verblüfft — was Dir nicht zu oft passirt!"

Zwanzigstes Kapitel.

Ein adeliges Hochzeitsfest.

Der Verkehr Herbert's mit Doktor Trenner war die ganze Zeit hindurch ein sehr gezwungener gewesen. Besser gestaltete sich sein Verhältniß zu Ella. Da er einmal den festen Vorsatz gefaßt, sich mit diesem Mädchen zu verbinden, raffte er seine ganze Philosophie zusammen, um sich den gegenseitigen Verkehr nicht selbst zu verbittern. Er behandelte Ella einfach mit dem Tone der höflichen Liebenswürdigkeit, den er ja so oft in den Salons zu üben gezwungen gewesen war. Ella hinwieder begegnete

ihm nicht mehr, wie zu Anfang ihrer Bekanntschaft, mit jener gewissen Härte, sie war still und verschüchtert geworden, so daß sie Herbert schon wieder für herzlich unbedeutend zu halten begann.

Ella hatte allerdings zu wenig gesellschaftliche Erfahrung, um deutlich zu erkennen, daß der kühle, förmliche Ton ihres Bräutigams ein gemachter sei, und die innere Stimme, die ihr hier und da doch zuflüsterte, daß dieser Mann nichts von Liebe zu ihr wissen könne, betäubte sie mit Scheingründen, die sie schließlich doch immer wieder an die Worte ihres Vaters glauben ließen, der ihr versicherte, Herbert sei nur ein überaus zurückhaltender Charakter, in der kühlen Hofluft erzogen. Es schien ihr am Ende auch begreiflich, daß er sich ihr im Hause des Vaters nicht so nähern wollte, als sie es im Grunde genommen von einem Liebhaber erwartete, denn es entging ihr nicht, daß ihr Vater durchaus nicht die Sympathien des Grafen besaß. Und das war ihr nicht befremdend, stand sie doch selbst mit ihrer klaren Vernunft und ihrem Herzen, das dem Vater so wenig kindliche Liebe widmen konnte, in ewigem Zwiespalt. Der Hauptgrund aber war immer noch: „Wozu hätte er denn um mich, die Bürgerliche, geworben, wenn ich nicht seine Liebe besäße?" Und schließlich war ihr ja auch das eigentliche Wesen der Liebe noch zu unbekannt, um die angebliche Neigung des jungen Grafen auf ihre Echtheit prüfen zu können; sie selbst brachte ihm ja auch keine wahre Liebe, sondern vielmehr nur eine gewisse wohlwollende Achtung, die Sympathie für seinen ernst und abgeklärt erscheinenden Charak-

ter entgegen; und doch war schon dies genügend, sie in mancher Hinsicht mit der Blindheit zu schlagen, die ja, dem Sprichworte nach, das Erbübel aller Verliebten bilden soll.

— — — — — — — — — — — — —

Anfangs April vollzog sich endlich das große Ereigniß, das so mächtigen Staub aufgewirbelt hatte. Heute sollte in der Hofkirche die Trauung des Grafen Herbert stattfinden, zu welcher zahlreiche Einladungen ergangen waren.

Baron Limbach hatte damals an jenem Abend, an welchem er von dem Freunde die Bestätigung seiner Verlobung erhalten hatte, ganz richtig prophezeit. Man schien es Herbert beweisen zu wollen, daß es nicht die bürgerliche Abkunft der Baronin Mühlhoff war, die ihr den Zutritt in die hocharistokratischen Kreise verwehrte, indem man jetzt — zu seiner Trauung mit der zwar bürgerlichen, aber über jede Nachrede erhabenen Advokatentochter — mit einer sichtbar verabredeten Einmüthigkeit erschien. Doktor Trenner's Eitelkeit hatte alle Ursache, einen wahren Triumph zu feiern, wenn er die Kirchstühle mit seinem Blick überflog. Hier war die „Crême“ der Adelswelt versammelt, um der kirchlichen Verbindung eines Grafen Wernshausen mit der Tochter eines einfachen Notars beizuwohnen. Sogar der Hof hatte einen Würdenträger zur Uebermittelung der huldvollsten Glückwünsche an das Brautpaar entsandt. Ja, Friedrich Trenner, der Sohn eines Arbeiters, konnte sich mit Recht vor seinem eigenen Genie verbeugen, mit welchem er das ausgesäet hatte, was er heute als glänzende Ernte einheimste.

Der Ex-Minister, Graf Wladimir Wernshausen, hatte sich entschuldigen lassen müssen; er war durch Krankheit auf seinem Gute zurückgehalten, wie es hieß. Aber es schien ihn sonderbarer Weise auch Niemand zu vermissen.

Die Kirche bot einen prächtigen Anblick. In den Stühlen, eng gedrängt, die Spitzen der Gesellschaft, ein Meer von feenhaften Damenroben, glänzenden Uniformen und ordengeschmückten Fräcken; in den Seitenschiffen die Vertreter der Großmacht Presse, als Chronisten des heutigen Festes. Unter diesen standen auch Vollbrecht und der Bildhauer Wurm. Dieser hatte sich eigentlich jetzt vollständig auf die Architektur geworfen zu Gunsten seiner pekuniären Verhältnisse, wie er dem Freunde eben im geflüsterten Zwiegespräch mittheilte. Sie waren erst nach Wochen wieder zusammen getroffen, da auch Vollbrecht in seiner regen schriftstellerischen Thätigkeit keine Zeit mehr gefunden hatte, den Musenhof zu besuchen. Was konnte ihn jetzt auch noch in jenes Gebäude ziehen? Er selbst hatte mit den Damen Walker das alte Quartier verlassen, und auch der Kreis der Künstler, der dort hauste, bot ihm keine rechte Anziehung mehr, seitdem Michael Wurm und der alte Landschaftsmaler Wendelin Kratzer dem Rübenhofe Valet gesagt. Das „Skelett" war einem Rufe an die Düsseldorfer Akademie gefolgt, und was jetzt noch in dem verwitterten Gemäuer in der Königsstraße an Kunstjüngern hauste, konnte Vollbrecht keine sonderlich freundschaftliche Theilnahme abgewinnen.

„Ja, ja," seufzte Wurm, „der Musenhof hat seine Physiognomie gründlich verändert. Es ist jetzt nichts mehr

dort los. Erst ging Brandt weg, dann Du und die braven Walkers, endlich auch der gute Kratzer — da konnt' ich's auch nicht mehr aushalten, es wurde mir zu einsam. Weiß es Gott, ich vermisse sogar das Klaviergeklimper unseres närrischen Stampfel über meiner Stube. Apropos, weißt Du, daß Brandt mit der Baronin Mühlhoff wieder hier sein soll?"

„So, so," antwortete Vollbrecht zerstreut. Er hatte vor einigen Tagen den Maler in der Equipage der Baronin gesehen und sich über das Aussehen des ehemaligen Freundes entsetzt, in dessen Antlitz deutlich zu lesen war, daß er im Innersten gebrochen, zerschellt war. Richard hatte jetzt nur Auge für die Gruppe der Brautjungfern, die dort vorne am Hauptaltar mit den Trauzeugen das Brautpaar umgab. Die liebliche Gestalt Charlottens, die neben der Comtesse Kamilla stand, fesselte seine ganze Aufmerksamkeit. Ihm schien der ganze Troß der jungen Mädchen in ihren einheitlichen blaßrothen Atlaßkleidern ein Feengefolge, das seine Königin — Lottchen — begleitete. Die weniger befangenen übrigen Anwesenden aber konnten der Braut ihre Bewunderung nicht versagen. Beim Anblick der interessanten, herrlichen Erscheinung Fräulein Trenner's schien es den Herrschaften doch sehr glaubhaft, daß Graf Herbert mit diesem Ehebündniß nur einen zarten Herzenswunsch befriedige. Ella erschien in dem kostbaren Brautkleide überaus anziehend. Der ernste Zug in ihrer Miene, ein wehmüthiger Hauch, gab ihrem Antlitze, das sonst nicht gerade auf unbedingte Vollendung Anspruch machen konnte, etwas besonders Reizendes. Dies mußte

sich auch der Baron Limbach sagen, der, als einer der Trauzeugen des Bräutigams, hinter diesem Stellung genommen hatte. Das Haupt leicht gesenkt, den Schnurrbart zwischen die Zähne geklemmt, ließ er sein Auge mit einem scheuen, fast finsteren Blick auf dem holden Halbprofil Ella's ruhen. Eine eigenthümliche Bitterkeit hatte sich seines Gemüthes bemächtigt. Seine Gedanken bewegten sich abwechselnd von jenem Zwiegespräche im Palaste Wernshausen, wo ihm Herbert seine gezwungene Verbindung mit der Advokatentochter angezeigt hatte, nach dem Karnevalsabend, an welchem er draußen in der Vorstadt einer unbekannten Dame sein Geleite angeboten.

Der Bräutigam hatte ganz die Miene, die zu seiner heutigen Rolle paßte. Mit förmlicher Galanterie hatte er die Braut zu dem Betschemel am Altare geführt, mit sicherer Hand wechselte er den bindenden Ring, klar und ruhig klang sein „Ja!" auf die Frage des Priesters. Und als er nach Vollendung des feierlichen Aktes, Arm in Arm mit der jungen Gattin, durch die Reihe der Anwesenden schritt, die sich zur Gratulation herandrängten, war außer Trenner und allenfalls Limbach kein Einziger, der eine Ahnung haben konnte, wie es im Innern des „glücklichen" jungen Ehemannes aussah. Sein Auge blickte frei und klar, sein Lächeln war so verbindlich, der dankende Druck seiner Hand so innig und warm — kein Zweifel, er wußte den Besitz jenes anziehenden Wesens, um den ihn so mancher der gratulirenden Herren beneidete, vollauf zu schätzen. Selbst Ella, der in der letzten Zeit doch einige bange Zweifel an ihrem künftigen Glück aufgestiegen

waren, sah nicht, daß das Lächeln Herbert's ein erkünsteltes war. Sie hatte bisher ein ihr selbst unerklärliches Gefühl der Bangigkeit nicht zurückzudrängen vermocht, trotz der beruhigenden Versicherungen ihres Vaters. Nun, jetzt waren die Würfel einmal gefallen — es gab kein Zurück mehr. Und dabei schien ihr heute die Haltung Herbert's ja zu den schönsten Hoffnungen Anlaß zu geben; die feierliche kirchliche Ceremonie, die glänzende Umgebung, die Glückwünsche, die alle so von Herzen zu kommen schienen, sie hätte kein Frauenherz besitzen müssen, um sich diesem Eindrucke zu verschließen.

Aus den brausenden Akkorden der Orgel meinte sie die erhabene Stimme ihres Schutzgeistes zu vernehmen, der ihr ein liebliches Amen in die Seele sang. Noch nie glaubte sie den beglückenden Trost der Religion so süß empfunden zu haben.

Herbert küßte die Schwester, die mit Charlotte herangetreten war, bewegt auf die Stirne.

„Hier Ella, ist Deine kleine Schwägerin! Sie und Fräulein Walter werden Dir treue Freundinnen und heitere Hausgenossen sein."

Kamilla sah die Schwägerin etwas zögernd an, dann aber ergriff sie herzlich die ihr entgegengestreckte Hand und küßte Ella innig auf den Mund.

„Du wirst mich doch ebenso lieben, wie ich Dich zu lieben den besten Vorsatz habe, nicht wahr?"

„Gewiß, Kamilla, Du sollst eine zärtliche Schwester an mir haben!" erwiederte Ella gerührt und streichelte die frischen Wangen der Komtesse. Dann umarmte sie

auch Charlotte mit Innigkeit. O, sie fühlte sich ja jetzt so froh, so hoffnungsgeschwellt, daß sie die ganze Welt hätte umarmen mögen. In dieser warmen Herzensaufwallung bemerkte sie auch nicht, daß das Lächeln Herbert's für einen Augenblick etwas Bitteres, Sarkastisches annahm.

— — — — — — — — — — — —

Im Hause Trenner's versammelte sich ein kleiner Kreis zu dem Hochzeitsmahle, das nach der Trauung stattfand. Außer dem Brautpaar und dem Hausherrn sollten nur die vier Trauzeugen daran Theil nehmen, so hatte es Herbert bei seinem Schwiegervater — er fühlte sich jedesmal wie vor die Stirn gestoßen, wenn er Trenner in Gedanken diesen verwandtschaftlichen Namen gab — endlich durchgesetzt. General v. Schlingheim und Baron Joseph Limbach waren die Beistände Wernshausen's, Medicinalrath v. Pleuer und Doktor Steinweg, der erste Konzipient Trenner's, die der jungen Braut.

Während der General mit dem Baron und dem Medicinalrath in einer Fensternische des Salons plauderte, hatte sich Steinweg in die Ecke, wo der Ofen stand, zurückgezogen. Dem Juristen stiegen absonderliche Gedanken auf über die Verheirathung des Grafen Wernshausen. Er erinnerte sich seines Urtheils, das er schon vor langen Monaten über die Tochter seines Chefs gefällt. Ja, er hielt auch heute noch — mehr als je — an der Ueberzeugung von dem tiefinnerlichen Werthe Ella's fest, aber sein juristisches Feingefühl sagte ihm, daß es nicht die Erkenntniß des schätzenswerthen Charakters des Mädchens

war, die den Grafen veranlaßt hatte, die heute vollzogene Verbindung einzugehen.

Mit einem Blicke des Mitleids hatte er Ella nachgesehen, als sie vorhin ihr Zimmer aufsuchte, um ihre Toilette zu wechseln. Er konnte sich der wehmüthigen Ahnung nicht erwehren, daß die glücklichen Hoffnungen, die sie jetzt noch erfüllten, die aus dem Lächeln ihrer Miene, aus dem Leuchten ihres Auges strahlten, in Bälde eine bittere Enttäuschung erfahren würden, und das dauerte ihn tief. Er sah nach der Thür, durch die sich Graf Wernshausen mit seinem Schwiegerpapa nach des Letzteren Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, um noch „einige Formalitäten" zu erledigen, wie Trenner gegen die geladenen Gäste entschuldigend bemerkte. Ja, da drinnen wurde etwas Geheimnißvolles ausgekocht, sagte sich Steinweg; da drinnen kamen jene verborgenen Ursachen zur Sprache, die der heute geschlossenen Ehe des Grafen zu Grunde lagen. —

Trenner hatte seinen Schwiegersohn vom Bibliothekzimmer aus in das untere Stockwerk hinabgeführt, wo die Bureaux lagen, die heute, als am Hochzeitstage der Tochter des Hauses, leer standen. Im Privatarbeitszimmer Trenner's fand zwischen diesem und Herbert die Erledigung der letzten „Formalitäten" statt.

Da Herbert den Sitz ausgeschlagen hatte, den ihm der Notar angeboten, blieb auch dieser stehen. Als er jetzt so nachlässig an dem Schreibtische lehnte, die Hand auf ein Päckchen Papiere gestützt, die in einer verschlossenen Umhüllung auf der Platte lagen, kam er sich selbst wie

ein Triumphator vor, ungefähr wie ein Machthaber, der seinem besiegten Gegner die Friedensbedingungen diktirt.

„Sie haben also mit dem heutigen Tage Ihr Wort eingelöst," beendete er seine längere Rede, „es ist nun an mir, auch das meinige zu halten." Dabei pochte er auf das schon erwähnte Schriftenpacket unter seinen Fingern. Seine Miene hatte etwas wie ein herablassendes Wohlwollen für den gräflichen Schwiegersohn.

„Mit dem heutigen Tage habe ich auch aufgehört, Ihr juristischer Sachverwalter zu sein, lieber Graf," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, als Wernshausen seinen Worten noch immer Schweigen entgegensetzte. „Sie haben sich über mich nicht zu beklagen. Ich übernahm den Auftrag, den Sie mir ertheilten, und führte ihn in gewissenhaftester Weise aus. Jene Thür, die im Gosecker Schlosse von einem gewissen Schlafzimmer aus in ein gewisses Gewölbe hinabführt, ist vermauert. Ich habe selbst auf der Herberge der Maurer einen durchreisenden Handwerksburschen ausgesucht und ihm diese Arbeit unter Beobachtung solcher Vorsichtsmaßregeln übergeben, daß ich überzeugt bin, er weiß selbst nicht den Ort und den Namen des Schlosses zu nennen, wo er nächtlicher Weile gegen eine glänzende Bezahlung ein — Familiengeheimniß vermauerte. Die strenge Geheimhaltung dieser Angelegenheit liegt ja überdies schon in meinem Interesse, da ich durch die Verbindung meines einzigen Kindes mit Ihnen in ein verwandtschaftliches Verhältniß zur Familie Wernshausen getreten bin. Sie können sich daher auch für die Zukunft ganz auf meine Verschwiegenheit, auf meine ver-

wandtschaftliche Unterstützung verlassen, lieber — Schwiegersohn!"

Die Worte des Notars klangen wie teuflischer Hohn. Herbert knirschte mit den Zähnen und wandte sich ab. Seine Hände zuckten, als wollten sie nach dem Unverschämten greifen, der ihn hier mit so deutlicher Absichtlichkeit zu demüthigen suchte. Jeder Zug in dem pfiffigen Gesichte des Advokaten schien laut zu sagen: „Ich habe Dich in meinen Händen ich bin Dein Herr und gesonnen, Dich meine Herrschaft jederzeit empfinden zu lassen!"

„Ich denke, wir kürzen diese Unterredung nach Thunlichkeit ab," preßte Herbert endlich hervor; „wir wollen unsere Freunde oben nicht zu lange warten lassen. Ihre Bedingungen bei dem von Ihnen vereinbarten Geschäfte sehen Sie, soweit sie mich betreffen, erfüllt, nun erfüllen Sie die Obliegenheit, zu welcher Sie sich verpflichtet haben, und wir sind quitt. Hier, im Namen meines Vaters, bin ich jene Familienreliquien zu empfangen bereit. Geben Sie dieselben her, und ich wünsche, daß damit die Sache so gänzlich abgethan sei, daß sie nicht einmal zwischen uns mehr zur Sprache komme."

Trenner hob das Päckchen auf und drehte es in seinen Händen. „Erlauben Sie, mein Lieber, Sie schlagen damit einen Ton an, der Ihnen unter diesen Umständen nicht ganz zukommt. Ich habe über unsere künftige Stellung zu einander nichts mehr zu bemerken, was ich nicht schon bei Abschließung unserer Bedingungen erwähnt hätte. Es steht indessen ganz in meinem Gutdünken, ob ich später einmal nicht abermals auf dieses leidige Familiengeheimniß

zurückkommen will, wäre es auch nur, um Ihnen von Zeit zu Zeit klar zu machen, daß ich Sie nicht zu Ihrer Ehe gezwungen habe, Sie zu erinnern, daß ich dieses Projekt schon fallen gelassen und nur auf Ihr Drängen hin wieder aufgenommen habe. Mit einem Worte, es kommt ganz auf Sie an, inwiefern die berührte heikle Sache noch einmal zwischen uns zur Sprache kommen wird."

Die Augen des Grafen schossen Blitze auf den Notar, der ihm hier den Fuß auf das gedemüthigte Haupt setzte. Seine Kehle schnürte sich zusammen, das Blut wich unter der im Innern tobenden Wuth aus seinem Gesichte, nur die Narbe des Säbelhiebes auf seiner Stirn leuchtete in dunklem Roth.

„Hundeseele!" zischte er zwischen den krampfhaft aufeinander gebissenen Zähnen hervor.

„Wie meinen Sie?" frug Trenner mit hochmüthigem Lächeln.

Nur mit aller Gewalt konnte Herbert seine rasende Lust, den Peiniger mit einem Faustschlage zu Boden zu strecken, zurückdrängen. Er fuhr sich über die Augen und wandte sein bleiches Gesicht ab.

„Machen wir ein Ende, Herr. Wo sind die bewußten Papiere!"

„Hier," sagte Trenner so gelassen, als handle es sich nur um gewöhnliche Makulatur, und übergab das Päckchen dem Grafen. Während dieser hastig den Umschlag entfernte und die einzelnen Blätter flüchtig durch die Finger gleiten ließ, betrachtete ihn der Notar mit spöttischem Lächeln.

„Und das sind alle Papiere?"

„Alle. Sie können sich durch eigene Lektüre überzeugen, daß auch in dem Wenigen genug enthalten ist."

„Meine Augen sind nicht berufen, den Inhalt dieser Aufzeichnungen zu durchforschen, die nicht für mich bestimmt waren. Ich werde sie ungelesen vernichten."

Herbert barg das Päckchen in der inneren Brusttasche seines Frackes, dann neigte er fast unmerklich das Haupt und wandte sich der Thür zu.

„Halt, noch einen Augenblick, Graf!" rief ihm Trenner nach und richtete sich empor.

Wernshausen drehte den Kopf zurück. „Haben Sie noch etwas zu bemerken?"

„Allerdings. Die peinliche Angelegenheit, der Sie so manche schlaflose Nacht verdanken mögen, ist nun aus der Welt geschafft, kein Mensch kann auftreten mit der Behauptung, Graf Egon v. Wernshausen wäre anders als durch den sattsam bekannten Sturz in jene Schlucht umgekommen, ja Sie selbst können sich damit beruhigen — es weiß es ja Niemand besser. Diesen befriedigenden Abschluß ernten Sie als Frucht eines Opfers, das eigentlich gar kein besonderes Opfer ist, denn Ihre junge Gattin besitzt alle Eigenschaften, um sie auch ohne den Preis dieser interessanten Papiere begehrenswerth zu finden. Nun, diesen Preis, den ich Ihnen schuldete, habe ich geleistet. Ich gehe aber über meine Verpflichtung noch hinaus, ich beweise Ihnen, daß ich kein Knicker bin, wenn es gilt, ein anständiges Geschäft abzuschließen. Ich will meine Rolle als Schwiegervater so natürlich auffassen, als

verdankte ich sie nicht immerhin etwas eigenthümlichen Umständen — kurz und gut, Sie sollen mich als coulanten Mann kennen lernen."

Er öffnete ein Fach im Schreibtische und nahm daraus einen Papierbogen, den er langsam entfaltete.

„Was wollen Sie sagen?" meinte Herbert befremdet und trat mit finsterer Miene näher.

„In unseren Abmachungen war nie von einer Mitgift die Rede, die ich meiner Tochter mitgeben wollte. Ich bin ein Mann von Noblesse — hier überreiche ich Ihnen die Anweisung an meinen Bankier, Sie erhalten dafür die Morgengabe Ihrer Gemahlin ausbezahlt, ein Drittel meines ganzen Vermögens: eine halbe Million Thaler. Nehmen Sie!"

Mit einer blitzschnellen Bewegung, einen Schrei maßloser Wuth ausstoßend, entriß ihm Herbert das entgegengehaltene Papier. Im Nu flog es in Stücken auf den Boden.

Trenner wich ganz verdutzt zurück.

„Sie machen das Maß Ihrer Unverschämtheiten voll!" knirschte Wernshausen. „Glauben Sie denn wirklich, mich mit dieser Verbindung zu sich in den Koth, zum niedrigen Niveau Ihrer gemeinen Gesinnung herabgezogen zu haben? Aber hüten Sie sich, Sie sind Ihres Vortheils keineswegs so sicher, als Sie glauben. Wenn Sie mich auf's Aeußerste bringen, so streife ich die Fesseln ab, die Sie mir so unzerreißbar übergeworfen zu haben meinen."

„Prahlen Sie nicht, mein werther Graf, mir imponiren Sie nicht mit diesen Drohungen. Ich weiß, wo ich Sie zu fassen habe!"

„Und auch ich!“ keuchte Herbert. Damit stürzte er in einem Anfall von Besinnungslosigkeit vor. Mit einem Griffe umkrallte er die Gurgel Trenner's und drückte ihn mit Riesenkraft gegen die Wand. Der Notar wollte aufschreien, ihn zurückstoßen, aber seine Stimme verröchelte unter der Umklammerung der ehernen Finger, die ihm an der Kehle saßen, seine Glieder waren wie gelähmt. Erst der entsetzte, flehende Blick, die zitternden, wie bittend erhobenen Hände des Notars, sein blau anlaufendes Gesicht brachten Herbert zum Bewußtsein seiner unüberlegten That. Er hob den Notar empor und ließ ihn zu Boden fallen, indem er die krampfhaft zusammengeballte Faust öffnete und zurücktrat.

Nach einigen Sekunden hatte sich Trenner wieder einigermaßen gesammelt. Er erhob sich mühsam vom Teppich und schob seine Kravatte zurecht. Während er vor dem Spiegel seinen Anzug ordnete, verließ Herbert, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen, mit raschen Schritten das Gemach. Trenner sah ihm mit einem giftigen Blicke nach. Als die Thür hinter dem Grafen zugefallen war, stampfte er auf den Boden, ein häßliches Zucken überflog sein Gesicht.

„Teufel auch, der Bursche wäre im Stande, in seinem Wahnwitz wirklich eine That zu begehen, die ihn freilich verderben würde, aber was fragt er im Augenblick der Raserei darnach, und was hätte ich davon, wenn man meinen Mörder mit den schrecklichsten Foltern dafür büßen lassen wollte? Das habe ich nicht erwartet! Der Tollkopf stört mir alle meine Berechnungen.“

Er warf noch einen letzten Blick in den Spiegel, zog seinen Frack zurecht und verließ endlich das Bureau, um sich würdevollen Schrittes wieder in das obere Stockwerk zu begeben.

Der Miene Herbert's konnte man es nicht anmerken, welche unerquickliche Scene sich wenige Minuten zuvor da unten im Bureau abgespielt hatte. Auch Trenner war wieder in den vollen Besitz seines Gleichgewichts gekommen. Mit gelassenem Anstand waltete er seiner Pflicht als aufmerksamer Wirth. Sein Benehmen dem Schwiegersohne gegenüber hatte etwas Respektvolles angenommen, in das sich jedoch eine gewisse Verlegenheit mischte.

Hätte nicht die unverwüstliche Laune des alten Generals das Tischgespräch etwas belebt, die Unterhaltung würde eine sehr gezwungene gewesen sein. Herbert unterhielt sich in kühlen Redensarten mit Steinweg, und Ella sah schweigend auf ihren Teller nieder. Herr v. Schlingheim merkte auch mit nicht geringem Erstaunen, daß sogar Baron Limbach, sonst der geistsprühende Unterhalter, der ausgezeichnete Gesellschafter, eine ganz absonderliche Einsilbigkeit an den Tag legte. Und der Medicinalrath war zu sehr mit dem für ihn hochwichtigen Geschäfte der Befriedigung seines Magens in Anspruch genommen, um die Unterhaltung mit mehr als hier und da mit einem „Ja, ja!" oder „Hm, hm!" zu würzen.

So fühlten sich so ziemlich Alle erleichtert, als der Abend so weit vorgeschritten war, daß man die Tafel aufheben konnte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf ewig gebunden.

Graf Herbert hatte sich von Limbach bis zu seinem Hause begleiten lassen. Es war ihm dadurch möglich geworden, während des kurzen Weges vom Hause des Advokaten bis zum Palais Wernshausen mit Ella, die an seiner Seite im Wagen saß, keinerlei Worte wechseln zu müssen.

Als der Wagen an der Auffahrt des stolzen Gebäudes hielt, kam der alte Haushofmeister eiligst aus dem Vestibüle und öffnete seiner jungen Herrschaft den Wagenschlag. Zuerst stieg Ella aus, die unterstützende Hand Rößler's mit einem freundlichen „Danke!" zurückweisend. Der alte Diener war auf's Höchste überrascht beim Anblick der holden Erscheinung seiner neuen Gebieterin, für welche er sofort auf den ersten Blick Zuneigung empfand.

„Bleibe nur und lasse Dich gleich nach Hause fahren," sagte Herbert zu Limbach, ihm die Hand noch in den Wagen hineinreichend; „ich danke Dir für Dein Geleite."

„Das sagst Du, als fühltest Du Dich damit unendlich verpflichtet," sagte der Freund leise.

Herbert antwortete nur mit einem verzweifelten Blick und einem leisen Neigen des Hauptes, dann eilte er die Stufen zum Flur hinan, wo ihn Ella erwartete. Unter einer förmlichen Verbeugung reichte er ihr den Arm und führte sie die glänzend erleuchtete Treppe empor nach dem ersten Stockwerke, wo die Wohnräume lagen, die er für sich und seine Gemahlin bestimmt hatte.

Der alte Rößler schritt voran, gleichsam der Hausgeist, der das junge Paar in sein Heim einführte.

Niemand begegnete ihnen unterwegs, denn der Graf hatte ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen, die Glückwünsche der Güterbeamten und der Dienerschaft erst am nächsten Morgen entgegenzunehmen.

Ella fühlte sich trotz der reservirten Haltung Herbert's und der Stille, die allenthalben herrschte, von dem Hause traulich angeheimelt. Sie empfand es wie eine Art ehrfürchtiger Scheu, diese Räume zu durchwandeln, die schon seit einer langen Reihe von Jahren einem stolzen Feudalgeschlecht zum Aufenthalt dienten, und die nun auch ihr, der bürgerlichen Gattin des letzten Wernshausen, zu einer Heimathsstätte werden sollten.

In dem großen gewölbten Hauptkorridor, auf welchem ein dicker Fußteppich jeden Schritt verschlang, öffnete der voranschreitende Haushofmeister eine hohe Flügelthüre, durch welche er das junge Ehepaar eintreten ließ und sich dann entfernte.

Ella sah sich in dem weitläufigen Gemache mit angenehmer Ueberraschung um. Die mattblauen Seidentapeten, die mit den kostbaren Möbeln harmonirten, der weiche Teppich unter ihren Füßen, einige herrliche Landschaftsgemälde an den Wänden — das wurde Alles durch den sanften, gedämpften Lichtschein beleuchtet, der durch zwei dunkelgelbe Glaskugeln vom Plafond herabfiel und sich im lieblichen Uebergange mit dem Schein des kleinen Feuers vermischte, das auf dem prächtigen, mit einem reichen Marmorrahmen umgebenen Kamin flackerte. Eine an-

genehme, wohlige Wärme erfüllte den glänzenden und doch so gemüthlichen Raum, der außer der Korridorthüre noch zwei Nebenthüren aufwies.

Herbert legte seinen Hut auf einen Stuhl und half ihr den Ueberwurf ablegen. Dann ließ er ihr noch einige Minuten Zeit, den ganzen Eindruck dieses Gemaches in sich aufzunehmen. Endlich — zum ersten Male mit ihr unter vier Augen — nahm er das Wort.

„Die Thüre links, die Sie dort sehen, führt nach meinen Zimmern."

Sie erschrak vor dem kalten Tone und der Anrede „Sie". Wie denn? Wollte er diesen Ton auch für die Zukunft beibehalten?

„Dieser Salon hier wird uns zum Empfang unserer Freunde dienen. Hier, rechts, befindet sich das Speisezimmer, in welchem wir uns bei den Mahlzeiten zusammenfinden werden."

Er öffnete bei diesen Worten die zweite Seitenthür, durch welche man in eine lange Flucht sanft erleuchteter Gemächer blickte, deren Ausstattung in keiner Weise hinter der des Salons zurückblieb.

Halb wie im Traume sah Ella die ganze Pracht vor ihrem Auge auftauchen; die eisige Stimme ihres Gatten raubte ihr fast die Besinnung.

„Was Sie weiter sehen, sind Ihre Wohnräume, Gräfin. Ich wünsche, daß Sie sich darin behaglich fühlen mögen, daß sie Ihnen zu einem angenehmen Heim werden mögen. Wollen Sie sich Ihre Gemächer nicht näher ansehen?"

Er blieb an der Thürschwelle stehen und ließ Ella an

sich vorbei. Diese ging mechanisch vorwärts; sie bemerkte es gar nicht, daß er ihr nicht folgte, sondern im Salon zurückblieb. Zuerst kam das dunkelbraune Speisezimmer; dann ein kleines, trauliches Gemach mit einem kostbaren Flügel; ein anderes mit einer gewählten Bibliothek, einem herrlich geschnitzten Ebenholzsekretär und einem Arbeitstischchen auf einer mit einem gedrechselten Geländer umgebenen Empore im tiefen Erker, dessen altdeutsche Butzenscheiben werthvolle Glasgemälde einrahmten; ferner ein Toilettenzimmer mit kolossalen Venetianerspiegeln in breiten Metallrahmen, die rosenfarbenen Seidentapeten an der Decke wie ein Zeltdach zusammenlaufend — kurz alle die feenhaft ausgestatteten Räume, sie mußten die Bewunderung Ella's erregen. Sie mußte sich sagen, daß eine solche Umgebung ihre Träume von Pracht und Luxus weit hinter sich ließ, aber merkwürdig, sie konnte es jetzt nicht mehr so wohnlich, so anheimelnd finden, als ihr das Haus bei dem ersten Schritte darin erschienen war. Das Alles sah sie jetzt als etwas nicht zu ihrem Eigenthum Gehöriges an. Sie fühlte sich fremd, einsam hier, als hätte sie sich heimlich in ein fremdes Hauswesen gedrängt. Die Bilder an den Wänden schienen mit leichtem Spott auf den Eindringling herabzusehen. Was wollte sie auch da?

Als sie an einem schräge hängenden Spiegel vorbeikam, erschrak sie selbst vor dem bleichen Antlitz, das ihr aus dem Glase entgegensah. Sie blieb einen Augenblick stehen und preßte die Finger an die Schläfen. Ja, was wollte sie eigentlich hier? Sie mußte sich beinahe erst darauf besinnen, daß sie heute am Altare dem Grafen

Wernshausen die Hand zum ewigen Bunde gereicht hatte, und daß sie sich in seinem — in ihrem Hause befand.

„Auf ewig verbunden!" hallten ihr noch die Worte des Priesters im Ohre; ja, auf ewig verbunden und — gebunden!

Langsam ging sie nach dem Salon zurück. An der Schwelle blieb sie stehen, die Hände auf den Thürrahmen gestützt. Sie sah Herbert vor dem Kamine auf einem niedrigen Sessel sitzen. Er hatte den rechten Arm auf's Knie gestützt und sah gedankenvoll in die rothe Gluth zu seinen Füßen. Ella konnte nur einen Theil seines Profils sehen. Jetzt hob sich seine Brust unter einem schweren Seufzer. Er faßte den messingenen Schürhaken und stieß in die glimmenden Holzscheite, daß sie hell aufloderten, dann griff er in die Brusttasche und holte ein Bündel Papiere hervor, die er einzeln in die Flammen warf. Sobald das letzte Blatt verkohlt war, stand er auf und wandte sich um. Als er Ella im Thürrahmen stehen sah, die Alles bemerkt hatte, zuckte er leicht zusammen, dann überflog sein blasses Gesicht ein grimmiges Lächeln. Ja, dort stand — seine Frau!

„Ah, Sie haben mich beobachtet, Madame? Nun, ich habe soeben Ihre Morgengabe verbrannt."

„Was sagen Sie da, ich verstehe nicht —" sagte sie leise und trat vollends in das Zimmer.

„Sie verstehen nicht? O doch — nun, lassen wir das," sagte er kurz; seine Stimme klang rauh und heiser.

„Verzeihen Sie, wenn ich vielleicht thörichte Fragen stelle, wenn ich mich nicht zum Verständniß Ihres Cha=

racters und des Tones, der hier künftig herrschen soll, aufschwingen kann. Mein Vater sagte mir, Sie trauerten um eine Stiefmutter, die Sie sehr geliebt hätten —"

„Sie setzen mich in Verwunderung mit dieser Frage. Sie wissen doch, daß ich meine Stiefmutter fast gar nicht kannte, da — nun gleichviel warum. Ich will diesen Punkt nicht mehr berührt sehen. — Haben Sie vielleicht sonst noch in irgend einer Hinsicht eine Auskunft von mir zu verlangen? Hegen Sie etwa besondere Wünsche in Betreff der Ausstattung Ihrer Gemächer, so sprechen Sie sich dem Haushofmeister Rößler gegenüber aus. Man wird Ihren Anordnungen Folge leisten. Sie sind auf jenem Terrain" — er zeigte bei diesen Worten durch die Seitenthüre zur rechten Hand — „unumschränkte Gebieterin als Frau des Hauses."

„O mein Gott, ich bitte Sie, was bedeutet dies Alles? Mir ist es, als stände ich im Begriff, aus einem Traume zu erwachen. Sie versichern mich eben zur rechten Zeit, daß ich Ihre Gemahlin wäre, ich hätte sonst wirklich nicht ganz sicher gewußt, ob die heutige Scene in der Kirche, am Traualtare in Wahrheit stattgefunden hat."

„Ah, ich sehe, daß Sie nicht mit stillschweigendem Verständniß auf die Art und Weise, nach welcher ich unser künftiges Zusammenleben regeln möchte, eingehen wollen. Nun, dann sehe ich mich gezwungen, Ihnen das in klaren Worten auseinanderzusetzen. Ich hoffte freilich, daß mir diese Nothwendigkeit erspart bleiben würde."

„Sie kann Ihnen erspart bleiben, Graf Wernshausen, beruhigen Sie sich. Ich sehe vollständig ein, wie Sie

unseren künftigen Verkehr gestaltet sehen wollen. Dies ist es auch nicht, was ich Sie fragen wollte, sondern die Beweggründe Ihrer Handlungsweise wünsche ich zu erfahren."

„Eine sonderbare Frage! Ja, konnten Sie denn wirklich erwarten, daß ich die mir übergeworfene Kette noch liebkosen werde? Genug an dem, daß ich vor der Gesellschaft den Schein zu wahren habe, aber zu Hause, innerhalb meiner vier Wände, bitte ich, mir das erlassen zu wollen. Sie haben ja auch nur nach der Welt, nach dem öffentlichen Ansehen gefragt, als Sie Gräfin Wernshausen zu werden strebten. Sie können sich nicht beklagen, Madame!"

„Bei Gott, ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß Sie Ihren Zweck vollständig erreicht haben. Sie wollten Gräfin Wernshausen sein — und Sie sind es!"

„Ich wollte — ja! Allein Ihre Worte klingen gerade, als wollten Sie mich eines Betruges beschuldigen, und mir scheint es vielmehr, daß ich — ich entsetzlich betrogen wurde."

„Wie so? Das Geschäft liegt doch ganz klar, Madame. Oder sollte Ihr Herr Vater, der sonst so vorsichtige Spekulant, Ihnen mehr versprochen haben?"

„Sie sprechen von meinem Vater. In der That, er scheint mir die Schuld an jenem gräßlichen Irrthum zu tragen, der sich jetzt vor mir enthüllt. Muß ich meinen Vater beschuldigen, mir vorsätzlich die Unwahrheit gesagt zu haben?"

„Das vermag doch ich nicht zu beurtheilen! Wenn Ihnen aber wirklich Aussichten eröffnet wurden, die mit unserer Abmachung im Widerspruche stehen, dann können Sie thatsächlich Ihren Vater der Lüge zeihen. Ich halte mich an meinen Kontrakt. Sie sind Gräfin Wernshausen — freilich nur vor der Welt, aber habe ich Ihnen je gesagt, daß Sie mir mehr gelten werden?"

Ella ließ sich in einen der Stühle sinken, die vor dem Kamin in weitem Halbkreis aufgestellt waren. Sie schien den wahren Sinn der Worte Wernshausen's noch immer nicht errathen zu haben. Ihr Auge ruhte mit einem ängstlich fragenden Blick auf seinem Gesichte, als könne sie im Ausdruck desselben den vollen Geist seiner Rede lesen.

„Mein Gott, ich verstehe alles das nicht, Ihre Worte sind mir noch immer Räthsel!"

„Ich hätte Sie in der That für praktischer gehalten. Wenn Sie mehr erwarteten, so hätten Sie die Hand eines Gatten doch nicht unter solchen Umständen empfangen."

„Unter welchen Umständen? Ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie nicht begreife. Es leitete Sie also kein wärmeres Gefühl bei Ihrer Werbung?"

„Verzeihen Sie, jetzt verstehe ich nicht, was Sie sagen wollen."

Ella stand auf und wandte ihm ihr volles Gesicht zu. Ihr Auge haftete entsetzt auf seiner ironischen Miene. „Ja, welche Gründe haben Sie denn bewogen, mir Ihre Hand, Ihren Namen anzubieten, Graf Wernshausen?"

„Sie kennen diese Gründe wirklich nicht?"

„Ich schwöre es Ihnen bei dem Haupte meiner seligen

Mutter, nein! Mein Vater ließ in mir den Glauben entstehen, Sie bewürben sich auf Grund einer tiefen Herzensneigung um mich. O mein Gott, womit habe ich das verdient, daß der eigene Vater meine heiligsten Gefühle so schnöde verletzen konnte!"

Sie schlug laut aufschluchzend die Hände vor's Gesicht und sank auf's Neue auf ihren Sitz nieder. Wernshausen betrachtete sie eine Weile mit durchdringenden Blicken, dann zuckte er die Achseln und durchmaß das Zimmer mit gleichmäßigen Schritten.

Aber Ella's Schmerz war doch zu natürlich, um die Meinung aufkommen zu lassen, er sei eine Komödie. Herbert wandte sich endlich wieder nach dem Kamin und blieb vor seiner Frau stehen.

„Sie waren also wirklich über die Abmachungen zwischen mir und Ihrem Vater vollständig im Unklaren?"

Sie nickte nur mit dem Haupte, ohne ihre Hände von den glühenden Wangen zu entfernen.

„Dann bedaure ich Sie aus vollem Herzen. Wir sind Schicksalsgenossen, in ein Joch geschmiedet, das uns Beiden drückend ist."

„Nicht doch," raffte sich Ella endlich auf und trocknete die Thränen mit ihrem Taschentuche. „Die Verbindung, die auf solche Weise geschlossen wurde, können wir wieder lösen. Ich verlasse augenblicklich dieses Haus."

„Nein, Madame, das ist unmöglich. Denn wenn ich mich auch dem Skandal aussetzen würde, den dieser plötzliche Schritt unzweifelhaft erregen müßte, so bin ich doch ganz in die Hand Ihres Vaters gegeben, der nie

seine Einwilligung zur Auflösung unserer Ehe geben würde."

„Und glauben Sie, daß ich unter diesen schmählichen Bedingungen Ihre Gemahlin heißen wolle? Nein, was es immer auch sei, das Sie meinem Vater so unverbrüchlich verpflichtet, daß Sie ihm Ihr Lebensglück, Ihre männliche Ehre zu opfern gezwungen sind, ich stehe nicht unter diesem fürchterlichen Zwang. Sie wurden auch zu diesem Bunde nur gedrängt, weil mein Vater voraussetzte, daß ich, wenn schon nicht glücklich, doch aus äußerlichen Gründen mich fügen werde. Er muß Sie also freigeben, wenn ich selbst zurücktrete"

Herbert schüttelte den Kopf. „Nein, glauben Sie mir, ich kenne Herrn Trenner besser als Sie, das wird er nicht. Und wenn er es thäte, so geschähe dies nur, um mich und meine Familie dem sicheren Verderben zu überliefern. Ich kann Ihnen die deutlichen Beweise dafür nicht vorlegen, es mag Ihnen genügen, daß ein Geheimniß in unserer Familie besteht, durch dessen Mitwissenschaft Ihr Vater es erzwang, daß ich seine Tochter zur Gräfin Wernshausen machte."

„Empörend, schändlich! Aber ich verspreche Ihnen, meinen Vater zu bewegen, Sie von dieser Bedingung zu entbinden, die ja überdies auch erfüllt ist, wenn wir uns trennen. Seien Sie gewiß, ich werde ihn bewegen, Sie freizugeben und keine Rache an Ihnen zu üben. Er hat doch seine Bedingung nur um meinetwillen gestellt, in der Meinung, mir ein glänzendes Loos zu verschaffen. Wenn ich auf dieses Loos verzichte, wenn ich darauf hinweise,

daß er mich für ewig unglücklich machen würde — nein, er kann den Bitten seines einzigen Kindes nicht ein grausames, kaltes Nein entgegensetzen."

„Und doch wird er's. Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß väterliche Liebe das Motiv war, das ihn diese Bedingung stellen ließ."

Er unterbrach sich und starrte düster in die Gluth, die langsam im Kamin verglomm. Dann wandte er sich plötzlich wieder um.

„Vergeben Sie mir," sagte er an sie herantretend. „Ich habe Ihnen Unrecht gethan, und jetzt empfinde ich es fast noch furchtbarer, daß wir aneinander gekettet sind, denn nun mache ich mir auch Ihr Unglück zum Vorwurf. Bedauernswerthes Kind, Sie hätten einen liebenden Gatten verdient, der Sie verstände, Sie glücklich machen würde. Ich kann Ihnen dieser Gatte nicht sein."

„Sie lieben eine Andere — die Baronin Mühlhoff vielleicht, von der man mir erzählte?"

„Ich liebte diese Dame wenigstens damals, oder glaubte sie zu lieben, bis zu dem Tage, an welchem ich ihr mittheilen mußte, daß —"

„Daß ich das Hinderniß sei, das sich zwischen Sie und die Baronin stellte?"

„Sie haben sich darüber keinen Vorwurf zu machen, im Gegentheil, ich muß Ihnen eigentlich für Ihr Dazwischentreten danken, das die Ursache war, daß ich jene Frau nach ihrem wahren Wesen erkannte. Und nun glaube ich, für immer die Fähigkeit zur Liebe verloren zu haben."

Ella sah ihn wieder in das Feuer starren; sie ehrte seinen Schmerz und schwieg. Ihre Gedanken schweiften zurück, von der jetzigen Stunde bis zu jenem Tage, an welchem Herbert ihr zum ersten Male entgegengetreten war. Ja, jetzt war das ganze Räthsel gelöst, das bisher um sein Wesen geschwebt hatte, jetzt hatte sie die Wahrheit erkannt, o, eine fürchterliche Wahrheit, daß sie fast gewünscht hätte, sie wäre ihr für immer verborgen geblieben.

Als sie nach einer Weile wieder nach dem Kamin sah, begegnete sie den Blicken des Grafen, der sie schon eine Zeit lang beobachtet haben mußte. Sie zuckte zusammen und sah auf ihre Hände nieder, die sie im Schoß gefaltet hatte.

„Ich begreife Ihre Erbitterung. mit welcher Sie meine unumwundenen Eröffnungen erfüllen müssen," sagte er mit rauher Stimme; „Sie hadern mit Recht mit Ihrem Schicksale, das Sie, die Sie den besten Anspruch auf ein glänzendes, sonniges Dasein haben, an einen Mann bindet, der nicht mehr als ein mit sich selbst Zerfallener ist. Sie thun mir leid, und ich wiederhole Ihnen, ich hätte es fast lieber gesehen, wenn Sie mein Urtheil über Sie gerechtfertigt haben würden, wenn Sie die — würdige Tochter Ihres Vaters wären. Wer weiß, ob wir dann nicht besser dieses Scheinleben ertragen hätten. Es wäre eben eine Konvenienzehe gewesen wie hundert andere. Sie werden es nun noch bitterer empfinden als ich, daß dem nicht ganz so ist."

„Es wird nicht lange währen, denn ich werde mit

Festigkeit auf meinem Entschluß beharren, unsere erzwungene Verbindung wieder zu lösen. Schon morgen will ich meinen Vater von dieser Absicht in Kenntniß setzen."

Herbert wollte etwas erwiedern, unterdrückte aber seine Worte und stand auf. Nach einem abermaligen Gange durch das Zimmer blieb er wieder vor dem Kamine stehen. Ella nur halb zugewandt, nahm er das Zwiegespräch etwas zögernd, auf's Neue auf.

„Verzeihen Sie, wenn ich eine delikate Frage an Sie richten muß. Als Sie der Meinung waren, ich hätte aus innerer Neigung um Ihre Hand geworben, da hatten Sie vielleicht ein — ein wärmeres Interesse für — den Bräutigam? Mit einem Worte, Sie glaubten eine Ihnen entgegengebrachte Liebe — erwiedern zu können?"

„Nein, denn ich habe noch nie in meinem Leben jene Gefühle empfunden, die man Liebe nennt; das Wesen der Liebe ist für mich noch eine dunkle Welt, welcher ich mich nur mit Vermuthungen genähert habe. Allein ich gestehe Ihnen, daß ich mir die Fähigkeit zutraute, Sie im Laufe der Zeit so vollständig zu verstehen, daß ein innigeres Interesse hätte aufleben können. Dazu sehnte ich mich aus den Verhältnissen im Vaterhause heraus, ich achtete, schätzte Sie und reichte Ihnen meine Hand mit dem besten Vorsatze, Ihre vermeintliche Liebe allmählig zu erwiedern."

Herbert schien aufzuathmen. „Sie nehmen eine Last von meiner Seele durch diese klaren Worte, Ella! Ich freue mich, daß ich Ihnen durch den gegenwärtigen Auftritt wenigstens nicht ganz den großen Schmerz bereite, wie ich schon fürchten mußte. Aber wenn Ihr Herz noch

gänzlich unbefangen ist, wenn ich keine zarte Blüthe darin geknickt habe, dann kann ja auch der Zwang unserer Ehe nicht so schmerzlich wirken, daß Sie diese Fessel um jeden Preis abzustreifen Grund hätten."

„O, wie könnte ich mich hier heimisch fühlen, Sie als meinen Gatten betrachten, wenn ich stündlich daran erinnert werden müßte, unter welchen Umständen Sie dazu gekommen sind, mir Ihren Namen anzubieten!"

„Ich selbst würde jede Gelegenheit, uns Beide daran zu erinnern, vermeiden. Wir könnten nach Außen hin den Schein bewahren und uns hier im Hause mit einander auf dem Wege gütlicher Verständigung abfinden, ungefähr wie zwei feindliche Soldaten, die im Gewühle der Schlacht in dieselbe Grube gestürzt sind und nun zu gemeinschaftlicher Gefangenschaft verurtheilt sind. Dort sind Ihre Zimmer, hier links die meinigen. Dieser Salon und das anstoßende Speisezimmer sind neutraler Boden. Wir werden, entgegen meinen ursprünglichen Absichten, Gesellschaften und Feste geben, werden oft Gäste um uns sehen — kurz, die Welt wird in unserem Verhältniß nichts Sonderbares finden. Bedenken Sie aber das Aufsehen, wenn wir uns schon nach der kaum geschlossenen Vermählung wieder trennen wollten!"

„Sie mögen Recht haben," sagte Ella nach kurzem Ueberlegen. „Wir können diesen Vertrag abschließen, wenigstens auf so lange, bis wir das Verhältniß doch als zu unerträglich empfinden sollten. Eine Scheidung nach geraumer Zeit wird weniger Aufsehen erregen, als wenn sie schon augenblicklich geschähe."

„Gewiß, und ich danke Ihnen dafür."

Er verbeugte sich und schritt der Thür zu, die nach seinen Zimmern führte. Ella fand es nicht geboten, noch eine Bemerkung, die ihr auf der Zunge lag, zu äußern. Sie erwiederte Herbert's stummen, förmlichen Gruß mit einer leichten Neigung des Kopfes und wandte sich nach der geöffneten Flucht der Gemächer zur rechten Hand. Schon auf der Schwelle, blieb sie nochmals stehen, als Herbert sich halb zurückwandte und sagte: „Noch Eines! Um die Gesellschaft von unserem guten Einvernehmen zu überzeugen, wird es zweckmäßig sein, wenn wir fortan im gegenseitigen Verkehr das traulichere Du-Wort gebrauchen."

„Wie es Ihnen gefällt, Herr Graf," entgegnete sie frostig, ohne sich mehr nach ihm umzusehen.

Damit zogen sich Beide in ihre Zimmer zurück. Sie hatten sich nicht einmal die Hand gereicht.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine vornehme Ehe.

Die erste Zeit nach der Hochzeit des Grafen Wernshausen verhielten sich jene Elemente der hauptstädtischen Gesellschaft, die sich vor Allen dazu berufen glauben, ihren lieben Nächsten zu kritisiren, offenbar zuwartend. Aber es gelang Niemand, in dem Eheleben des Grafen etwas Ungewöhnliches zu finden. Es war eben eine Konvenienzehe wie jede andere. Graf und Gräfin sahen sich nur bei der Tafel und den allwöchentlich einmal stattfindenden

Empfangsabenden. Diese waren stets sehr gut besucht. Wenngleich sich auch hier die älteren Mitglieder der höchsten Aristokratie nur spärlich in dem Hause einfanden, in welchem eine „Nichtgeborene“ die Honneurs machte, so konnte dies doch die Mehrzahl der Uebrigen nicht abhalten, die Gastfreundschaft des reichen und trotz des Rücktrittes seines Vaters — besonders bei den jüngeren Herren — hoch angesehenen Grafen Herbert in Anspruch zu nehmen.

Herbert waltete seiner Pflicht als Wirth stets untadelhaft, aber doch mit einer gewissen Gezwungenheit. Sein Wesen trug etwas Mechanisches, Automatenhaftes an sich. Dies konnte seinen intimeren Bekannten, die ihn sonst ganz anders zu sehen gewohnt waren, natürlich nicht verborgen bleiben.

„Ja, er hat sich gewaltig verändert,“ sagte man mit Kopfschütteln, wo nur dieser Gegenstand diskutirt wurde.

„Da wäre ja am Ende nichts Befremdendes dabei,“ meinte Herr v. Udelbach, der sich im Rauchzimmer mit mehreren Herren zusammengefunden hatte. „Er ist eben in seine junge Gattin rasend verliebt! Naturen wie die seinige ordnen sich aber nur mit Widerwillen dem sanften Zwange der göttlichen Liebe unter, es geht ihnen wie Manchen, die sich nie rühren lassen wollen und dem Gegenstande grollen, der ihnen das Herz warm macht.“

„Ei, ei, lieber Udelbach, Sie befleißen sich ja neuerdings fast eines gewissen poetischen Schwunges, wenn Sie auf die Gräfin Wernshausen anspielen,“ lachte Herr v. Püllnitz; „ich glaube wahrhaftig, sie hat auch Sie schon in die Fesseln geschlagen! Aber zu verwundern wäre

es nicht, die kleine Gräfin ist wirklich entzückend! Diese dunklen, gedankentiefen Augen, der eigenthümliche Zug von Schwermuth um ihre Lippen — wunderbar anziehend. Man kann eigentlich gar nicht sagen, worin sich dieser Reiz ausspricht, schön ist sie ja gerade nicht, aber — aber, wie gesagt, ganz entzückend!"

Der Hofjägermeister Graf Neufeld, der daneben stand, grinste unter dem dichten, langen Schnauzbart hervor, der sein hageres, graugelbes Gesicht beschattete, und hob drohend den Finger. „Haha, geben Sie Acht, Herr v. Püllnitz, daß Sie Ihrem Herrn Vetter, dem Grafen, nicht in's Gehege kommen. Ihre Bewunderung geht etwas über das Maß hinaus, zu dem Sie vielleicht die entfernte Verwandtschaft mit Wernshausen berechtigt."

„Nicht doch! Unsere Verwandtschaft ist eben gerade weitläufig genug und Wernshausen genügend rücksichtslos gegen mich, daß ich mich gar nicht für verpflichtet halte, den zärtlichen Vetter zu spielen. Ich vermag die Ansicht Udelbach's über die Liebe zwischen Herbert und seiner Gemahlin durchaus nicht zu theilen. Wenn auch schon Herbert vielleicht etwas Derartiges fühlen sollte, so bin ich doch überzeugt, daß seine Frau ihm mit abweisender Gleichgiltigkeit begegnet. Sehen Sie nur hin, wie sie dort neben der Comtesse Kamilla und deren Gesellschafterin sitzt. Ich habe sie fortwährend beobachtet, nicht einmal noch hat sie einen Blick nach dem Gatten geworfen, der dort drüben durch die Reihe seiner Gäste schreitet wie eine aufgezogene Pagode auf Rädern. Nein, nein, mein bester Udelbach, Sie lassen sich durch Einbildungen täuschen,

Herbert hat hier einmal ein Frauenherz gefunden, auf welches er vergebens Sturm läuft; diese Festung widersteht seinen siegesgewohnten Waffen, und dieses Fiasko eben ist es, was den guten Vetter so grimmig zu wurmen scheint."

„Was so ein Superkluger nicht Alles wissen will!" brummte General Schlingheim seinem Nachbar, dem dicken Medicinalrath, zu, mit welchem er neben den Plaudernden Posto gefaßt hatte. „Der alberne Geck wird sich doch nicht am Ende einbilden, daß er dort reussiren könne, wo selbst Herbert die Waffen strecken muß?"

Pleuer wiegte sich von einem Bein auf's andere und spitzte die wulstigen Lippen zu einem überaus schlauen Lächeln. „Hähä, es ist doch wirklich auffallend, wie diese Herren fast unbewußt die Nachbeter des Grafen sind!"

„Wie so?"

„Nun, ich bin überzeugt, die eigenartige und anspruchslose Anmuth dieser Gräfin Ella Wernshausen hätte niemals bei diesen Leuten Würdigung gefunden, wenn nicht eben Herbert durch seine Wahl die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt hätte."

„Hm! Ja, ja, die liebe Mehrheit braucht eben überall Einen, der sich an ihre Spitze stellt und sie anführt. Jetzt seht dort hin, jetzt bewundert da, verabscheut jenes und verspottet dieses! Sie müssen jederzeit ihren Leithammel haben."

„So ist es. Haben sie denn nicht Alle der Baronin Mühlhoff zu Füßen gelegen, so lange diese Dame noch als die Braut des Grafen galt? Jetzt spricht man fast

gar nicht mehr von ihr, wenn man nicht die Nase über sie rümpft. Gerade die, welche früher zu ihren glühendsten Anbetern gehörten, zucken jetzt am verächtlichsten die Achseln, wenn einmal zufällig der Baronin erwähnt wird, ungefähr wie eine abgethane Mode."

„Nun, das hat zum größten Theil wohl darin seinen Grund, daß die Mühlhoff Niemand mehr bei sich empfängt. Alle Welt weiß, daß sie schon seit mehr als einem Monat wieder in der Residenz ist, aber Keiner will sie noch gesprochen haben. Daß ihr Graf Herbert aus dem Netze gekommen ist, das kann sie, scheint es, nicht verwinden, und das rechtfertigt auch ihre Zurückgezogenheit. Schade übrigens um ihre Gesellschaftsabende! Es gab da einen ganz vortrefflichen Wein und immer recht animirte Spielparthien."

„Und doch ärgerten Sie sich jedesmal über das Unglück, das Sie dort so hartnäckig verfolgte, Excellenz," warf der Jägermeister ein, der näher gekommen war.

„Ach ja," knurrte Schlingheim und strich sich unmuthig den martialischen Bart, „da war dieser satanische Spanier oder Türke Vamillarez, der hat mir schwer zugesetzt. Ich wollte doch sehen, ob ich gegen sein unheimliches Spielerglück nicht aufkommen könne — vergebens; mich hat dieses Experiment nur entsetzliches Geld gekostet."

„Es ging Anderen auch nicht besser mit ihm, trösten Sie sich also, Excellenz! — Aber wissen Sie, daß diese exotische Hoheit ebenfalls wieder in unserer Stadt sein soll?"

„So? Ich hörte doch von ihm selbst, er wolle sich auf ein Jahr nach seiner Heimath begeben?"

„Herr v. Udelbach will ihn dieser Tage gesehen haben," meinte Graf Neufeld achselzuckend.

Udelbach wandte sich um und ließ sich erklären, wovon die Rede sei.

„Ganz recht," bestätigte er sodann, „ich begegnete dem Prinzen vor einigen Tagen mit der Baronin Mühlhoff auf dem Rennplatz."

„So hat ihn vielleicht das Frühjahrsrennen wieder hierher gezogen, wenn nicht die Mühlhoff der Magnet gewesen ist. Haha, es wäre der Baronin am Ende auch gar nicht zu verdenken, wenn sie sich für den entschlüpften Wernshausen einen glänzenden Ersatz suchen wollte, und Prinzessin Othenio Vamillarez — das klingt nicht übel, was, meine Herren?" Der Hofjägermeister blinzelte listig und ließ seine grauen Augen von Einem zum Anderen schweifen.

„Zum Kukuk," meinte der General, „mir könnte der lustige Orientale nicht gefallen. Seine Herkunft ist eine sehr dunkle, und seine erlauchte Prinzenkrone hat wohl auch noch Niemand gesehen. Oder sind Sie von seinem großartigen Stammbaum überzeugt, Herr v. Udelbach? Sie verkehrten ja am häufigsten mit ihm."

(Schluß folgt.)

Auf der Folter.

Novelle

von

K. Martellus.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Auf dem schmalen, wiesenbegrenzten Fußpfad, der, durch vereinzelte Bäume und Sträucher von der nahen Landstraße getrennt, gegen ein großes Landgut zulief, schritt ein junger Mann dahin. Seine etwas nachlässige Kleidung, das kleine Ränzel auf der Schulter und der Ziegenhainer in der Rechten — das Alles deutete auf einen Sommertouristen hin, der die nahe Residenz verlassen hatte, um die letzte Woche des sonnigen Erntemonats zu einem erquickenden Streifzug durch Feld und Flur zu benützen. Aber der zögernde Schritt des einsamen Wanderers hatte durchaus nichts mit dem behaglichen Schlendern eines solchen Vergnügungsausflüglers gemein, und das Gesicht, das sinnend auf den Weg blickte, trug eine tiefbekümmerte, finstere Miene zur Schau.

Vor einer dichten Baumgruppe, die seitwärts vom Wege auftauchte, blieb jetzt der junge Mann stehen und sah sich, aus tiefen Gedanken erwachend, um, als fürchte

er, sich verirrt zu haben. Doch bald überzeugte er sich, daß er die beabsichtigte Richtung verfolgte. Dort drüben hinter den spitzen Laubkronen der Pappeln schimmerte das rothe Ziegeldach eines Thürmchens hervor, das zu einem schloßartigen Landhaus zu gehören schien. Und da, auf der anderen Seite, nach welcher sich die Wiesen hinzogen, lag ja auch die wohlbekannte Lichtung mit dem kleinen, stillen See, über den die hohen Bäume ihren kühlenden Schatten warfen.

Es war ein schwerer Gang, den der Wanderer ging — so eine Art von Rückkehr des verlorenen Sohnes.

Eduard v. Frese kam aus der Fremde, wo er Schiffbruch gelitten. Leichtsinn, ein ungezügelter Feuergeist, der zum Uebermaß neigte, jugendliche Unbesonnenheit waren es gewesen, die ihn an den Rand des Verderbens getrieben hatten. Er hatte vor dem letzten Schritte der Verzweiflung gestanden, als sein Onkel und ehemaliger strenger Vormund, der Gutsbesitzer Kurt v. Frese, ihm die helfende Hand entgegenstreckte, und jetzt war er im Begriff, sich dem Onkel gegenüberzustellen. Ach, es wurde ihm gewaltig enge um die Brust, denn wie er den Charakter des strengen, aufbrausenden Mannes kannte, hatte er eine nicht gar zu leichte Buße zu gewärtigen.

Mit zögernden Schritten ging er weiter, dem nahen Ziele zu. Sein Blick haftete am Boden, auf dem Rasen, dessen Grün die Strahlen der Abendsonne vergoldeten. Da — schon am Ausgang der Wiese, wenige Schritte vor der großen Lichtung, sah er etwas im Grase blitzen. Er bückte sich mechanisch nach dem Gegenstand, den sein

Fuß beinahe gestreift hätte. Es war ein mattgoldener Armreif mit breiter, kunstvoller Ciselirung und einer Guirlande von Perlen und Brillanten. Oben war eine mit einem prachtvollen Smaragd gezierte Kapsel angebracht, eine Art Medaillon. Eduard drückte an der kleinen Sprungfeder, der Golddeckel flog auf und ließ ein zierliches Aquarellbildchen sehen, einen ernsten, blassen Frauenkopf von bezaubernder Schönheit. Bei diesem Anblick stieß er einen leichten Ausruf der Ueberraschung aus; eine ganze Fülle halbvergessener Erinnerungen wurde in ihm erweckt.

Das vorliegende Bildchen war die Nachbildung eines großen Aquarells, das Frese vor vier Jahren — im Jahre 1882 — auf der Wiener Kunstausstellung bewundert hatte. Es hatte in der schwedischen Abtheilung gehangen, ganz versteckt unter der Unzahl der anspruchsvolleren Ausstellungsobjekte, und nur Wenige aus dem großen Troß der Besucher hatten das einfache Bild mit eingehenderem Interesse betrachtet. Frese, der damals auf einige Zeit den Beruf des Journalisten ergriffen und als solcher den Kunstbericht für eine auswärtige Zeitung besorgt hatte, war beim ständigen Besuch der Ausstellung ein geradezu schwärmerischer Bewunderer dieses Werkes eines namenlosen Künstlers geworden. Sein erster Gang, wenn er die Ausstellung betrat, war immer nach diesem Aquarell gewesen, das ihn wunderbar anzog, und das er nach und nach fast wie einen ihm zu eigen gehörenden Schatz betrachtete. Er hatte damals seine ganzen Baarmittel gesammelt, um das Stück zu kaufen, aber zu seinem Leidwesen erhielt er von der Direktion den Bescheid, der

Künstler wolle das Bild nicht veräußern. Von da ab war Frese auf Jeden eifersüchtig, der ab und zu einmal vor dem Bilde stehen blieb.

Eines Tages hatte er dort auch eine Dame stehen sehen und auf den ersten Blick erkannt, daß diese gleichfalls das wärmste Interesse an dem Aquarell bekundete. Das hatte ihn angezogen. Er trat näher und warf einige Bemerkungen über das Bild hin; die Dame, eine jugendliche Erscheinung von jener eigen gearteten Schönheit, die erst bei längerem Beschauen zum Ausdruck kommt, antwortete, und ehe es sich die Beiden versahen, waren sie zu einem eifrigen Gedankenaustausche gekommen, wie er zwischen zwei warm empfindenden Wesen sich oft ganz unwillkürlich entwickelt, noch dazu an solcher Stätte, wo die hehre Sprache der Muse die Gesetze unserer modernen Konvenienz verschwinden läßt.

Sie betrachteten zusammen weitere Bilder, hörten mit Bewunderung auf die gegenseitige verständnißtiefe Meinungsäußerung und empfanden gar nicht mehr, daß sie sich eigentlich fremd seien. Immer belebter wurde ihr Gespräch, leuchtender ihre Augen, wärmer ihre Sprache — es war, als hätten Beide das Gefühl, daß sie von Natur zusammengehörten, als hätten sie sich schon gekannt in früherer Zeit und hätten nun einander nach so langer Trennung wieder gefunden. Das Beide beglückende Beisammensein fand erst ein Ende, als plötzlich eine kleine, dicke Matrone vom Buffet her auf Eduard's Begleiterin zugeschritten kam und sie fragte, ob sie denn nun nicht endlich genug habe an dem gemalten Zeug. Da schien die An-

geredete aus dem Traum der Selbstvergessenheit, in welcher sie mit dem jungen Manne seither gewandelt, plötzlich zu erwachen. Eine Wolke des Unmuths überflog ihr reizendes Antlitz, sie nickte Eduard grüßend zu und zog die alte Dame, ihre Tante, wie sie sie nannte, rasch mit sich fort. Eduard sah das reizende Mädchen nicht wieder, wie oft er auch die Säle durchstreifte, wie lange er auch vor dem schwedischen Aquarell wartete, immer in der Hoffnung, hier müsse ihm die holde Erscheinung wieder begegnen. Da Eduard nicht einmal ihren Namen wußte, ebenso wenig wie sie den seinen, so war ihm jede Möglichkeit abgeschnitten, sie aufzusuchen.

Lange Zeit noch wirkte dies Zusammentreffen im Gemüthe Frese's nach. Lange bewahrte er die so schnell erwachte Liebe wie einen heiligen Schatz. Endlich aber, als die letzte Hoffnung auf ein Wiedersehen entschwunden war, trat die Macht der Zeit in ihr Recht. Das Bild der Unbekannten verblaßte allmählig und verschwand endlich gänzlich in dem wilden Strudel, von dem sich der junge Mann im leichtsinnigen Haschen nach der Gunst des Augenblicks dahintragen ließ — bis zu den Klippen, an denen sein besseres Selbst beinahe zerschellt wäre. Und als dann die moralische Umkehr eintrat, hatte seine neuerwachte Thatkraft ihn materielleren Zielen zugeführt, als es die Verwirklichung eines idealen Traumes ist.

Und jetzt sollte er auf einmal in so überraschender Weise an jenen halbvergessenen Moment erinnert werden! Wie mit einem Zauberschlage hervorgerufen, stand jene Stunde wieder in seinem Gedächtniß auf. Das kleine

Aquarell in der Kapsel des Armbandes, die Kopie jenes Frauenkopfes von der Hand des unbekannten schwedischen Künstlers rief sie in voller Lebendigkeit wieder hervor. Eduard glaubte die weiche, melodische Altstimme der holden Unbekannten noch in seinem Ohr zu spüren, ihr tiefes, seelenvolles Auge mit dem Blick voll keuscher Sinnigkeit und Klugheit vor sich zu sehen, und eine Sehnsucht, wie er sie seit jener Begegnung nicht wieder empfunden hatte, schwellte sein Herz und füllte sein Gemüth mit Wehmuth.

Schmerzlich aufseufzend ging er weiter, das Armband mit der geöffneten Kapsel betrachtend. So kam er bis an den idyllischen See, der in seinem ruhigen Spiegel die Gluth des Abendrothes zurückwarf. Frese hob den Kopf und sah sich um. Die feierliche Stille, die der herrlichen Landschaft etwas Melancholisches verlieh, paßte so recht zu seiner Stimmung. Er nahm den Strohhut ab und ließ das Auge träumerisch im Kreise herumschweifen. Da bemerkte er inmitten einer Baumgruppe hart am Rande des Weihers eine Staffelei, die dort in's Gras gestellt war. Ein kleiner Feldstuhl stand davor und auf dem Rasen lagen verschiedene Malerutensilien ausgebreitet.

„Ah, ein Dilettant, der den kühnen Versuch unternimmt, einen Theil dieses lieblichen Fleckchens Erde auf der Leinwand festzubannen," sagte er mit geringschätzigem Lächeln, lenkte aber dennoch seine Schritte dahin. Auf dem Malkasten lag ein Damensonnenschirm und ein Strohhut. Das machte ihn stutzig. „Sieh da, ein weibliches Genie?" dachte er.

Aber das spöttische Lächeln schwand aus seinem Gesichte, als er vor der Staffelei stand. Das war doch etwas mehr als Dilettantismus. Das Gemälde war noch wenig vorgeschritten, aber die paar Farbentöne und die Zeichnung ließen sofort eine künstlerische Hand erkennen.

Plötzlich fiel ihm bei, daß die Dame wohl auch die Besitzerin jenes Armbandes sei, das er vorhin gefunden. Kein Zweifel, sie war die Eigenthümerin und wohl gar auch die Malerin des kleinen Aquarells in der Kapsel, denn auch dieses bekundete die Meisterhand. Und daß sie gerade dieses unbekannte Bild kopirt und ihm gewissermaßen ein Lieblingsplätzchen angewiesen hatte, das deutete auf einen feinen Geschmack. Er war nun doppelt begierig, die Eigenthümerin des Armbandes kennen zu lernen. Aber wo war diese?

Er trat hinter den Bäumen hervor und hielt abermals Umschau.

Dort am gegenüber liegenden Waldsaume tauchte jetzt eine lichte Gestalt auf; langsam dahinschreitend, den Oberkörper vorgeneigt, schien sie im Grase etwas zu suchen.

„Da ist sie!“ sagte Eduard erregt und eilte ihr entgegen, das Armband in der Rechten.

Er war nur noch wenige Schritte von ihr entfernt, als sie ihn herankommen hörte und den Kopf hob. Im selben Moment blieb Eduard wie angewurzelt stehen und starrte mit weitgeöffneten Augen in das ihm entgegenblickende Antlitz. Gaukelte ihm seine erregte Phantasie ein Trugbild vor, oder sollte der eben geträumte Traum sich verwirklichen? Dort stand sie, die ihm damals vor

vier Jahren begegnet war — das herrliche Mädchen, an deren Seite er durch die Kunstausstellung gewandelt war.

Es war nicht mehr ganz dasselbe Gesicht. Der kluge, sinnige Ernst auf dieser Miene hatte sich etwas vertieft, der durchsichtige Teint schien noch zarter geworden zu sein, trotzdem aber hatte er sie auf den ersten Blick erkannt.

Sie schien erstaunt über sein Benehmen und betrachtete ihn von Kopf bis zu Fuß, ehe sie kurz entschlossen näher trat. Er erröthete unter ihrem Blick. Welch' ein Unterschied lag allerdings zwischen der damaligen Begegnung und der heutigen! Er fühlte sich in diesem Moment nicht viel besser als ein Vagabund, auf die Gnade seines Verwandten angewiesen; er hatte das Anrecht verwirkt, sich ihr in derselben Weise zu nähern, wie einst. Aber er konnte es auch nicht über sich gewinnen, ohne ihre Erinnerung erweckt zu haben, sich zu entfernen.

Seltsam, daß dasselbe Bild, das sie einst einander näher gebracht hatte, heute der Anlaß zum Wiedersehen sein mußte.

„Verzeihung," begann er leise und verwirrt, „ich glaube wohl nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie die Eigenthümerin dieses Armreifes sind."

Er war froh, daß der Hut sein Gesicht im tiefen Schatten hielt, als er ihr das kostbare Schmuckstück übergab. Mit einem Ausruf der Freude nahm sie es entgegen.

„Ach, Sie haben es gefunden? Tausend Dank, denn der Verlust hätte mich sehr geschmerzt. Ich muß es bei meinem Spaziergang verloren haben, ohne es in der ersten Zeit zu vermissen; erst vorhin beim Malen — doch verzeihen

Sie," brach sie stockend und leicht verlegen ab, „ich weiß nicht, mit wem ich zu thun habe. Muß ich fürchten, Sie zu verletzen, wenn — wenn ich Ihnen meine Erkenntlichkeit —"

Sie machte eine schüchterne Handbewegung nach ihrer Tasche hin, die nicht mehr mißzuverstehen war. Er wehrte sie mit hastiger Geberde ab.

„Ich fühle mich genugsam belohnt," sagte er dann mit etwas erhobener Stimme, „durch das Bewußtsein, den Werth ermessen zu können, den Sie diesem Schmuckstück beilegen. Die Kapsel dieses Armbandes birgt auch für mich den Gegenstand einer Erinnerung, die ich um keinen Preis der Welt aufgeben möchte."

Sie stutzte bei diesen Worten oder vielmehr beim Klang der Stimme, die dieselben sprach. Eine leichte Röthe stieg auf ihren Wangen empor, und ihr Blick haftete erstaunt auf seinem Gesicht. Erkannte sie ihn in diesem Moment?

Er verbeugte sich und zog den Hut, als wolle er sich empfehlen, in Wirklichkeit aber wollte er mit dieser Bewegung nur sein Gesicht freigeben, um ihr den vollen Anblick desselben zu ermöglichen.

Sie senkte den Blick und wandte sich halb ab.

„Nochmals, ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie halblaut, indem sie das wiedergefundene Armband anlegte; dann aber besann sie sich plötzlich eines Anderen, nahm den Reif wieder ab und steckte ihn in die Tasche.

„Wenn ich auch nicht annehmen darf, daß Ihnen jede unbedeutende Episode aus der Zeit der Wiener Kunst-

ausstellung in Erinnerung ist, so werden Sie doch das Gedächtniß an jenes Bild bewahren, das dem Aquarell auf diesem Armband zur Vorlage gedient hat," begann er wieder in einem Tone, der erkennen ließ, daß er sich verletzt fühlte. „Ich irre wohl auch nicht, indem ich vermuthe, daß Sie selbst diese Kopie gemalt haben, mein Fräulein?"

War ihr zartes Antlitz vorhin etwas dunkler geworden, so wechselte die Röthe jetzt mit einer plötzlichen Bläſſe.

„Sie haben Recht!"

„Darf ich mir dann noch die Frage erlauben, ob Sie diese Kopie unmittelbar vom Original abgenommen, oder ob Sie dieselbe aus dem Gedächtniß gemalt haben? Im letzteren Falle müßte ich das außerordentliche Studium bewundern, welches Sie seinerzeit dem Original zuwandten. Es könnte kein getreueres Abbild geben."

„Woher wissen Sie das? Haben Sie denn das Original so genau im Gedächtniß?" antwortete sie ausweichend.

„Es steht in diesem Moment mit wunderbarer Deutlichkeit vor meinem geistigen Auge," erwiederte er mit unwillkürlich überquellender Wärme, „denn es knüpft sich an dieses Bild für mich die Erinnerung an eine glückliche Stunde, in welcher —"

„An die Stunde, in welcher wir uns einst begegneten," unterbrach sie ihn schroff. „Ich fürchte, mein Herr, Sie legen diesem Moment zu viel Bedeutung bei."

Damit nickte sie ein wenig und schritt stolz an ihm vorüber, auf ihre Staffelei zu. Diese Abweisung war zu deutlich, als daß Frese sie unbeachtet lassen konnte. Er

biß sich auf die Lippen und zog auf's Neue mit einer förmlichen Verbeugung den Hut; diesmal wirklich, um zu gehen. Festen Schrittes nahm er die Richtung nach dem Herrenhause, das sich seitwärts aus dem umgebenden Grün erhob.

Schon hatte er die Allee erreicht, die im Bogen nach dem Herrenhaus führte und ihm im nächsten Augenblick die eben verlassene Waldlichtung mit dem See entziehen mußte, als er, nicht im Stande, gegen den mächtigen Drang in seinem Innern anzukämpfen, sich nochmals umwandte, halb von einem Gebüsch verborgen. Da sah er sie vor ihrer Staffelei stehen, die eine Hand mit dem Strohhut herabgesunken, die Rechte leicht gegen die Stirne erhoben, den Blick nach der Richtung gewendet, die er eingeschlagen hatte. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne tauchten das ernste, edle Antlitz in tiefen Purpur und ließen ihre helle Gestalt wie von einer Gloriole umgeben erscheinen. —

Im Vorhofe des Herrenhauses kam ein geschmeidiger junger Mann in ländlichem Sommeranzug dem Wanderer entgegen.

„Wirklich Herr v. Frese?" rief er mit geräuschvoller Freundlichkeit und schien nicht übel Lust zu haben, den Ankömmling zu umarmen. Dann ergriff er mit beiden Händen die ihm entgegengestreckte Rechte und schüttelte sie herzlich. „Ich vermag Ihnen gar nicht auszudrücken, wie ich mich freue, Sie hier bei uns zu sehen!"

„Wo ist der Onkel?" fragte Eduard mit unsicherer Stimme. „Wollen Sie nicht so freundlich sein, mich ihm zu melden, Herr Lachner?"

„Sofort, sofort," entgegnete Lachner, der Verwalter des Gutsbesitzers, „die rechte Hand des Herrn", wie er sich gerne nennen hörte. Er führte Eduard unter fortgesetzter Versicherung seiner ergebenen Dienstfertigkeit in's Schloß. „Ich denke, es wird Ihnen nicht unwillkommen sein, zu erfahren, daß sich Ihr Herr Onkel gegenwärtig gerade in sehr guter Laune befindet, was, unter uns gesagt, nicht allzu oft der Fall ist. Das hat, leider Gottes, die gnädige Frau manchmal zu empfinden!"

„Ach ja," meinte Eduard, die ihm unangenehmen Vertraulichkeiten des glatten Verwalters ignorirend; „ich erinnere mich, der Onkel hat ja im Vorjahre geheirathet. Ich bin begierig, meine Frau Tante kennen zu lernen. Doch sagen Sie einmal, wird es heuer wieder eine solenne Jagd auf dem Gute geben?"

Lachner verzog das Gesicht. „O, Herr v. Frese, damit ist's bei uns aus. Die gnädige Frau ist überhaupt keine Liebhaberin von Geselligkeit und Festen, und gar die Jagd ist ihr ein Greuel."

Sie gingen die Treppe hinauf, und gleich darauf befand sich der Ankömmling dem Herrn des Hauses gegenüber.

Die etwas gedrückte Stimmung des jungen Mannes wurde etwas gehoben bei dem Empfang, den ihm der gefürchtete Onkel angedeihen ließ. Herr Kurt v. Frese, ein Mann am Anfange der Fünfzig, mit einem kolossalen Körperbau, kam ihm auf das Freundlichste entgegen und drückte ihn an seine breite Brust. Dann blickte er ihn forschend an.

„Na, Du siehst besser aus, als ich dachte, mein Junge,"

sagte er, sich den buschigen Schnurrbart streichend, wie es seine Art war, wenn er etwas wie Rührung niederzukämpfen hatte. „Armer Bursche, hast doch ein bischen Blut geschwitzt bei Deinem Bußgang, he? Na, ich hoffe, daß Dir's ernst ist mit Deinen Vorsätzen. Ich werde Dich hier auf dem Gute beschäftigen, Du kannst Lachner an die Hand gehen und dabei Deine etwas vernachlässigten ökonomischen Studien wieder auffrischen. Ist ja nur zu Deinem Besten, denn Du weißt ja, daß Du nach meinem Tode der Herr auf Belitz werden sollst. Du kennst mich als einen Mann, der zäh und hartnäckig ist und lange erwägt, bis er zu einem Entschluß gelangt, ihn dann aber festhält. So ging's mir auch in Deinem Falle. Aufrichtig gesagt, Eduard, ich war anfangs entschlossen, Dich fallen zu lassen; ich werde auch keinen Finger rühren, wenn Du Miene machst, wieder davon zu laufen, aber so lange Du Dich brav hältst, hast Du an mir einen väterlichen Freund und sollst nichts von einer Demüthigung empfinden. Daß ich jähzornig bin und zuweilen keinen Widerspruch vertragen kann, daraus machst Du Dir nichts, denn Du kennst mich. — So, das wäre ein- für allemal zur Einleitung. Doch weißt Du, wem Du eigentlich in der Hauptsache es zu danken hast, daß ich Dir nochmals die Hand bot? Es ist Deine Tante. Die gute Seele legte sehr viel gute Worte für Dich ein, wußte Deine Streiche in ein milderes Licht zu setzen und forderte Deine Begnadigung. Sorge Du dafür, daß sie sich in dem Neffen, den sie erst kennen lernen soll, nicht getäuscht sieht."

Eduard bat in seinem von Rührung vollen Herzen der

Tante das Unrecht ab, das er ihr vorhin in Gedanken gethan hatte. Er war eben im Begriff, sich die Ehre zu erbitten, der Frau Tante vorgestellt zu werden, als draußen die Glocke ertönte, die nach altem Hausbrauch zum Essen rief.

„Es läutet zu Tische!" rief der alte Frese, den der Gedanke an gastronomische Genüsse stets in bessere Laune versetzte. In solchen Momenten vergaß er leider immer wieder die Rathschläge des Hausarztes, der dem überaus vollblütigen, zum Schlagfluß neigenden Manne nicht genug über die Diät predigen konnte. „Komm, mein Junge, die Tante wird uns wohl schon im Speisezimmer erwarten. Ich will Dich ihr vorstellen."

Bei ihrem Eintritt fanden sie jedoch das Zimmer noch leer. Herr v. Frese, dem Unpünktlichkeit ein Greuel war, räusperte sich einige Male sehr vernehmlich, ein Zeichen innerer Aufwallung. Dieses Räuspern war gleichsam das erste Wetterleuchten. Kam es schlimmer, so fand die gesteigerte Mißstimmung in einem periodischen Aufzucken seiner buschigen Augenbrauen einen charakteristischen Ausdruck. Aber geradezu gefährlich wurde es in der Nähe Herrn v. Frese's, wenn ihm die Ader an der Stirne schwoll, und die sanfte Röthe seiner Backen zum glühenden Zinnober wurde, das sich bis in den gedrungenen Stiernacken hinabsenkte. Dann wehe dem Menschenkinde, das nur den Mund verzog zum Widerspruche.

„Verwünschte Duselei!" brummte der Schloßherr in den Bart, mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab laufend. „Hat gewiß wieder über irgend einer albernen

Sentimentalität sich verspätet. Und weiß doch, daß ich das für den Tod nicht leiden kann! Hm! hm!"

In diesem Moment wurde draußen ein leichter Schritt hörbar, glücklicher Weise früh genug, daß sich der Zorn des Hausherrn noch in dem Stadium befand, in welchem er leicht beschwichtigt werden konnte. Vielleicht trug auch die Anwesenheit des Neuangekommenen dazu bei, daß Kurt sich bezwang und mit fröhlicherer Miene der Thüre zuschritt.

„Mein Neffe Eduard — hier meine Frau Erna, geborene Andrissen."

Eduard hörte diese Worte des Onkels gar nicht. Es flimmerte ihm vor den Augen, seine Hände stützten sich krampfhaft auf eine Stuhllehne; er hatte das Gefühl, als drehe sich das ganze Zimmer mit ihm im Kreise. Nur ein helles Kleid schwebte vor ihm und bezeichnete die Stelle, wo sie stand — die „Frau Tante", die Malerin vom See, die Bekanntschaft von der Wiener Ausstellung.

Die ersten Worte, die wieder vernehmlich an sein Ohr schlugen, waren von Erna gesprochen.

„Ich dachte es mir," sagte sie ruhig.

Frese hatte natürlich keine Ahnung von dem eigentlichen Sinn dieser Bemerkung, er sah auch nicht die Blässe, die auf dem Antlitz seiner Frau lag. Er ging jetzt ganz in der Beschäftigung auf, sich die Serviette vorzubinden, und lud die beiden Anderen nur mit stummer Geberde ein, Plätz zu nehmen.

Vollkommen gelassen setzte sich Erna nach einer Begrüßungsphrase an den Tisch und gab das Klingelzeichen zum Auftragen für den Diener. Ihre Ruhe gab auch

Eduard seine Fassung so weit zurück, daß er seinen Platz zur Rechten des Onkels einnehmen konnte. Aber er wagte es während der ganzen Mahlzeit nicht, den Blick vom Teller zu erheben, und jeder Bissen quoll ihm im Munde.

Glücklicher Weise war Frese gesprächig genug, so daß die Einsilbigkeit seiner Tischgenossen nicht weiter auffiel, und das Wenige, das Erna sprach, wurde durchaus gleichmüthig und gelassen vorgebracht.

Eduard erwartete und fürchtete mit jeder Minute, Erna werde, was von ihrem Standpunkte aus ihm ganz natürlich geschienen hätte, erwähnen, daß sie den Neffen ihres Gatten schon kenne, aber sie sagte nichts. Es bot sich jedoch dazu auch nicht mehr die rechte Gelegenheit, nachdem es gleich zu Anfang unter dem Eindruck der Ueberraschung auf beiden Seiten verabsäumt worden war.

Eduard athmete erleichtert auf, als er nach beendigter Tafel, eine sehr begreifliche Ermüdung durch die Reise vorschützend, sich auf sein Zimmer zurückzog.

Dort warf er sich auf das Sopha und begrub stöhnend das Gesicht in den Händen. Er hatte sie wiedergesehen — aber wie! O, jetzt wußte er sich mit einem Male ihre kalten Worte zu deuten, mit der sie von ihrer ersten Begegnung gesprochen hatte: „Ich fürchte, mein Herr, Sie legen diesem Moment zu viel Bedeutung bei."

Wahrhaftig, sie hatte Recht, das zu fürchten!

Unter den tausend Gedanken und Empfindungen, die im Innern Eduard's wie im Sturme durcheinander wirbelten, war ihm nur das Eine klar: „Ich muß fort von hier — so bald als möglich. Morgen schon."

2.

Am anderen Morgen erschien Eduard nicht beim Frühstück; er ließ sich durch ein leichtes Unwohlsein entschuldigen. Onkel Frese nahm die Nachricht mit ärgerlichem Kopfschütteln auf. Dann wandte er sich an die neben ihm sitzende Frau.

„Schade, ich hatte mich schon gefreut, daß sich der Junge Dir heute von einer vortheilhafteren Seite zeigen werde, als gestern. Er bewahrte eine wunderliche Zurückhaltung, die ich an ihm wahrhaftig nicht gewohnt bin."

„Es bedrückt ihn vielleicht das Gefühl der Abhängigkeit, in die er sich nunmehr begeben muß. Ich denke, Du könntest es ihm leichter machen, indem Du ihn anderswo auf eigene Füße stellst. Empfehle ihn einem Deiner auswärtigen Freunde; auf einem fremden Gute würde er gewiß eher selbstständig werden und Deine Gnade weniger bedrückend empfinden."

„Papperlapapp! Das ist dummes Zeug! Ich will den Jungen unter meiner Aufsicht haben, und am Ende soll er ja gerade die Wirthschaft auf Beliß kennen lernen, denn mir wird es nachgerade unangenehm, die Sachen in die Hände Lachner's zu legen, der sich ohnehin bereits eine zu dominirende Stellung geschaffen hat. Uebrigens warst Du früher selbst anderer Ansicht. Du hast es ja eifrig befürwortet, daß ich Eduard hierher nahm."

„That ich das wirklich?" fragte Erna zerstreut. „Nun, dann habe ich es eben nicht reiflich genug überdacht."

„Aber ich!" entgegnete Kurt polternd. „Es bleibt also

bei den ersten Dispositionen. Oder meinst Du etwa, ich sei nur ein Werkzeug Deiner Laune?"

Sie sah ihn verwundert an, als verstehe sie ihn nicht.

„Ja, Du scheinst eine Abneigung gegen Eduard zu hegen, das habe ich gestern schon bemerkt. Du hast ihn ja kaum eines Wortes gewürdigt. Nun, ich lege Deinen Neigungen keinen Zwang auf, aber Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich mich davon beeinflussen lassen werde."

Sie zuckte die Achseln und schwieg.

Von da ab vermied es Erna, ihrem Gatten gegenüber jemals wieder die Angelegenheiten seines Neffen zu berühren, was Kurt in der Folge noch mehr in der Annahme bestärkte, daß sie dem jungen Manne mit einer unüberwindlichen Abneigung begegne.

Uebrigens vermied auch Eduard jede Annäherung an die Tante. Saß er ihr bei Tische gegenüber, so war er auffallend wortkarg, und außer den Mahlzeiten ging er ihr ängstlich aus dem Wege. Damit glaubte er nur seine Pflicht zu thun und redete sich selbst ein, durch dieses System allmählig den Sturm in seinem Innern beschwichtigen zu können. In Wirklichkeit befestigte auch Erna's unentwegt zur Schau getragene Ruhe seine äußere Haltung. Er hielt sich vollkommen überzeugt davon, daß es ihm mit der Zeit gelingen werde, ihrer mit derselben Gleichgiltigkeit zu gedenken. Den ersten Entschluß, das Gut ohne die geringste Zögerung zu verlassen, hatte er schon deshalb aufgeben müssen, weil er mit Recht fürchten mußte, den Onkel zu beleidigen, sobald er nicht stichhaltigere Gründe anzugeben wußte. Dann hatte er den zunächst

nur hinausgeschobenen Vorsatz gänzlich fallen lassen, betrachtete er doch die Verhältnisse auf Belitz als den Probirstein für seine Charakterfestigkeit und war, wie gesagt, gewiß, daß er über seine hoffnungslose Liebe schließlich den Sieg davontragen werde.

Erna ahnte wohl, was in ihm vorging, und freute sich, daß ihre Taktik sich hier anscheinend so glänzend bewährte. Sie war auch entschlossen, ihm weiter behilflich zu sein, ihr gegenseitiges Verhältniß wirklich so zu gestalten, wie es zwischen Tante und Neffe natürlich war. Das konnte, später allerdings, am besten durch eine vernünftige Aussprache geschehen, die ein ehrliches Uebereinkommen zum Resultat haben sollte.

Die Gelegenheit dazu fand sich denn auch an einem trüben Oktobertage. Herr v. Frese war am Morgen zur Jagd nach einem benachbarten Gute gefahren, und Erna war beim Essen zum ersten Male mit Eduard allein.

Da schien Erna auch der richtige Zeitpunkt gekommen, um Alles endgiltig zu schlichten. Zu diesem Zwecke dünkte es ihr am besten, die Sache beherzt anzufassen, die Ursache der bisherigen Pein in ihrem Verkehr durch eine direkte Aussprache zu beseitigen.

„Sagen Sie, Eduard, haben Sie nicht auch das Bewußtsein, daß wir uns in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seit jener ersten Begegnung in Wien ganz erstaunlich ausgereift haben? Wer uns damals so gesagt hätte, daß wir mit der Person, mit welcher uns ein ganz alltäglicher Zufall auf eine Stunde zusammengeführt hatte, vier Jahre später in einem verwandtschaftlichen Verhältniß stehen

würden, wir hätten uns damals darauf hin wohl etwas genauer angesehen."

Er suchte erst nach passenden Worten der Erwiederung, als sie ihn schon der Antwort überhob, die ihm nicht ganz leicht zu werden schien.

„Ich erinnere mich übrigens noch recht gut, wie sich damals unsere harmlose Plauderei anknüpfte. Sie sprachen sich über irgend ein Bild, das ich gerade betrachtete, mit solcher Begeisterung aus, daß ich nicht umhin konnte, Sie zu einer näheren Begründung Ihres Urtheils zu veranlassen, das mich damals, als aus einem augenscheinlich berufenen Munde kommend, sehr erfreute."

„Es war jener interessante Studienkopf, den ich schon lange bewundert hatte," entgegnete er, auf ihren gefälligen Plauderton mit einer Unbefangenheit eingehend, die ihn selbst beruhigte. „Deshalb berührte es mich auch so sympathisch, daß Sie gerade diesem Aquarell eine ähnliche Bewunderung zu zollen schienen. Sie haben ja sogar das Werk des leider unbekannten schwedischen Malers für sich kopirt."

Erna lehnte sich in ihren Stuhl zurück und lachte belustigt auf. „Aber wer sagt Ihnen denn, daß das kleinere Bild eine Kopie ist? Könnte nicht vielleicht das ausgestellte Aquarell die spätere Ausführung der kleinen Skizze gewesen sein?"

„Wie? Dann kennen Sie vielleicht den Künstler? Und ich glaubte doch von Ihnen gehört zu haben, daß Sie selbst das Medaillonbildchen gemalt hätten?"

„Ganz richtig; es war der Entwurf zu dem großen Aquarell, das dann auf der Kunstausstellung debütirte."

„Also Sie, Erna, Sie? Und ich war in der Meinung befangen, nur ein Mann könne weibliche Schönheit derart darstellen, hinter dem Namenlosen müsse ein männlicher Künstler stecken!“

„Sie sehen, wie Recht ich demnach hatte, dem Vorurtheil, das man uns entgegenbringt, auszuweichen,“ fuhr sie rasch fort. „Ich malte das Bild in meiner Vaterstadt Stockholm; ein befreundeter Künstler und Landsmann war so gefällig, das Aquarell mit seinen eigenen Gemälden als das Erstlingswerk eines Anfängers in der schwedischen Abtheilung der Ausstellung unterzubringen. Vielleicht aber erscheint Ihnen meine, von Ihnen belobte Auffassung des Sujets begreiflicher, wenn ich Ihnen sage, daß es das Porträt meiner theuren Mutter ist, das ich kurz nach ihrem Tode in dem kleineren Aquarell festzuhalten suchte und später im größeren Maßstabe ausführte.“

Er war bei ihrer Rede aufgesprungen und rang jetzt nach Worten. „Sie, Erna, Sie!“ brachte er mit erstickter Stimme hervor. „Und Ihre Mutter, sagen Sie? Ah! Wissen Sie, daß ich es gar nicht für möglich hielt, daß es ein solches Antlitz in Wirklichkeit geben könnte?“

Erna durfte nicht länger zögern, seine erregte Rede zu unterbrechen, wollte sie sich nicht der Gefahr aussetzen, ein gerade entgegengesetztes Ergebniß zu erreichen, als sie es mit diesem Gespräch beabsichtigt hatte.

„Sie sehen also, es war geschmeichelte Eitelkeit, was mich damals bewog, Ihr Kunsturtheil in Anspruch zu nehmen. Mein Künstlerstolz fühlte sich ungemein befriedigt durch Ihre Begeisterung. Hahaha! Und heimlich

ergötzte ich mich an dem Gedanken, daß Sie keine Ahnung davon hatten, wem Sie eigentlich Ihr Herz offenbarten. Wer weiß, vielleicht hätte Sie das Bewußtsein, daß ein einfaches Mädchen der Namenlose sei, zu einer Abschwächung Ihres Lobes veranlaßt."

Diese Worte wirkten wie ein kalter Wasserstrahl auf Eduard's erhitzte Phantasie. Also das war es gewesen, was sie damals seine Annäherung dulden ließ? Und er Thor hatte sich eingebildet, daß auch sie die Erinnerung an jene Stunde als ein theures Gut bewahre!

„Sie irren, Erna," sagte er nach einer Pause inneren Kampfes, indem er mit kaltem Lächeln seinen Stuhl wieder einnahm. „Sie irren; ich hätte Ihnen auch damals volle Gerechtigkeit widerfahren lassen in dem rein sachlichen Urtheil, das ich bei jener Gelegenheit aussprach. Ich wiederhole Ihnen auch heute, daß ich jenes Aquarell für ein Meisterwerk halte. Daß Sie über die Grenze hinausgingen, die ich im Allgemeinen der weiblichen Gestaltungskraft setze, das ist eben nur ein Beweis, daß Sie sich weit über mein vielleicht kurzsichtiges Urtheil erheben."

Er wollte in seine Worte Sarkasmus legen, aber er konnte es nicht hindern, daß dabei etwas von der Traurigkeit durchschlug, die sein Gemüth erfüllte. Jedenfalls hätte sie dieselbe auf seinem Gesichte lesen müssen, wenn sie ihn in diesem Augenblick angesehen hätte.

Mit großer Sorgfalt eine Orange schälend, saß sie aber halb in ihren Stuhl zurückgelehnt und lächelte.

„Lassen wir das ruhen," sagte sie, und nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Wir blieben damals nur

noch einen Tag in Wien, dann reisten wir nach Schweden zurück. Im Herbst erhielt ich dann mein Aquarell zurück, und mein öffentliches und eigentlich doch geheimes Auftreten hatte damit sein Ende gefunden."

„Und wo bewahren Sie jetzt das Bild?"

Erna antwortete nicht gleich. Diese unvermittelte Frage setzte sie auf einen Augenblick in Verwirrung.

„Ich schenkte es einer Freundin," sagte sie dann rasch und lenkte sofort wieder in den Gang ihrer Erzählung ein. „Ich hatte auch in Zukunft keine Lust mehr zu einem ähnlichen Versuch; ich hatte bald darauf meine Zeit der Pflege der Tante zu widmen, die zu kränkeln begann und auch wirklich nicht mehr genesen sollte. Lange, qualvolle Monate dauerte ihr Siechthum, und ich fand kaum noch Muße, wieder nach dem Pinsel zu greifen. Lassen Sie mich diese traurige Zeit mit Stillschweigen übergehen. Als sich die etwas eigensinnige Kranke endlich entschloß, auf den wiederholten dringenden Rath des Arztes ein Bad zu besuchen, war es bereits zu spät, das wurde mir gleich bei unserer Ankunft daselbst klar. Ich litt unsäglich, um so mehr, als sie unablässig in mich drang, die Bewerbungen eines Herrn anzunehmen, der sich uns vielfach nützlich gemacht hatte; sie könne, wie sie sagte, nicht ruhig sterben, wenn sie mich nicht versorgt wisse."

Sie setzte hier ein wenig ab. Eduard seufzte tief auf; er ahnte, wen sie meinte.

„Ich glaube Sie zu verstehen. Ihre Tante setzte ihren Willen durch und Sie nahmen die Bewerbung — jenes Herrn um Ihre Hand an?"

„So geschah's."

„Arme Erna," sagte er nach einer Pause beiderseitigen Stillschweigens. Da hob sie mit einer fast unmuthigen Bewegung das stolze Haupt.

„Warum arm?"

„Weil Sie doch nur zu bald inne werden mußten, daß — daß Sie nicht ganz verstanden wurden. Ihr hochstrebender Geist, Ihr Künstlertalent, Ihre idealen Empfindungen stießen auf einen Gegensatz, der Ihr großes, warmfühlendes Herz verletzte."

„Wer sagt Ihnen das?" unterbrach sie ihn mit verweisendem Ernst. „Kurt's Charakter ergänzt den meinigen. Ich schätze ihn hoch, ich achte ihn. Ich bin glücklich in meiner Ehe!"

Eduard sah sie beinahe erschreckt an. Er wußte nichts mehr zu sagen. Die große Frage, die ihm seit seinem Eintritt in das Haus des Onkels auf den Lippen geschwebt hatte, war ihm ja soeben beantwortet worden: Erna fühlte sich glücklich! Er hatte gewünscht, daß sie es sei, und doch — jetzt berührte ihn ihre Versicherung mit einem bitteren, schneidenden Weh; der Traum war nun gänzlich ausgeträumt.

— — — — — — — — — — — —

Einige Tage nach dieser Scene zwischen Erna und Eduard trat Lachner in das sogenannte Arbeitszimmer des Gutsherrn, ein Raum, der seinen Namen mit Unrecht führte, denn Herr v. Frese hatte herzlich wenig zu arbeiten und benützte das Zimmer, wenn er darin nicht eben, wie heute, den kurzen Bericht seines Verwalters entgegennahm, zu seinem Nachmittagsschläfchen.

Lachner hatte es mit großem Mißvergnügen gesehen, daß Eduard auf dem Gute blieb und die Aufgabe erhielt, ihm in der Bewirthschaftung beizustehen; er hatte seine Gründe dazu.

„Sagen Sie 'mal, lieber Lachner," begann Kurt, nachdem er die vorgelegten Papiere überflogen hatte, „Sie sind ja die meiste Zeit um meinen Neffen und haben Gelegenheit, sein Thun und Treiben zu beobachten; sind Sie mit seinem Arbeitseifer zufrieden? Zeigt er wirklich etwas von dem angelobten Fleiß und der Ausdauer, die auf den erhofften Umschwung in seiner Lebensanschauung schließen ließe?"

„Soweit mir ein Urtheil darüber zusteht, kann ich den Bestrebungen Herrn v. Frese's nur das glänzendste Zeugniß ausstellen," entgegnete der Verwalter mit würdevollem Ernst. „Ich bedaure nur, sehen zu müssen, daß er sich in seinen jetzigen Lebensverhältnissen nicht sonderlich glücklich zu fühlen scheint. Ich bemerke zuweilen Zerstreutheit, eine Menschenscheu und Zurückhaltung an ihm, die mich ernstlich befürchten läßt, er habe hier nicht den richtigen Boden gefunden. Es scheint ihn etwas schwer zu bedrücken."

„Ah," lachte Herr v. Frese, „ich glaube, Eduard hat noch ein paar geheime Rückstände zu decken, Schulden, die er mir verschwieg, oder etwas dergleichen. Nun, er soll nur ein bischen schwitzen dafür. Aber Sie könnten bei passender Gelegenheit das zu erfahren suchen; ich möchte diese Sachen hinter seinem Rücken schlichten und ihn erst später mit der Nachricht belohnen, daß Alles geordnet sei, was ihm jetzt noch so schwere Sorge macht."

„Möglich, daß Sie richtig vermuthen, Herr v. Frese. Aber ich glaube, daß dergleichen nicht allein die Schuld daran trägt, daß der Herr Neffe sich hier unbehaglich fühlt."

„Hm! Mag sein, daß ihn die Abneigung kränkt, die ihm meine Frau entgegenbringt. Meinen Sie das? — So reden Sie doch! Was bedeutet denn Ihre nachdenkliche Miene?"

Lachner erwiederte mit einer Hast, die aussah, als ob er eine gewisse Verlegenheit bemänteln wolle: „Ja, ja, das wird es sein, gewiß! Ich glaubte allerdings, daß die gnädige Frau ihre Abneigung bereits besiegt habe —"

„Warum glaubten Sie das?" fragte Herr v. Frese gemüthlich.

„Nun, es schien mir so. Wenigstens soll sich die gnädige Frau mit Herrn Eduard erst neulich beim Mittagessen so ungezwungen und mit so viel Interesse unterhalten haben, daß man auf eine vollständige Aussöhnung hätte schließen können."

„Lächerlich. Ich habe nichts davon bemerkt. Wann wäre denn das gewesen?"

„Vergangenen Mittwoch, wenn ich nicht irre," warf Lachner leicht hin.

„Ach ja, da war ich ja auf der Jagd in Rastenfeld drüben," entgegnete der Gutsherr ganz arglos. „Scheint aber doch nicht lange gehalten zu haben, diese Versöhnung."

Lachner zuckte die Achseln und nestelte an seiner Uhrkette. „Es ist wahr, Herr Eduard ist seither nur noch

düsterer geworden," sagte er langsam. „Es wäre demnach also schon nach dieser Richtung vielleicht angemessen, dem geheimen Wunsche des jungen Herrn nachzukommen und ihn der Pein seiner gegenwärtigen Lage zu überheben. Andererseits wäre durch diese einfache Lösung der Frage auch der gnädigen Frau ein Stein vom Herzen genommen. Ich kann mir lebhaft denken, daß Frau v. Frese sich durch die albernen Klatschereien gekränkt fühlen muß. Das mag sie wohl auch bestimmen, dem Herrn Neffen mit einer absichtlich zur Schau getragenen Schroffheit zu begegnen, die einzige Taktik, die ihr bleibt, um böswillige Muthmaßungen niederzuschlagen."

Herr v. Frese hob jetzt doch den Kopf und sah den Sprecher eine Weile mit starrem Erstaunen an.

„Was soll das heißen? Böswillige Klatschereien und Muthmaßungen? Wer untersteht sich, solche anzustellen?"

„Ja, wer vermag den Urheber solch' unbestimmter Gerüchte zu nennen," sagte Lachner mit einem Seufzer. „Die Anwesenheit eines jungen, als lebenslustig bekannten Mannes in demselben Hause, wo eine junge, schöne Hausfrau waltet, die keinen Verkehr mit der Nachbarschaft sucht, das genügt den klatschsüchtigen Zungen, um die frivolsten Gerüchte in Umlauf zu setzen. Wer frägt darnach, ob sie wahr sind? Wenn die äußeren Umstände nur die Möglichkeit begünstigen —"

„Genug!" wehrte der Gutsherr kurz ab. Er war stark erröthet, während er sich erhob, um an's Fenster zu treten. „Was kümmert mich das Gerede der Leute. Eduard bleibt jetzt erst recht hier! Ich lasse mir durch derlei Bosheiten nichts

abtrotzen. Ich will auch nicht, daß Sie mir über die sogenannte öffentliche Meinung wieder Bericht erstatten. Adieu!"

Lachner hätte gerne etwas zu seiner Entschuldigung gesagt, aber das heftige Trommeln an der Fensterscheibe, mit dem Herr v. Frese seiner Aufregung Luft machte, war ein zu deutliches Signal zum befohlenen Abmarsch.

Nachdem der Verwalter das Zimmer verlassen hatte, wandte sich der Gutsherr um und ging eine Weile, die Hände auf dem Rücken, erregt auf und nieder. Sein Gesicht schien in Purpur getaucht, und die Zornesader an seiner Stirne schwoll heftig.

„Was da!" murrte er endlich. „Blödes Geschwätz, dummes Zeug!" Damit machte er eine energische Handbewegung, als schiebe er alle weiteren Gedanken darüber bei Seite. „Der Lachner ist ein Spitzbube, dem es Vergnügen macht, Intriguen anzuspinnen. Aber wahrhaftig, eher geht er als Eduard!"

Ein kräftiger Schlag auf die Platte des Schreibtisches bildete das Siegel zu diesen Worten.

3.

Herr v. Frese hatte mit Recht behauptet, er habe von einer angeblichen Versöhnung zwischen seiner Gattin und dem Neffen nichts bemerken können. War auch wirklich ihr Verkehr ungezwungener geworden, so näherten sie sich deshalb doch nicht mehr als sonst. Eduard vermied Erna zwar nicht gerade absichtlich, aber er suchte sie auch durchaus nicht auf. Seit jener bedeutungsvollen Unterredung waren sie nicht wieder allein gewesen.

In der nahen Stadt hatte bereits die Reihe der Bälle und Abendgesellschaften begonnen. Frese, der eine große Bekanntschaft hatte, erhielt viele Einladungen, zumeist von benachbarten Gutsbesitzern, die jetzt, während des Winters, ihre Wohnungen in der Stadt bezogen hatten. Da Erna aber stets Ausflüchte suchte, um ihre gewohnte Zurückgezogenheit nicht aufgeben zu müssen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als alle die zahlreichen Einladungen dankend abzulehnen.

Da kam eines Tages eine Karte vom Präsidenten, dem Grafen M., der während des Sommers mit Frese auf einer Jagd zusammengetroffen war. Diese Einladung mochte der Gutsherr auf Belitz nicht ablehnen, da ihm an der Bekanntschaft mit dem hohen Würdenträger viel gelegen war. Uebrigens hatte er ihm schon auf eben jener Jagd auf's Bestimmteste versprechen müssen, auf der ersten Soirée des Präsidenten mit seiner jungen Gattin zu erscheinen. Erna willigte denn auch nach längerem Sträuben endlich ein, ihn zu begleiten.

Zu diesem Abende wurden große Vorbereitungen auf Belitz gemacht. Herr v. Frese weidete sich bei dem Gedanken an das Aufsehen, das er mit seiner schönen jungen Frau zu erregen gedachte. Es hätte ihm sehr geschmeichelt, ihretwegen beneidet zu werden.

Eduard hatte eine Ausrede zu finden gewußt, um zu Hause bleiben zu können, und der Onkel hatte seine Entschuldigung ganz gerne gelten lassen, denn seitdem der Gutsverwalter auf gewisse Gerüchte hingewiesen hatte, erschien es ihm doch nicht ganz angenehm, sich mit Frau

und Neffen öffentlich zu zeigen und dadurch unliebsame Vergleiche herauszufordern.

Gegen Abend, als Eduard alle die Vorbereitungen sah, welche der Onkel zum Besuch des Balles traf, überkam ihn ein unbehagliches Gefühl bei dem Gedanken, daß Erna jedenfalls sehr viel umschwärmt und von der ganzen Herrengesellschaft gefeiert sein werde. Er zürnte ihr beinahe, daß sie überhaupt das Fest besuchen wollte, bei welchem doch ihr stillbeschaulicher Geist, ihr Gemüth keine Befriedigung finden konnte. Und noch ein Anderes ärgerte ihn. Lachner hatte ihn vor einigen Tagen bei Seite genommen und mit der ihm eigenen Vertraulichkeit ausgeforscht, ob er etwa noch Verpflichtungen habe, die er dem Onkel nicht gestehen wollte. Der geriebene Mann hatte es auch verstanden, seinen Andeutungen, daß er sich wegen dergleichen keine Sorge zu machen habe, einen Anstrich zu geben, als wäre es nicht gerade Kurt v. Frese, der ihm behilflich sein wolle. Eduard hatte ihn ziemlich schroff abgewiesen und stolz erklärt, er bedürfe keines Beistandes, sondern werde sich in einem solchen Falle schon allein zu helfen wissen.

Als er dann sah, wie der Stallbursche im Hofe den Wagen in Stand setzte, der die Herrschaft nach dem Bahnhofe bringen sollte, ging er nach dem Salon, um sich zu verabschieden.

Der Salon aber war leer und finster; nur zwischen den Vorhängen, die den Eingang zu Erna's Zimmer abschlossen, schimmerte Licht. Eduard trat näher und sah durch den Spalt der Sammetvorhänge. Erna stand vor

ihrem Toilettetische und schickte eben die Zofe hinaus. Sie prangte bereits im vollen Glanze. Ihre weißen Hände kramten in einer Schmuckkassette auf dem Tische. Eduard biß die Zähne zusammen, als habe er einen aufquellenden Schmerz zu unterdrücken. Er wollte davon, hinweg von diesem Orte. Da wurde die Thür, die vom Vorsaal in Erna's Zimmer führte, geöffnet; Herr v. Frese trat ein. Er war bereits im Frack. Den Cylinderhut auf dem Kopfe, den Pelz über die breiten Schultern geworfen, blieb er mitten im Zimmer stehen und legte seine Handschuhe an.

„Hast Dich ja prächtig herausgeputzt, Schatz!“ lachte er. „Laß Dich doch ansehen!“

Erna wandte sich halb um, eben im Begriff, einen einfachen Goldreif um ihren Arm zu legen. Frese ergriff ihre Hand und betrachtete das Armband.

„Warum so überaus bescheiden? Wozu hast Du Deine Brillanten, wenn Du sie bei einer solchen Gelegenheit nicht tragen willst?“

„Laß doch! Du weißt, ich betrachte den Familienschmuck Deiner Mutter als ein Vermächtniß, an dem ich keinen Theil habe.“

„Lächerliche Idee!“ brummte Herr v. Frese. „Uebrigens besitzest Du ja auch selbst etwas Besseres, als diesen armseligen glatten Reifen. Warum nimmst Du nicht das Armband mit den Perlen und dem Smaragd, das mir immer so gut gefiel? Weißt Du, das mit dem Bildchen Deiner Mutter. Du hast es ja sonst niemals abgelegt, und jetzt fällt mir erst ein, daß Du es schon seit Langem nicht mehr trägst. Warum das?“

Erna kehrte sich um und drückte den Deckel des Schmuckkästchens in's Schloß, ehe sie erwiederte: „Die Kapsel ist etwas beschädigt; ich fürchte, es zu verlieren, wie es bereits einmal geschehen ist!"

Dabei befestigte sie eine Rose im Haar, welche Beschäftigung sie so sehr in Anspruch nahm, daß sie nicht aufsehen konnte. Herr v. Frese murmelte etwas Unverständliches und durchmaß das Zimmer mit hastigen Schritten. Plötzlich blieb er vor dem zierlichen Schreibtisch am Fenster stehen und musterte die Bilder, die über dem Pult an der Wand hingen. Dann wendete er sich langsam um, Erna mit einem Blick streifend.

„Höre, Du! Ist etwa auch das Originalgemälde beschädigt?"

„Was meinst Du?" fragte sie leise, ohne aufzusehen.

„Nun, das Aquarell, das Bild Deiner Mutter! Seit wann hast Du es denn von der Wand genommen? Früher hätte doch Niemand daran rühren dürfen."

Erna konnte nichts erwiedern, sie grub die Zähne in die Unterlippe, und ein jähes Roth stieg in ihren Wangen empor.

„Es ist gewiß nur eine kindische Laune, irgend eine lächerliche Sentimentalität dabei," sagte Frese gereizt; „aber ich glaube doch, daß meine Frage wenigstens einer Antwort werth ist! He? Oder bin ich Dir etwa wieder einmal zu roh, um Dich zu verstehen?"

„Wenigstens zu — zu gereizt."

„Oho! Natürlich, das ist ja von jeher Deine Art gewesen, wenn ich Deinen albernen Gefühlsduseleien nicht die Ehrerbietung entgegenbringe, die Du beanspruchst."

Er schritt erregt auf und nieder. Erna aber erwiederte nur mit einem bitteren Lächeln. Frese besann sich endlich, wie wenig gerechtfertigt doch eigentlich sein Aufbrausen sei. Er zwang sich zur Mäßigung. Ruhig stellte er seinen Hut auf den Tisch und trat näher an sie heran.

„Erna, die Sache ist im Grunde nicht werth, daß ich darüber in Hitze gerathe. Aber ich vermag wirklich nicht zu begreifen, was Dich bewogen hat, das Bild von der Wand zu entfernen, und noch weniger, warum Du mir eine Antwort darüber verweigerst."

„Ich habe das Bild nicht mehr," sagte sie kalt und richtete sich empor. „Ich habe es verbrannt, wie alle anderen Produkte meines Dir ja so verhaßten Dilettantismus. Ich male auch nicht mehr, wie Du hättest bemerken können, wenn Du Dich überhaupt um mein Thun und Lassen besonders kümmern würdest."

„Du malst nicht mehr? Etwa meinetwegen nicht?"

„Du hast ja immer darüber gespottet und Dich darüber geärgert," antwortete sie ausweichend.

„Zum Kukuk, ja! Ich halte nichts von dem Gepinsel. Aber das hast Du doch seit jeher gewußt und Dich nicht darum gekümmert. Wie kommst Du nun dazu, Dich plötzlich meiner Abneigung gegen Deine sentimentalen Passionen zu erinnern?"

Erna antwortete um so gereizter, als sie eben keinen triftigen Grund in's Treffen führen konnte, um seine Vorwürfe zu entkräften. Kurt's aufflammendes Temperament riß sie ebenfalls zu schärferen Ausfällen hin, als sie hier am Platze waren. Es war, als hätten sie Beide den un=

bedeutenden ursprünglichen Anlaß nur zum Vorwand genommen, um sich einen alten, heimlich genährten Groll vom Herzen zu reden. Frese, dessen rohe Natur im Zorn Maß und Ziel verlor und in den Mitteln, seinen jeweiligen Gegner beleidigend zu übertrumpfen, niemals wählerisch war, hatte in seiner Ehe bisher an der Mäßigung der Gattin einen Damm gefunden, der zur rechten Zeit abzulenken wußte. Heute aber schien Erna ihre gewohnte kluge Haltung zu vergessen; oder bäumte sich der Trotz in ihr auf, doch auch einmal auf ihrem Standpunkte zu beharren, nachdem sie bisher noch immer nachgegeben hatte? In ihrer Erbitterung griff auch sie auf alte, niemals ganz ausgetragene Mißhelligkeiten zurück, und ihre Anklagen trafen wie Wetterschläge aus Wolken, die sich seit Langem, Langem zusammengeballt hatten.

Erna's eigengeartete Schönheit kam in ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfassung zu einem ganz neuen und deshalb vielleicht um so überwältigenderen Ausdruck. Während sie so stand, die Rechte auf die Tischplatte gestützt, die schlanke, hohe Gestalt stolz aufgerichtet — jeder Zoll flammende Erregung, da erschien sie dem athemlos lauschenden Eduard wie die Verkörperung des edlen Zornes. Die stürmisch wogende Brust, die zuckenden Lippen — sie athmeten Gleichmuth im Vergleich mit dem Augenpaar, dessen Blick die Lohe eines unüberwindlichen Hasses sprühte.

„Ah! Ist das Dein wahres Gesicht?“ rief Frese, auf das Aeußerste gereizt. „Die Sanftmuth, die heilige Duldermiene der Märtyrerin — das Alles war also nur Maske?“

„Eine Heilige müßte ich sein, um mich ohne Widerstand Deiner systematischen Tyrannei unterzuordnen! Daß ich das Glück, das Du mir einst versprochen, an Deiner Seite nicht gefunden habe, konnte ich Dir verzeihen, denn es war ja nicht Deine Schuld, daß ich von Dir nicht verstanden wurde. Aber Ruhe durfte ich zu finden beanspruchen. Doch Deine selbstsüchtige Eitelkeit duldete nicht den stummen Vorwurf, der Dir in meinem ganzen Wesen unaufhörlich vor Augen stand. O, hätte ich Dich doch einst so gekannt, wie ich Dich nun in diesem Augenblick kenne! Du bist ein Kerkermeister, der seinen wehrlosen Gefangenen noch foltert."

Es war wirklich der Schmerzensschrei einer gefolterten Seele, der mit einem Male ein lange verbissenes, grimmiges, tausendfaches Weh errathen ließ. Erna erschrak in diesem Moment vor sich selbst. Krampfhaft biß sie die Zähne zusammen, als fürchte sie, in ihrer wilden Erregung noch mehr zu offenbaren, als ihr bereits von dem sorgsam gehüteten Geheimniß ihres inneren, schmerzvollen Kampfes entschlüpft war.

Aber das Mißtrauen des Gatten, das schon vorhin durch das leidenschaftliche Bekenntniß ihres Hasses geweckt war, fing den Funken auf. Der Dämon Argwohn schärft ja selbst das größte Phlegma zu einer gewissen Feinfühligkeit. Er erblaßte jäh. Er neigte das Gesicht mit einer brutalen Bewegung vor und bohrte einen stechenden Blick in ihr Auge. Dann stieß er ein kurzes, pfeifendes Lachen aus.

Erna kehrte ihm den Rücken zu und suchte ihm ihre Hand zu entreißen, nach der er gegriffen hatte, aber er

ließ sie nicht los. Er trat ganz dicht an sie heran und raunte ihr zähneknirschend etwas zu, das sie zusammenzucken ließ. Hätte Eduard von seinem Platz aus die geflüsterten Worte des Onkels vernehmen können, er würde sich vielleicht mit Bangen davon geschlichen haben.

„Erst seit neuerer Zeit kennst Du Dich und mich?" zischelte er ihr in's Ohr. „Sollte vielleicht ein gewisser Jemand dieses Verständniß Deines Ichs vermittelt haben, wie man bereits unter den Leuten munkeln hört?"

„Ich verstehe Dich nicht!" hauchte sie tonlos und preßte die Hand an die Augen.

Frese trat zurück und betrachtete sie eine Weile überlegend. Ihre Haltung war nicht mehr die vorige, als sie im Gefühl beleidigter Würde ihre Anklage erhoben hatte.

Frese stand sprachlos vor dieser Entdeckung. Wuth und Eifersucht kämpften in seiner Brust. Da pochte es an die Thür.

Lachner trat mit harmlosem Gruße ein und machte den Gutsherrn darauf aufmerksam, daß der Wagen bereit stehe, und es höchste Zeit sei, aufzubrechen, wenn man nicht den Zug versäumen wolle.

„Oder hat etwa die gnädige Frau sich anders besonnen?" setzte er mit verbindlichem Lächeln hinzu.

Frese fuhr auf. Er fühlte, was Lachner damit sagen wollte. Sein Lächeln war eine boshafte Anklage gegen Erna, und die Möglichkeit, daß diese Anklage gerechtfertigt sein könnte, machte ihn fast rasend.

„Vorwärts, Erna!" sagte er rauh. „Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

Es lag etwas tief Verletzendes in seinem Ton, das Erna's Trotz sofort wieder aufstacheln mußte. Schweigend legte sie ihr Armband ab und riß die Blumen aus ihrem Haar. Dann streckte sie die Hand nach der Klingel aus, um die Kammerzofe herbeizurufen. Aber Frese fing diese Hand auf und preßte sie zornig in der seinen, daß Erna einen Schmerzenslaut nicht unterdrücken konnte.

„He, was soll das heißen?" fragte er mit wuthbebender Stimme.

„Ich bleibe zu Hause!" gab sie kurz zurück.

Er ballte die Faust; dunkler Purpur überflog sein Gesicht. Er wollte losbrechen und hielt sich nur mühsam aus Rücksicht auf Lachner zurück.

„Soll Peter wieder ausspannen?" fragte dieser.

Frese fixirte den Verwalter scharf, aber dessen Miene blickte so vollkommen unschuldig, daß der Gutsherr sich getäuscht haben mußte, als er geglaubt hatte, ihn eben lächeln zu sehen.

„Nein, ich fahre dann eben allein!"

Damit warf er den Pelz über, stülpte den Hut auf den Kopf und ging mit raschen, schweren Schritten hinaus, gefolgt von Lachner, der mit keinem Blick mehr den Eindruck verrieth, den die eben stattgehabte Scene auf ihn geäußert hatte.

Regungslos blieb Erna am Tische stehen, die Finger krampfhaft ineinander geschlungen, das Haupt leicht gegen die Thüre des Korridors geneigt. Sie lauschte auf die im Treppenhause verhallenden Schritte. Sie wollte sich vielleicht überzeugen, ob Frese wirklich davon fuhr, aber die

Fenster des Gemaches gingen nicht nach der Hauptfront hinaus; von hier aus war ein abfahrender Wagen nicht zu hören.

Nach geraumer Weile fuhr sie aus ihrer dumpfen Erstarrung mit einem schmerzlichen Seufzer empor. Ein plötzlicher Schauer erschütterte ihre Gestalt. Sie legte die gefalteten Hände vor die Augen und brach in ein leidenschaftliches Weinen aus.

Eduard fieberte in seinem Versteck. Er hätte hervor-, hinausstürzen mögen ihr zu Füßen und — ja, was dann? Eine tiefe, innige Theilnahme für die arme, beklagenswerthe Frau erfüllte ihn, aber neben diesem Gefühl des Mitleidens flammte auch ein anderes empor; eine heiße, wilde Freude über die Erkenntniß, die er aus den letzten Minuten geschöpft hatte.

Sie wäre glücklich, hatte sie ihm gesagt, und jetzt wußte er nicht nur, daß sie es nicht war, sondern auch, warum sie gelogen hatte.

Erna raffte sich jetzt empor. Sie öffnete das Schmuckkästchen, um den abgelegten Armreif hineinzulegen; ihre Finger wühlten in den gleißenden Juwelen umher und nahmen dann ein funkelndes Armband heraus. Eduard erkannte es auf den ersten Blick als das von ihm gefundene. Erna drückte an der kleinen Sprungfeder — sie war keineswegs verdorben. Sinnend betrachtete sie das wohlbekannte Bildchen, dann ließ sie das Armband auf den Tisch fallen und eilte an den Schreibtisch. Aus einem verborgenen Fache holte sie eine Mappe. Das Aquarell, das Original des Studienkopfes, das ihr und Eduard zu einem bedeutungsvollen Symbol geworden war, lag darin.

Sie sah dieses Porträt gleichfalls so aufmerksam an, als habe sie sich dessen Züge noch nicht völlig eingeprägt; sie küßte es und legte es wieder in das Fach zurück. Dann griff sie abermals mit der Hast eines jähen Entschlusses darnach und holte es hervor. Aber nein, das war nicht mehr das Eduard so wohl bekannte Aquarell, was sie jetzt in ihren Händen hielt; ein anderes Blatt, mit einer Decke von Seidenpapier verhüllt. Sie lüftete mit zögernden Fingern das Schutzblatt und sah auf das Papier, aber Eduard konnte nicht sehen, was sie betrachtete. Erna hielt das Bild gegen das Licht. Dann, als besinne sie sich auf einen gefaßten Vorsatz, rollte sie das steife Blatt zusammen und näherte sich damit dem Kamin. Unterwegs aber blieb sie nochmals stehen; auf einen Stuhl gestützt beschattete sie die Augen mit der Hand. Ihre ganze Haltung, der rothe Schein des Kaminfeuers, der ihr süßes, weiches Antlitz verklärte, erinnerte Eduard mit einem Male wunderbar lebhaft an jenen Augustabend, wo er sie am See vor dem Schlosse zum ersten Male wiedergesehen hatte, noch nicht ahnend, was ihm das Schicksal aufgespart hatte. So hatte sie auch dort am dämmernden Ufer gestanden, die Hand gegen die Stirne erhoben, das Gesicht in die Gluth der sinkenden Sonne getaucht, und hatte ihm, dem Davongehenden, nachgesehen.

Eduard konnte in diesem Moment sein wildes Verlangen nicht besiegen. Das Papier dort in ihrer Hand — was enthielt es? Sie wollte es verbrennen. Erst mußte er es sehen, mußte sich Gewißheit verschaffen über die Ahnung, die in ihm aufstieg, koste es, was es wolle.

Seine Hand, welche den Vorhang zurückschlug, zitterte. Mit zaghaften Schritten ging er auf dem Teppich vor. Er war ihr schon so nahe, daß er nur die Hand hätte auszustrecken brauchen, um ihre Schulter zu berühren. Da blieb er stehen und holte Athem; seine Brust schwoll, und sein Herz pochte, als wolle es seinen Panzer zersprengen.

„Erna!" flüsterte er so bittend und flehend, so innig und bang, wie es nur dem Herzen eines Liebenden entsteigen kann.

Wie von einem Schuß getroffen, zuckte sie zusammen. Ihre Lippen öffneten sich zu einem Schrei, aber kein Laut entrang sich der Kehle. Eine jähe Bläße spiegelte den Schrecken auf ihrem Antlitz, sie ließ die Papierrolle auf den Teppich fallen und preßte die Hand auf's Herz. Sie erbebte, wankte und wäre vielleicht umgesunken, wenn sie Eduard nicht mit einer raschen, stürmischen Bewegung in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Erna! Erna!" stammelte er; Mitleid und Jubel mischten sich in seine Stimme, und mit überwältigender Zärtlichkeit zog er sie an seine Brust.

Aber nur eine Sekunde vielleicht überließ sie sich ihrer Schwäche, dann riß sie sich los und stieß ihn zornig zurück, hart und rauh kam es von ihren Lippen.

„Was wagen Sie? Wie kommen Sie hierher?"

Er hob bittend die Hände empor, doch sie schnitt ihm das Wort mit einer stolzen Geberde ab.

„Wenn Sie vielleicht die erhorchte Scene mit meinem Mann ermuthigte, hier einzudringen, so ist das ebenso frech wie —"

Sie brach plötzlich ab und bückte sich rasch zu Boden nach dem ihr entfallenen Bilde, das sich entrollt hatte, und mit der Bildfläche nach unten auf dem Teppich lag. Dadurch wurde jedoch auch seine Aufmerksamkeit wieder auf das in den letzten Sekunden bereits vergessene Papier gelenkt. Blitzschnell kam er ihr zuvor und griff darnach. Erna erfaßte es gleichfalls und zerknitterte es in ihren Fingern. Jetzt glühte ihr Gesicht wieder im reizendsten Roth der Scham und des Zornes.

„Lassen Sie das!“ rief sie bebend, halb befehlend, halb bittend; „Sie haben keine Anrecht auf dieses Bild; es ist mein Eigenthum!“

„Ein Bild, sagen Sie? Ein Werk von Ihnen — und Sie wollen es verbrennen, vernichten?“

„Was kümmert es Sie?“ stieß sie hervor und riß es ungestüm an sich. Da blieb ihr ein Fetzen davon in der Hand. Mit einem Angstschrei wollte sie nach dem von Eduard eroberten Theil haschen, aber schon hatte er das zerknitterte Blatt an sich gezogen. Mit dem Arm sie abwehrend, drehte er es um und sah just noch den in Aquarell ausgeführten Kopf der im Uebrigen nur flüchtig mit dem Bleistift hingeworfenen Skizze. Ein leiser Jubelruf entstieg seiner Brust; seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen; diese sprechend ähnlichen Züge — es waren die seinigen; er hielt sein eigenes, von ihr gemaltes Porträt in Händen.

Als er mit leuchtendem Blick zu ihr, der Malerin, aufsah, blickte sie ihm kalt und streng entgegen. Die Arme vor der Brust verschränkt, stand sie in stolzer, unnahbarer

Haltung vor ihm. Ihre Lippen waren fest geschlossen; ein herber Zug lag in den Mundwinkeln.

„Nicht so, Erna," flehte er; das Lächeln schwand von seinem Munde. „Ich begreife ja sehr wohl, was Sie mir sagen möchten, und daß Sie es als eine Beleidigung auffassen, daß ich in Ihr Geheimniß eingedrungen bin. Aber ist es denn nicht besser, wenn wir uns ganz erkennen, als daß wir diese leidige Komödie fortsetzen, die wir seit meiner Ankunft auf Belitz mit einander gespielt haben?"

„Eine Komödie? Was meinen Sie damit — und mit meinem Geheimniß?" sagte sie schroff. „Sie phantasiren!"

Mit einer raschen Bewegung erfaßte er ihre beiden Hände und löste sie aus ihrer Verschlingung, sie fest in den seinen haltend, trotz ihres Sträubens.

„Erna, wir müssen jetzt aufrichtig gegen einander sein. Ihre kluge Ueberlegung wird, sobald Sie sich von dem Druck der gegenwärtigen Minute erlöst haben, mir darin vollkommen beistimmen. Ich brauche Ihnen nicht mehr zu gestehen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, daß ich es als das größte Glück meines Lebens betrachten würde, wenn es mir vergönnt sein könnte, Ihnen das zu bieten, was Ihnen ein — Anderer nicht bieten kann. Sie wußten es ja schon so lange, als ich selbst, das wird mir nun klarer als je. Warum wollen Sie mir aber das süße Bewußtsein rauben, das ich jetzt als einen kleinen Ersatz für das mir versagte Lebensglück mit mir nehme? Daß Ihre Seele der meinen in holder Sympathie begegnet, das widerspricht noch nicht dem starren Gebot der Pflicht,

dem Sie mit der Kraft eines edlen Charakters gehorchen. Mehr zu verlangen, betrachte ich als eine Beleidigung Ihrer Würde. Ich schwöre Ihnen, daß dies das erste und das letzte Mal sein soll, daß ich das zwischen uns stehende Geheimniß berühre."

Er wollte noch mehr sagen, doch sie unterbrach ihn mit klarer, gefaßter Stimme.

„Sie irren, Eduard, wie ich Ihnen schon einmal sagte. Doch ich will mit Ihnen nicht rechten, denn ich habe den dringenden Wunsch, diese Unterredung so bald als möglich zu beendigen. Ich hatte gehofft, Sie vernünftiger zu sehen. Da Sie es aber nicht sind, so bleibt nur Eins, was unbedingt geschehen muß. Sie werden dieses Haus ohne Säumen verlassen."

„Ich soll fort?" stöhnte er schmerzlich auf.

Sie sah ihn erstaunt an, als wolle sie fragen: „Was denn sonst?"

„Es wäre besser für Sie gewesen, wenn Sie schon längst gegangen wären," sagte sie dann laut.

„Für mich — nur für mich? — Doch Sie haben Recht, Ihre Tugend wäre niemals in Gefahr. Aber trauen Sie mir nicht Selbstbeherrschung zu, glauben Sie nicht, daß auch ich Pflichtgefühl haben könne? Ueberdies, wie soll ich dem Onkel meine plötzliche Abreise erklären, wird er mich nicht zu halten suchen oder gar Verdacht schöpfen?"

„Er wird Sie ruhig ziehen lassen, verlassen Sie sich darauf, denn er nährt bereits in der That Verdacht."

Eduard trat erschreckt einen Schritt zurück. „Wie? Er weiß — er ahnt?"

„Mehr, als thatsächlich vorhanden ist," antwortete sie kurz. „Begreifen Sie nun, wie mich die Entdeckung Ihrer Gesellschaft zu dieser Stunde und an diesem Orte in seinen Augen verdächtigen müßte? Darum — gehen Sie! Gehen Sie, sage ich Ihnen!"

Mit einer heftigen Bewegung warf sie die Fetzen des Aquarellkartons in die Flammen des Kamins; dann wandte sie sich ab, als kümmere sie sich nicht weiter um ihn.

„Gut, Erna, ich gehe! Ich thue ja Alles, was Sie wollen. Aber soll ich so fortgehen, ohne Scheidegruß, ohne ein einziges liebes Wort, das mir in trüben Stunden Trost gewähren würde und Kraft, mein grausames Geschick zu ertragen?"

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen."

„Erna, ich vermag nicht den Gedanken zu ertragen —" Seine Stimme zitterte und erstickte vor heftiger Bewegung. „Erna, lassen Sie mich wenigstens nicht so von Ihnen gehen. Soll ich kein Andenken an Sie bewahren dürfen? Schenken Sie mir diese Blumen, die Sie im Haar getragen haben. Sie sollen mich an mein verwelktes, abgeblättertes Lebensglück gemahnen."

Er näherte sich schüchtern und griff nach den Blumen. Sie aber raffte dieselben hastig zusammen und warf sie in das offenstehende Schmuckkästchen.

„Erna!" kam es wieder mit inbrünstigem Flehen aus seiner Brust.

Sie senkte das Haupt tief herab. Ihr heftig wogender Busen ließ erkennen, daß auch sie unendlich litt. Sie grub die Zähne in die Lippen, um ihr Weh nicht laut

hinauszuweinen. Sie konnte in diesem Moment nicht mehr die Aufforderung, sie allein zu lassen, über die Lippen bringen. Und wieder drang sein leises, schmerzliches „Erna!" rührend wie die letzte Bitte eines Sterbenden an ihr Ohr. Ihre Hand griff nach dem kostbaren Armband mit dem Bildchen ihrer Mutter, das vor ihr lag.

„Nichts — nichts kann ich Ihnen geben, was Sie an den gegenwärtigen Moment erinnern würde, der für immer aus unserem Gedächtniß getilgt sein soll." Sie athmete schwer und die Worte kamen abgerissen aus ihrem Munde. „Doch — nehmen Sie eine Erinnerung an jenes Einst mit sich, das weder für mich, noch für Sie den Gedanken an eine Schuld in sich birgt. Jener Zeit dürfen wir mit reinem Herzen gedenken."

Sie nahm das Brillantenarmband und reichte es ihm hin, ehe er es aber noch erfassen konnte, entglitt es ihren zitternden Fingern und rollte zu Boden. Sie schlug die Hände vor's Gesicht und lehnte sich mit schmerzlichem Aufstöhnen an den Toilettentisch. Eduard wollte sie, die einer Ohnmacht nahe schien, stützen, aber schon raffte sich Erna wieder auf. Sie drängte seinen helfenden Arm zurück und eilte zur Seitenthüre, die in die Nebengemächer führte. Ehe er noch einen Fuß rühren konnte, um sie zurückzuhalten, war sie verschwunden. Er hörte drinnen noch eine zweite Thüre in's Schloß fallen, dann einen Riegel einspringen; sie hatte sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen.

Mit einer Art heiliger Scheu nahm er dann den kostbaren Armreif vom Boden auf. Noch einen Abschiedsblick warf er auf alle die Gegenstände in dem Zimmer, auf

welchen auch ihr Auge geruht hatte. Es wurde ihm schwer, sich loszureißen, aber — es mußte ja sein!

Er konnte es nicht hindern, daß für den Augenblick ein wilder Gedanke sich in seine schmerzlich-weihevolle Stimmung drängte, der Gedanke, ob es nicht dennoch — anders hätte kommen können. Aber die Erfahrung, die gerade Einer, wie er, der ein wildbewegtes Leben hinter sich hat, aus dem Wust begrabener Leidenschaften schöpft, sie belehrte ihn, daß ein echtes, beseligendes Glück niemals in einem Herzensbunde wurzeln könne, dem ein sittlicher Makel anhaftet. Sträfliche Hingebung kann kein Ideal zeitigen, und über eine Schmach, die tiefer als in bloßen menschlichen Gesellschaftsgesetzen begründet liegt, vermögen auf die Dauer Sophismen nicht hinwegzutäuschen. Jetzt durfte er, wenn auch nicht vor der Welt, so doch vor seinem eigenen Gewissen ohne Schuld bestehen. Nein, es war besser so.

Noch einen Blick sandte er nach der Thür, einen zweiten auf den Talisman in seiner Hand. Er hob das Armband an die Lippen und drückte einen Kuß darauf. Es war der Abschiedskuß an sie.

Im selben Augenblick umspannte von rückwärts eine eherne Faust Eduard's Handgelenk. Er schreckte mit einem leisen Schrei zusammen. Er drehte den Kopf nach der Seite und sah in das todtenbleiche, wildblickende Gesicht des Onkels.

Ein paar Sekunden lang starrten sich die beiden Männer wortlos an. Es wäre schwer zu sagen gewesen, wer von den Beiden verstörter aussah. Aber in Eduard's Gehirn

zuckte in dieser kurzen Spanne Zeit nur der eine flammende Gedanke auf: Erna muß gerettet werden — um jeden Preis. Er hätte in diesem Moment Ehre und Seligkeit verschworen, wenn es nur dazu dienen konnte, Erna bis auf das letzte Stäubchen einer Schuld zu entlasten.

„Was thust Du da?" fragte Herr v. Frese ohne sichtbare Bewegung, aber seine Stimme klang seltsam verändert, so hohl und fern, als käme sie aus der anderen Zimmerecke.

Eduard preßte die Zähne aufeinander und überlegte schweigend. Er hatte sein theures Armband, der Eingebung des ersten Instinktes folgend, verbergen wollen, aber Frese war ihm mit raschem Griff zuvorgekommen und hatte es ihm aus der Hand gewunden.

„Sieh da! Woher hast Du denn dieses Armband?" sagte er mit grimmigem Hohn, nachdem er vergeblich auf eine Antwort gewartet. „Das Ding kommt mir wunderbar bekannt vor."

Eduard athmete mühsam, er wollte etwas sagen, aber er drängte das nichtige Wort, das schon durch seinen Ton in ein Nichts zerfallen wäre, wieder zurück.

„Woher Du das Armband da hast, will ich wissen!" stieß Frese jetzt brutal hervor und streckte die Hand nach ihm aus. Im selben Moment schien er sich jedoch zu besinnen, daß er, sobald er seine Ruhe nicht bewahren könne, möglicher Weise Erna oder Jemand von der Dienerschaft herbeiziehen werde, und das wollte er vermeiden. Mit raschem Entschluß ergriff er einen der Armleuchter, die zu beiden Seiten des Toilettenspiegels standen, umklammerte mit der anderen Hand Eduard's Arm und zog ihn mit

sich hinaus, durch den Salon in das nahe Bibliothekzimmer. Der schwere Armleuchter zitterte in seiner Hand, und dicke Tropfen von den Wachskerzen bezeichneten auf den Teppichen den Weg, den er mit seinem Opfer genommen hatte.

Im Bibliothekzimmer griff Eduard mit unsicherer Hand nach einer Stuhllehne. Bleich wie eine Leiche, aber mit erhobenem Haupte stand er da, dem unvermeidlich Kommenden entgegensehend. Kurt verriegelte die Thüren, dann stellte er seinen Leuchter auf einen Schreibtisch und trat dem Neffen dicht gegenüber. Seine gewaltige Brust keuchte, die breite Ader an seiner Stirn war hoch geschwollen.

„Eduard, Du kennst mich. Sieh, mit diesen meinen eigenen Händen erwürge ich Dich, wenn Du nicht bekennst. Suche keine Ausflüchte, Du kannst mich nicht mehr täuschen — ich bin scharfsichtiger geworden in letzterer Zeit. Und jetzt sage — wer gab Dir dieses Armband?“

Eduard athmete fast erleichtert auf. Frese hatte also nicht mehr gesehen, als daß er das Kleinod an die Lippen gedrückt.

„Rede!“ donnerte Kurt, ungeduldig den Boden stampfend. „Wer gab Dir den Schmuck?“

„Niemand!“ erwiederte der junge Mann leise, aber fest.

„Ah! Soll ich vielleicht annehmen, Du habest den Reif genommen, widerrechtlich genommen — gestohlen, he?“

„Ja!“ hauchte Eduard und senkte den Blick. Er hatte nur eine Sekunde gezaudert.

Frese trat einen Schritt zurück. Seine geballten, mus-

kulösen Fäuste erhoben sich, als wollten sie im nächsten Augenblick zerschmetternd auf das Haupt des Neffen fallen. Dann ließ er sie plötzlich sinken und brach in ein schneidendes Lachen aus.

„Sieh doch! Also ein Dieb — ein Gauner — ein Zuchthauskandidat?"

Er bedauerte, nicht noch entehrendere Schimpfnamen zur Hand zu haben, um sie Eduard zuzuschleudern, der beim ersten Wort zusammengezuckt war, jetzt aber wieder fest und unbewegt stand.

„Und was bewog Dich zu diesem Diebstahl?"

„Ich — ich habe noch unbezahlte Schulden zu tilgen, die ich Dir nicht anvertrauen konnte, weil — sie datiren nämlich aus neuerer Zeit; ich mußte mit Recht fürchten, daß Du mir den Rückfall in den alten Leichtsinn nicht verzeihen würdest. Heute früh empfing ich einen Brief aus der Stadt von dem Manne, der mir ein größeres Darlehen gegeben — ich sollte bis übermorgen bezahlen, sonst hatte ich die Entdeckung zu fürchten. Kurz nachdem Du nach dem Bahnhofe gefahren warst, trat ich in das Zimmer dort drüben. Ich wollte nachfragen, ob Du wirklich ohne — ob Du wirklich allein weggefahren seiest. Es war Niemand da, Niemand hatte mich eintreten sehen. Man hatte das Schmuckkästchen offen stehen lassen — ich erlag der plötzlichen Versuchung. Das eine Armband schien mir das Werthvollste, auch durfte ich hoffen, daß sein Verlust nicht so bald bemerkt werde, denn ich habe es vordem nie gesehen; es schien nicht mehr getragen zu werden."

„Schuft!“ stieß Kurt zwischen seinen knirschenden Zähnen hervor. Er wollte den Kühnen um so tiefer verletzen, als er in diesem Moment die Beweggründe desselben sehr wohl durchschaute. „Und Du hast die Stirne, das Alles so unumwunden zu bekennen?“

„Du hast mich ja überführt. Und jetzt, wo ich zum vollen Bewußtsein meiner unseligen That gekommen bin, jetzt betrachte ich ein freies, reumüthiges Geständniß als meine wohlverdiente Buße.“

„Du narrst mich nicht, mein Bursche, das laß Dir gesagt sein! Du sprichst von Buße. Aber denke nicht, daß allein die Schmach Deines Bekenntnisses die Sühne ausmache, die ich einem Diebe — trotzdem oder vielmehr eben, weil er meiner Familie angehört — zuerkenne. Gib Acht, ich erlasse Dir kein Tüpfelchen der öffentlichen Schande, wenn ich mich von der Wahrheit Deiner Selbstanklage überzeugt habe. Bleibst Du dabei?“

„Ja.“

Herr v. Frese trat dicht an ihn heran und fixirte ihn mit einem Blick, in welchem die grausamste Bosheit funkelte.

„Du bist Dir vielleicht noch nicht darüber klar, was Dir bevorsteht. Höre, ich lasse keine Schonung walten. Du sollst als gemeiner Dieb vor Gericht gestellt und, nach Deinem Geständniß, abgeurtheilt werden. Morgen früh gebe ich dem Verwalter Auftrag, die Polizei zu verständigen, um Dich abzuholen. Man wird mit Fingern auf Dich zeigen, Du bist für's Leben entehrt, und der Geringste meiner Dienerschaft hat das Recht, Dich Dieb zu nennen.“

Eduard wischte sich mit bebender Hand den Schweiß

von der blassen Stirn. Ein Schauder rieselte ihm durch die Glieder. Aber er blieb stumm.

„Ich schwöre es Dir, ich gehe davon nicht ab!“ mahnte Frese nach einer Pause mit erhobener Stimme. „Bleibst Du dabei?“

„Ja!“ sagte der Unglückliche fest. „Mache mit mir, was Du willst.“

Frese wollte sich schon wieder von seinem Zorn übermannen lassen im Angesicht einer solchen ihm unbegreiflichen Halsstarrigkeit. Aber er kämpfte die Aufwallung nieder.

„Du sollst es so haben! Jetzt gehe Alles seinen Gang!“ sagte er verbissen, nahm den Leuchter auf und schritt zur Thüre. „Du wirst die Nacht hier zubringen, bis ich Dich morgen früh den Händen der Behörde übergebe. Leute Deines Schlages müssen ja wohl verwahrt werden.“

Mit einem kurzen Hohnlachen ging er hinaus. Eduard hörte den Schlüssel im Schlosse knirschen. Er war allein, eingeschlossen mit seinen Gedanken an die gräßliche Zukunft.

Frese ging noch lange in seinem Schlafzimmer auf und nieder.

„Er hat es so gewollt,“ sagte er sich. „Ich gebe nicht nach. Haha! Man hat keine Daumschrauben, keine spanischen Stiefel mehr, um Bekenntnisse zu erpressen, aber es gibt eine moralische Folter. Ich will doch sehen, ob sie nicht wirkt. Und bleibt der Bursche auch bis zum Letzten bei seiner Behauptung — nun, dann überliefert er sich selbst der ärgsten Strafe, die ich nur aussinnen könnte. Uebrigens — wer weiß es? Vielleicht bin ich doch auf

falscher Fährte, und es war wirklich ein Diebstahl. Hm! So oder so — er soll mich unerbittlich finden, so wahr ich lebe!"

4.

Es war eine qualvolle, ruhelose Nacht gewesen, die Erna zugebracht. Erst gegen Morgen hatte die Natur ihr Recht gefordert und Schlummer auf ihre thränenmüden Augen gesenkt. Spät am Vormittage erhob sich die Arme. Die Folgen der Aufregungen des letzten Abends hatten sich in einer bleiernen Mattigkeit, einer nervösen Abspannung geäußert, die sie fast zu Boden drückte.

In das Toilettenzimmer tretend, hörte Erna draußen auf dem Korridor Geflüster von mehreren Stimmen. Sie öffnete die Thür und sah den Diener ihres Mannes mit dem Stallburschen und dem Gärtner beisammen stehen und geheimnißvoll flüstern. Beim Anblick der gnädigen Frau fuhren die zusammengesteckten Köpfe auseinander und zeigten verlegene Mienen. Ein unbehagliches, ahnungsvolles Gefühl beschlich Erna, aber sie mochte nicht fragen. Sie befahl nur, ihre Kammerzofe herbeizurufen, und kehrte wieder in ihr Zimmer zurück.

Es dauerte geraume Weile, bis die Gerufene erschien, gleichfalls mit unruhiger, vielsagender Miene, die auf ein ungewöhnliches Ereigniß schließen ließ. Erna wollte diese Anzeichen ignoriren, aber endlich, nach mehrmaligem Anlaufe, brachte sie doch die zögernde Frage hervor, was das geheimnißvolle Treppauf und Treppab da draußen, die eigenthümliche Schwüle zu bedeuten habe, die über dem ganzen Hause laste.

Lisette suchte Ausflüchte und stotterte, aber Erna, der die peinvolle Lage nachgerade unerträglich wurde, drang energisch auf Auskunft.

„Ich weiß nicht,“ zögerte die sonst so Zungenfertige, „man redet Allerlei, drunten im Hofe, in der Küche und der Bedientenstube. Die Wahrheit ist nur, Fritz mußte heute in aller Früh auf's Telegraphenamt laufen, der gnädige Herr schickte zwei Depeschen nach der Stadt, er sagte dem Fritz, es sei sehr dringend. Ich kann nicht dafür, daß Fritz plauderte, als er zurückkam, aber man sagt, der gnädige Herr habe an seinen Notar, Doktor Römer, telegraphirt, er solle unverzüglich nach Belitz herauskommen mit einem Schreiber; es soll wegen eines wichtigen Aktes sein —“

Ein leichtes Frösteln durchschauerte Erna, aber sie zwang sich, völlig gleichgiltig zu erscheinen.

„Und die andere Depesche,“ fuhr die Zofe fort, „die war, wenn der Fritz nicht im Scherz gelogen hat, an den Polizeidirektor.“

Erna fuhr erstaunt herum und schüttelte den Kopf.

„An den — ja, weshalb denn?“

„Ich weiß ja nicht, aber man tuschelt Mancherlei. Ich habe mich gar nicht getraut, so recht darauf hinzuhören. Es soll etwas Böses vorgefallen sein — noch gestern Abend — ich glaube mit dem jungen Herrn v. Frese — als der gnädige Herr vom Bahnhof zurückkehrte, wo er den Zug versäumt hatte. Peter sah, während er im Hofe ausspannte, Licht im Bibliothekzimmer, und Herr Lachner, der heute früh nach dem jungen Herr



gefragt wurde, zuckte so eigenthümlich die Achseln und machte ein so sonderbares Gesicht —"

Erna blickte starr in den Spiegel, als wolle sie sich überwachen, daß sie mit keinem Zuge die furchtbare Beklemmung verrathe, die ihr die Brust umschnürte.

„Es ist gut," sagte sie leise und stand auf. „Du kannst gehen, ich bedarf Deiner nicht mehr."

Sie lehnte sich an den Tisch und ordnete vor dem Spiegel ihre Haarlöckchen an der Stirne. Als jedoch die Thüre hinter dem Mädchen zugefallen war, preßte sie beide Hände an die Schläfen und schritt unruhig auf und nieder. Noch konnte sie sich das Vorgefallene nicht erklären, aber das Eine war ihr klar: es bereitete sich etwas Schreckliches vor, das im Zusammenhange mit der Scene stand, die sich gestern zwischen ihr und Eduard in diesem Zimmer abgespielt hatte. Sie überlegte, was ihr nun zu thun obliege. Warum verlangte Kurt nicht nach ihr? Er mußte doch Grund haben, sie sprechen zu wollen, wenn ihre dunklen Befürchtungen wirklich gerechtfertigt waren. Sie kämpfte einen martervollen Kampf, aber am Ende wollte sie sich um jeden Preis Klarheit verschaffen. Sie griff nach der Klingel, um den Diener Kurt's rufen zu lassen, dann aber raffte sie sich kurz entschlossen auf und ging ohne weitere Vorbereitung hinüber zu ihrem Gatten, aus dessen Munde sie Alles erfahren mußte.

Frese saß bei einer Flasche Wein in seinem Zimmer. Der Gutsverwalter stand vor ihm und schien ihm eben eine Art Vortrag zu halten, denn Kurt nickte nur dann und wann mit dem Kopfe und schlürfte mit bedächtigen

Zügen seinen Xeres. Der schwere Wein schien bereits zu wirken, denn Frese's Antlitz glühte.

Er empfing Erna mit einer Liebenswürdigkeit, wie sie eine solche noch nie an ihm bemerkt hatte. Aber ihrem scharfen Blick entging es nicht, daß sich in sein verbindliches Lächeln ein versteckter Hohn mischte, und daß sein Auge ganz eigenthümlich funkelte.

„Gut, daß Du kommst, mein Schatz. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Dich mit der Mittheilung zu überfallen, die Dir freilich nicht erspart bleiben kann. Ah, Du hast vielleicht schon von den Leuten erfahren, was sich ereignet hat?"

„Kein Wort!" brachte Erna mühsam hervor. „Was ist geschehen?"

„Ein ungeheuerliches Ding. Man würde es kaum für möglich halten, spräche nicht das eigene Geständniß des Unglückseligen."

Erna sah den Gatten mit weitgeöffneten Augen an.

„Du erkennst doch in dem Ding da Dein Eigenthum wieder?" sagte er plötzlich und hielt ihr rasch das Brillantarmband entgegen, das er bisher auf dem Rücken gehalten hatte. In seinem Blick zuckte es blitzartig auf, als er ihr Beben bemerkte.

Erna hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Da fiel ihr Auge auf Lachner, der in seiner Miene einen teuflischen Triumph zeigte. Das brachte sie zur Besinnung und gab ihr Kraft, sich zu bezwingen. Mit einem Schlage wurde ihr jetzt Alles klar; sie begriff, was Eduard in ihrem Interesse auf sich genommen hatte. Und mit dieser Er-

kenntniß sah sie auch den Weg vor sich, den sie nun gehen mußte. Sie fuhr sich über die Stirn, als wolle sie ihre Betäubung verscheuchen. Jetzt brauchte sie ja ihre volle geistige und moralische Kraft.

„Ja, das Armband ist mein. Erkläre mir, wie es in Deine Hände kommt. Doch halt, vorher möge Herr Lachner noch die Mittheilungen vollenden, in welchen ihn mein Eintritt unterbrach. Wir wollen ihn nicht unnütz aufhalten."

Lachner biß sich auf die Lippen und warf Erna einen giftigen Blick zu.

„Ich bin bereits zu Ende," sagte er mit einer Verbeugung und ging hinaus.

Jetzt standen sich die Gatten allein gegenüber, unverwandt Auge in Auge gesenkt, als wolle Jedes die Gedanken des Anderen erforschen.

„Wie findest Du das?" begann endlich Kurt. „Eduard bekennt sich als Dieb dieses Schmuckstückes. Der Undankbare, dem ich eine väterliche Hand entgegengestreckt habe, er ladet Schmach und Schande auf meinen Namen. Aber ich lasse keine Rücksicht walten; die Gerechtigkeit mag ihren Lauf haben."

„Du willst ihn der Behörde überliefern, ihn als Dieb vor Gericht stellen?"

„Ich kann nicht anders. Ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinen, ein gemeines Verbrechen ungesühnt zu lassen. Die Missethat erfordert ihre Strafe."

Erna war in diesem Moment überzeugt, daß Kurt wirklich an den Diebstahl glaubte. Sie rang mit sich,

aber es blieb ihr nichts Anderes übrig, als sich preiszugeben.

„Und wenn ich Dir sage, daß Eduard sich fälschlich beschuldigt hat?“

„Was?“ rief Kurt mit gutgespielter Verblüffung. „Aber weshalb? Uebrigens ertappte ich ihn ja unmittelbar dabei.“

„Und dennoch — er ist schuldlos. Ich selbst gab ihm das Armband.“

„Du? Ach, geh' doch! Dein edles Herz sucht nur Scheingründe, um ihm herauszuhelfen. Aber er ist Deines Mitleides nicht werth. Ich sagte Dir ja auch schon, er hat selbst bekannt. Und wie kämst Du denn dazu, ihm derlei zu schenken?“

„Es war ein Andenken.“ Sie erschrak vor dem Lachen, mit dem Kurt sie bei diesen Worten unterbrach. Aber sie raffte sich auf's Neue auf und bekannte die volle Wahrheit. Als sie geendet hatte, wunderte sie sich erst darüber, wie ruhig Frese blieb. Es war auch in der That erstaunlich, wie der sonst so aufbrausende Mann sich bezwang. Er sprach nur langsamer als sonst, als koste es ihm Mühe, die Worte aus der eingeengten Kehle hervorzubringen, doch seine Gesichtsfarbe und die hüpfende dicke Ader an der Stirn ließ errathen, daß seine Rede mit seinem Innern im Widerspruch stand.

„Ei, ei,“ lachte er. „Wohin führt Dich da Dein Eifer? Du erzählst eine romantische Geschichte, um den Jungen zu entschuldigen. Aber ich glaube Dir nicht.“

„Du glaubst mir nicht?“ sagte sie erstaunt. „Meinst Du denn, ich würde derlei zu erfinden wagen? Eduard

ist keiner That fähig, die — aber nein, das mußt Du ja selbst wissen. Trifft Jemanden eine Schuld, so bin ich es. Und das will ich, wenn es sein muß, offen bekennen."

„Sie rühmt sich noch, glaub' ich!" keuchte er zähneknirschend und lief mit wuchtigen Schritten auf und nieder. Er war wieder auf dem Punkte, alle Selbstbeherrschung zu verlieren. „Du — Du ehrvergessenes Weib!"

Erna hielt die Hände an die Brust gedrückt; ihr bleiches Gesicht trug die Ruhe der Resignation.

„Nein, Kurt, ich kann rein dastehen vor meinem Gewissen und auch vor Dir, wenn Du Dein besseres Selbst hören willst. Wer kann mich verdammen? Habe ich nicht Alles gethan, was ich Dir als Gattin schuldig war? War ich es nicht, die darauf drang, Eduard zu entfernen? Aber Du wolltest mich nicht hören, nicht verstehen. Und begreifst Du nicht, daß ich stündlich Höllenqualen litt in dem aufreibenden Ringen mit meinem Herzen, das nach seinem Rechte schrie? Aber nein, das kannst Du nicht erfassen, eine Rücksicht auf mich lag Dir ja von jeher ferne, und Du dachtest gar nicht daran, daß ich auch eine Seele habe, denn die gehörte Dir ja niemals an. O, wenn ich es Dir doch deutlich machen könnte, was ich diese ganze Zeit über litt! Weißt Du denn, was es heißt, tagtäglich Dem gegenüber zu stehen, dem unser Herz mit jeder Faser entgegenfliegt, dessen Blick, dessen Stimme unser Inneres aufwühlt zum verzweifelten Kampfe gegen Vernunft und Pflichtbewußtsein? Und dennoch Kälte und Ruhe zeigen zu müssen. Und weshalb das Alles? Weil mich ein

unüberlegtes, im Drang der Wirrniß gesprochenes Wort zur ewigen Treue gegen einen Mann verpflichtet, der meine edelsten Gefühle — bewußt und unbewußt — unaufhörlich mit Füßen tritt. O, ich habe gekämpft, gekämpft und gelitten, daß es keinen Namen dafür gibt. Und wenn ich gestern — im Gedanken nur — auf einen flüchtigen Augenblick diesem entsetzlichen Kampfe erlag, so lastet keine Schuld auf mir. Gott ist mein Zeuge, ich habe ertragen, was ein Menschenherz nur zu ertragen vermag. Aber — nun weiß ich es — ich hätte einmal unterliegen müssen, wenn mir keine Hilfe geworden wäre. Es wäre gewiß einmal die Stunde gekommen, wo ich zusammengebrochen wäre wie ein zu Tode gehetztes Wild."

Frese blieb stehen. Seine Hand fingerte nervös an der Uhrkette. Erna's Bekenntniß wirkte niederschmetternd auf ihn. Gewiß, er war ursprünglich in seinem Argwohn zu weit gegangen, er war von einer schweren Schuld der Gattin so gut als überzeugt gewesen, aber er hätte ihr verzeihen können in der Hoffnung, sie reumüthig zu ihm zurückkehren zu sehen, sobald nur er, der elende Verführer, unschädlich gemacht war. Nun erfuhr er, daß Eduard zwar nichts Anderes errungen hatte, als die stumme Erinnerung an ein hoffnungsvolles Einst, das nun für immer vernichtet schien. Zugleich jedoch mußte Kurt erfahren, daß das, was er als eine sträfliche, aber doch nur flüchtige Verirrung betrachtet hatte, eine tief im Herzen begründete Liebe war, die nicht ausgetilgt werden konnte.

Er schlug sich vor die Stirn. Er Thor, was hatte

er gethan? Er hatte gehofft, den Nebenbuhler zu zerschmettern durch ein Mittel, das denselben, wie er nun erkannte, erst um so fester an das Herz ketten mußte, das nur nach einem Vorwand suchte, um sich dem Machtworte der Vernunft zu entziehen.

„Erna, Du — Du weißt nicht, was Du sprichst!" begann er dann und versuchte, in seine Stimme etwas Milde zu bringen. „Doch meinethalben, ich will auf Deine Fürsprache Gnade walten lassen. Er soll unangefochten davon gehen. Aber Du wirst schweigen."

„Ah! Du willst ihn begnadigen? Du willst ihn nicht vor Gericht stellen, aber mit dem schimpflichen Verdacht ziehen lassen, den Du einmal vor unseren Leuten auf ihn geladen hast. Das wäre mehr als eine öffentliche Anklage, von der er sich allenfalls hätte entlasten können. Nein, sage ich Dir, ich bin nicht so feig, Dir auf diesem Ausweg zu folgen! Jetzt durchschaue ich Dich erst in Deiner ganzen Erbärmlichkeit. Du wolltest Dich nur an ihm rächen unter dem Vorwande seiner wahnwitzigen Selbstanklage. Du warst von seiner Unschuld ebenso überzeugt wie ich, und hast nur darauf gerechnet, daß Du mich durch das drohende Verdammungsurtheil der bösen Welt zum Stillschweigen zwingen werdest. Doch Du sollst Dich verrechnet haben, sage ich Dir! Ich werde Deine Pläne zunichte machen; wenn es sein muß, vor aller Welt!"

Frese's Gesicht verzerrte sich vor Wuth. Er rang nach Athem. Dann brach er wieder in ein zorniges Gelächter aus.

„Sieh doch, sieh doch, wie hübsch das klingt! Aber

nun erkenne ich auch Dich! Du sollst mich nicht am Narrenseile führen. O, über das Raffinement der Weiber! Mich schreckst Du nicht, und ich lasse mir auch keinen blauen Dunst mehr vormachen. Ich will es auf die Probe ankommen lassen, ob Du Dich wirklich nicht entblödest, der Welt Deine Schande zu enthüllen."

„Meine Schande?"

„Geh' mit Deinem Heiligenschein! Du täuschest mich jetzt ebenso wenig, wie Du die Anderen täuschen wirst. Aber ich lasse es darauf ankommen, sag' ich Dir, ich lasse es darauf ankommen!"

Er wandte ihr den Rücken zu. Erna sandte ihm einen Blick voll Haß nach, aber in diesem Blick lag auch der Ausdruck eines starren Entschlusses.

„Ich verabscheue Dich," sagte sie leise, mit vor Bewegung erstickter Stimme, „aber ich denke noch nicht so verächtlich von Dir, um wirklich zu glauben, daß Du mich für so schuldig hältst, als Du Dir den Anschein gibst. Deshalb eben pochst Du ja auf meine Furcht vor öffentlicher Entehrung, denn wäre ich das, was Du mir vorwirfst, so würde ich ja kein Bedenken tragen, mich vor aller Welt als zu ihm gehörig zu bekennen, wenn ich ihn nur damit retten könnte. Du rechnest darauf, daß ich davor zurückscheuen würde, mich ungerechter Lästerung auszusetzen und meinen Ruf aufzuopfern. Ein Folterknecht könnte nicht raffinirter sein."

In diesem Moment unterbrach sie der Eintritt Lachner's.

„Pardon, wenn ich störe. Doktor Römer und Polizeikommissär Brockmann sind soeben angekommen und ver-

langen Herrn v. Frese zu sprechen. Darf ich die Herren hereinführen?"

Kurt sah seine Frau erbeben und noch um einen Schatten bleicher werden. Jetzt war er sicher, zu triumphiren. Ein wilder Rachedurst erwachte in ihm.

„Bringen Sie sie sofort herein!" rief er. „Der Kommissär hat doch für angemessene Begleitung gesorgt, he?"

„Er hat zwei Polizisten bei sich," entgegnete der Verwalter und ging hinaus.

Frese lachte höhnisch auf. Dann eilte er an den Schreibtisch, goß den Rest aus der Weinflasche in's Glas und trank ihn aus. Erna konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten. Mit einem dumpfen Aechzen ließ sie sich auf einen Stuhl in der Zimmerecke sinken.

Lachner trat mit zwei Herren ein, die sich vor dem Hausherrn stumm verbeugten und sich dann einen fragenden Blick zuwarfen.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr v. Frese," begann endlich der Notar, ein kugelrundes, joviales Männchen. „Ich habe meinen Schreiber mitgebracht. Es handelt sich also um Ihr Testament?"

„Ganz richtig," erwiederte Frese, sich über das zuckende, erhitzte Gesicht wischend. Der Wein machte seine Zunge noch schwerer, als der Zorn. „Doch — einen Augenblick Verzug! Vorerst habe ich mit dem Herrn Kommissär ein Geschäft abzuwickeln."

Damit näherte er sich mit schweren Schritten dem Polizeibeamten, der den Gutsherrn mit leisem Kopfschütteln ansah.

„Sie haben einen Dieb in Ihrem Hause, den ich zu verhaften habe? Wo befindet er sich, daß ich meine Leute dahin beordern kann?"

„Herr Lachner, bitte, führen Sie die Begleiter des Herrn Kommissärs nach dem Bibliothekzimmer und lassen Sie den Schuldigen hierher bringen."

Der Verwalter ging. Indessen warf Herr Brockmann einen verwunderten Blick auf Erna, die wie ein Steinbild in der Ecke saß, den Oberkörper etwas vorgeneigt, die Augen starr auf die Eingangsthür gerichtet. Sie lauschte in furchtbarer Spannung auf die Schritte der Erwarteten.

„Verzeihung," wandte sich der Kommissär an den Hausherrn. „Ich fürchte, die gnädige Frau ist nicht ganz wohl, es wäre vielleicht besser, ihr eine aufregende Scene zu ersparen —"

„Du hörst es," sagte Frese zu seiner Frau. „Das ist nichts für Dich. Gehe!"

Erna wehrte mit einer kurzen, energischen Geberde ab, die keine Gegenvorstellung mehr zuließ. Jetzt wandte sich der Notar mit erstaunter Miene an Frese.

„Erlauben Sie, steht meine Berufung im Zusammenhange mit der Mission des Herrn Kommissärs?"

„Allerdings. Sie sollen bald die Erklärung hierfür haben, Herr Doktor. — Herr Kommissär, ich berichtete vom Diebstahl eines Hausgenossen. Begreifen Sie meine Pein, wenn ich Ihnen gestehen muß, daß es mein Neffe ist."

„Ihr Neffe?" rief der Polizeibeamte überrascht. Er sah nach Erna hin und bemerkte, wie ein bitterböses Lächeln um ihre Lippen zuckte.

„Aber, mein Gott, wie ist das nur möglich?“ stammelte Römer. „Täuschen Sie sich nicht vielleicht, verehrter Herr?“

„Sie werden die Bestätigung aus seinem eigenen Munde vernehmen, denn er sieht ein, wie vergeblich sein Leugnen wäre.“

Frese gab eine kurze Schilderung der Sache. Vielleicht bemühte er sich in diesem Moment, selbst an die Richtigkeit seiner Auffassung zu glauben. Er war mit seiner Erklärung noch nicht ganz zu Ende, als Lachner mit Eduard eintrat. Draußen im Vorzimmer sah man die beiden Polizisten postirt, die da auf ihren Gefangenen warteten.

Während Brockmann und der Notar beim Anblick des Angeschuldigten eine Bewegung nicht unterdrücken konnten, blieb Erna gänzlich regungslos, aber ihr Blick hing mit dem Ausdruck namenloser Qual an seinem bleichen, verstörten Gesicht. Eduard senkte seine Augen vor diesem Blick zu Boden. Er glaubte in demselben eine flehende Bitte zu lesen, und war entschlossen, sie zu erfüllen. Er wollte stark sein und nicht wanken.

„Herr Eduard v. Frese,“ begann der Kommissär nach momentaner allgemeiner Pause, den jungen Mann mit einer gewissen Theinahme betrachtend, „Ihr Herr Onkel erhebt die Anschuldigung wider Sie, gestern Nachts ein werthvolles Armband aus dem Zimmer Frau v. Frese's entwendet zu haben. Bekennen Sie sich schuldig?“

„Ja!“ sagte Eduard leise, aber fest.

Frese hatte vorausgesagt, daß der Angeklagte gestehen

werde, aber der Notar und selbst der Kommissär schienen ein festes „Nein!" erwartet zu haben, denn auf ihren Gesichtern malte sich das höchste Erstaunen ab.

„Sie gestehen also, sich das Armband in verbrecherischer Absicht angeeignet zu haben?"

Eduard preßte die Zähne aufeinander und wischte sich die Schweißperlen von der Stirne. „Ja," sagte er dann ruhig. „Aber ich bitte, mich dieses Verhörs mit thunlichster Raschheit zu entheben. Es bedarf doch auch keiner Förmlichkeiten weiter?"

Frese hatte, ohne ihn anzusehen, gespannt auf jedes von Eduard's Worten gehört; jetzt huschte ein boshaftes Lächeln über sein Gesicht.

„Es ist wahr," sagte er dann mit dem Ton des Biedermannes, „kürzen wir diese Scene ab. Herr Kommissär, walten Sie Ihres Amtes."

Brockmann wollte schon seinen Leuten einen Wink geben, da fühlte er eine Hand auf seinem Arm. Er wandte sich zur Seite und sah in das erregte Gesicht der Hausfrau.

„Mein Herr, Sie werden belogen. Eduard Frese ist unschuldig."

Kurt biß sich die Lippen blutig, seine Augen funkelten. Er wollte Erna zurückdrängen, aber sie riß sich los.

„Hören Sie? Es liegt kein Verbrechen vor. Ich selbst habe ihm das Armband geschenkt."

Brockmann zog die Augenbrauen in die Höhe und wandte sich an Eduard. „Ist es in der That so? Frau v. Frese gab Ihnen den Schmuck?"

„Nein! Ich begreife nicht, was die gnädige Frau zu

dieser — großmüthigen Unwahrheit verleitet. Ich bleibe bei meinem Geständniß."

Der Kommissär sah rathlos auf den Notar und zuckte die Achseln. Er hätte gern auf die Aussage Frau v. Frese's reagirt, aber was konnte er einer solchen Beharrlichkeit gegenüber thun?

Da trat Erna an Eduard heran. Ihre Miene blickte streng, fast zürnend.

„Schämen Sie sich," sagte sie. „Halten Sie mich für so niedrig, daß ich Ihr wahnsinniges Opfer annehmen werde? Ich brauche Ihre Großmuth nicht. Ich habe mir nichts vorzuwerfen und von Ihnen keine Gnade anzunehmen. Sie wissen, daß ich Ihnen mit der Gewährung jenes Andenkens nicht das Recht eingeräumt habe, meine Interessen zu verfechten. Sagen Sie die Wahrheit, sagen Sie, daß Sie jenes Armband von mir als Erinnerungszeichen — an einstige Stunden empfingen, und daß es nur eine übertriebene Rücksicht auf mich ist, was Sie zu Ihrer thörichten Selbstanklage bewegt, die Ihnen ja ohnedies Niemand glaubt."

Eduard blickte sie voll Trauer an. Es schmerzte ihn, daß sie so kalt jede Gemeinschaft mit ihm zurückstieß; sie war also zu stolz, sein Geheimniß zu theilen, das ihn inmitten seiner Qual so glücklich gemacht hätte. Die Thränen traten ihm in die Augen. Er konnte kein Wort hervorbringen.

„Oho!" schrie Frese, kirschbraun im Gesicht; jeder Muskel bebte an ihm. Die Wuth beraubte ihn gänzlich der klugen Ueberlegung. „Was — was soll das heißen?

Man legt dem Burschen Worte in den Mund, um sich herauszulügen? Herr Kommissär, das dürfen Sie nicht dulden!"

Erna warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Herr Kommissär, ich hoffe, Sie haben die Ueberzeugung von Eduard's Unschuld gewonnen. Ich versichere zudem wiederholt: ich selbst gab ihm das Armband."

„Nichts da!" tobte Kurt. „Sie redet irre — sie — sie lügt — es ist nur, um — um —"

„Die gnädige Frau läßt sich durch ein edles Mitleid hinreißen," warf Lachner mit liebenswürdigem Ton ein, „ohne dabei für den Augenblick zu bedenken, daß sie ihren Ruf auf's Spiel setzt."

„Sprechen Sie doch!" rief der Kommissär, gegen Eduard gewendet. „Reden Sie die Wahrheit!"

„Frau v. Frese täuscht sich aus Güte für mich," sagte er trotzig. Jetzt wollte er Erna zwingen, das verschmähte Opfer anzunehmen.

Erna schlug sich mit einem schmerzlichen Seufzer vor die Stirn. In ihrer Brust tobte es, sie rang nach Athem, und ihre Augen konnten die Thränen nicht mehr zurückhalten.

„Führt ihn hinaus!" brüllte Frese. „Was zaudert man? Macht ein Ende!"

Erna raffte sich auf's Neue auf. Mit wilder Energie brach sie los.

„Sie glauben mir nicht? Nun denn, so steh' mir Gott bei! Eduard, ich bitte, ich beschwöre Dich, nimm Dein unseliges Wort zurück!"

Sie stürzte an seine Brust und schlang schluchzend die Arme um ihn.

„So breche die Welt über uns zusammen — ich kann nicht anders, ihr habt's gewollt! Eduard, bei meiner, bei unserer unendlichen Liebe beschwöre ich Dich, geh' nicht von mir, laß mich nicht allein! Sag' es ihnen, daß ich Dir angehöre, daß alles Andere nur Lug und Trug ist! — Hören Sie!" rief sie mit wilder Leidenschaft, den Kopf von Eduard's Schulter erhebend, ohne jedoch ihre Arme von seinem Halse zu lösen. „Ich gehöre zu ihm! Sagen Sie es Jedermann, öffnen Sie die Thüren und schreien Sie es zur Dienerschaft, auf die Straße hinaus: ich gehöre zu ihm! Und jetzt steinigt mich!"

Sie schmiegte sich fest an Eduard an, der in seiner Bewegung nichts Anderes thun konnte, als sie innig an sich drücken. Die Zeugen dieser leidenschaftlichen Scene blickten fassungslos auf die Beiden.

Da stürzte Frese mit blutunterlaufenen Augen und keuchendem Munde auf Erna zu. Sein Gesicht war schrecklich verzerrt.

„Du — Du Schamlose!" gurgelte er hervor. „Ich will doch —"

Er hob seine Faust und holte zu einem wuchtigen Streich aus. Der Notar und Brockmann sprangen herzu, aber ehe sie ihn noch berührt hatten, stieß der von Wuth und Wein Trunkene einen dumpfen Laut aus, sein kolossaler Körper wankte und stürzte rücklings zu Boden.

Für eine Sekunde standen Alle erstarrt. Dann hoben sie den Gefallenen auf.

„Ein Schlagfluß!" rief der Notar entsetzt. „Es war vorauszusehen!"

Lachner riß, aschfahl im Gesichte, die Flurthüre auf. „Bringt Wasser!" schrie er hinaus. „Holt den Arzt! Rasch, rasch!"

„Ja, Wasser, Wasser!" rief jetzt auch Eduard, der nun erst bemerkte, daß Erna in seinen Armen ohnmächtig geworden war.

Lisette und einige andere weibliche Dienstboten bemühten sich, die Bewußtlose hinwegzubringen, während es den vereinten Anstrengungen der Männer eben gelang, den schweren Körper Frese's auf das Sopha zu legen.

Das Haupt des Bewußtlosen war auf die Brust gesunken, die leise röchelte; die Rechte hob sich mühsam mit lahmem Griff nach den Westenknöpfen, war aber nicht mehr im Stande, dieselben zu lockern. Doktor Römer riß ihm die beengenden Kleidungsstücke auf und fragte, wie er sich befinde. Frese hob ein wenig die Lider über den gläsernen Augen und bewegte die schiefgezogenen Lippen, aber er brachte kein Wort mehr hervor. Die Kinnladen, die Gesichtsmuskeln waren erstarrt, gelähmt.

Zwei Stunden später pochte Römer an die Thür zu Erna's Zimmer. Der alte Hausarzt folgte ihm auf dem Fuße.

Erna lag auf dem Sopha. Ihr Gesichtchen war noch bleich, aber sonst erinnerte nichts mehr an ein Unwohlsein. Sie hatte die Hand des ihr zu Häupten stehenden

Eduard fest in der ihren und blickte mit thränenfeuchtem Auge zu ihm auf. Sie schien das Herannahen der beiden Eingetretenen nicht zu bemerken; nur Eduard wandte den Kopf zurück.

„Was gibt es?"

Römer spitzte die Lippen, zog die Augenbrauen hoch und schüttelte verwundert das Haupt. Dann zuckte er die Achseln und deutete auf seinen Begleiter.

„Ah, ich weiß, was Sie sagen wollen. Herr v. Frese —"

„Es ist vorbei!" sagte der Arzt.

Eduard machte seine Hand los und wandte sich der Thüre zu.

„Wo willst Du hin?" fragte Erna ängstlich.

„Zu ihm. Ich möchte mich davon überzeugen, ob der Tod nicht einen milderen Zug in sein Antlitz geprägt hat. Mir wäre leichter dadurch." —

Während der Arzt bei Erna zurückblieb, trat Römer mit dem nunmehrigen Besitzer von Belitz auf den Flur hinaus.

„Wo ist der Polizeikommissär?" fragte Eduard.

„O, der ist schon längst fort. Was hätte ihn auch halten sollen? — Wissen Sie, Ihre Geschichte mit dem Diebstahl war aber auch zu ungeschickt angelegt. Einen Juristen hätten Sie auf die Dauer nicht irreführen können."

Während Eduard das Sterbezimmer betrat, hielt Lachner den Notar im Vorzimmer auf. Es war merkwürdig, wie sich der geschniegelte, ewig lächelnde Mann verändert hatte.

„Ich wollte Sie nur Eines fragen, Herr Doktor. Was wird nun geschehen?"

„Nun, das ist sehr einfach. Herr Eduard v. Frese tritt seine unbestrittene Erbschaft an."

„Teufel!" murmelte der Verwalter zähneknirschend. „Aber das war gewiß nicht die Absicht des Alten. Ich protestire in seinem Namen, ich —"

„Ah, lieber Freund," machte der Notar mit geringschätzigem Lächeln und klopfte Lachner auf die Schulter. „Ein Praktikus wie Sie hat wohl klaren Blick genug, um einzusehen, daß ihm jetzt nichts Anderes übrig bleibt, als sein Bündel zu schnüren, sich auf leisen Socken davonzumachen und seinem unverschämten Glück zu danken, daß man ihn nicht zur Rechenschaft zieht von wegen gewisser Geschichten. — Na, na, nur ruhig, spielen Sie sich mir gegenüber nicht auf! Ich habe voriges Jahr Manches davon gesehen und den seligen Herrn auch nach Pflicht darauf aufmerksam gemacht. Aber der war ja zu bequem, um sich darüber Sorge zu machen oder dem Verwalter auf die Finger zu sehen, der es so gut verstand, sich ihm unentbehrlich zu machen. Glaube recht gern, daß Ihnen der junge Herr verteufelt unbequem war, haben sich auch wohl redlich bemüht, sich seiner zu entledigen, was? — Na, wie gesagt, nehmen Sie schleunigst Ihren Rucksack auf den Buckel und segeln Sie bei gutem Wind von dannen, dann will ich es bei der Erbschaftsabwickelung mit dem neuen Gutsherrn noch gnädig machen, daß er Sie laufen läßt. Addio!"

Lachner warf dem sarkastischen Männlein einen rach-

gierigen Blick zu, wußte aber wirklich nichts Besseres zu thun, als ihn nach einem verächtlichen Achselzucken zum Abschiedsgruß allein zu lassen.

„Wo ist mein Schreiber?“ wandte sich Römer an einen vorübereilenden Diener.

„Im Bibliothekzimmer, glaub' ich,“ antwortete der Gefragte.

„Na, für jetzt wollen wir uns nur davonmachen,“ murmelte der Notar. „Später wird's hier wohl noch genug zu thun geben: Erbschaftsangelegenheiten, Inventaraufnahme und dergleichen mehr, und über's Jahr auch noch einen Heirathskontrakt. Sapperlot, darauf war ich heute Morgen nicht gefaßt, als ich hier herausfuhr. Aber dem jungen Paare ist's zu gönnen, und wenn sie reinen Herzens sind, so können sie ohne Vorwurf das Glück genießen, das ihnen nach so schweren Qualen zu Theil werden wird.“

Korsika's Freiheitsheld.

Ein Lebensbild.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Das Hochland von Niolo ist eine der wildesten Gebirgsgegenden der Insel Korsika. Ungeheure Porphyr- und Granitfelsen in wüstem Durcheinander lagern vor der hohen Bergkuppe; nur steile Wildbachschluchten führen da hinauf in den undurchdringlichen Buschwald von Oliven- und Eichengestrüpp, verwucherten Myrten und kniehohem Haidekraut.

In einer mondhellen Julinacht des Jahres 1755 versammelten sich dort oben in geheimnißvoller Stille ein paar hundert korsische Männer in ihrer braunen Wollentracht, das rothe Barett auf dem Haupt, die Büchse in der Hand. Auf einem riesigen, moosbewachsenen Granitblock stand ein herkulisch gebauter Mann und sprach zu ihnen mit leidenschaftlichen Worten. Es war Matra, einer der tapfersten Bandenführer gegen die Genuesen, welche als Eroberer der Insel seit jeher in blutigen Fehden mit dem trotzigen Bergvolk lebten, aber von ihren Vesten

am Meere aus das Land doch niemals völlig zu unterjochen vermochten.

Matra hatte auf dies Plateau von Niolo durch die Hirten des Monte Rotondo Alles in die Wildniß der Macchia, der dichten Buschwälder, verschlagene Volk zusammenrufen lassen, die zahlreichen Banditen, die da als von den Genuesen Verfolgte oder als geflüchtete Bluträcher hausten, und rief sie mit seiner feurigen Beredtsamkeit zum Kampfe unter seiner Führung auf. Aber diesmal nicht gegen die Genuesen, sondern vielmehr als ihre Bundesgenossen gegen den Mann, welchen die Patriotenpartei in den korsischen Städten eben an ihre Spitze berufen hatte, um als Diktator die Befreiung der Insel von Genua und dann die Ordnung im friedlosen Lande durchzuführen.

Dieser Mann des Vertrauens, auf dem Volkstag von San Antonio della Casabianca zum General des Landes ernannt, war Pascal Paoli, der Sohn eines Arztes und tapferen Patrioten, welcher vor Jahren nach unglücklichem Kampf der Korsen gegen Genua's Macht in's Exil nach Neapel gegangen war. Aus diesem Exil kam Pascal Paoli, kein Kriegsmann, sondern ein Gelehrter; sein Bruder Klemens, als ein Freiheitskämpfer im Mönchskleide der Franziskaner hoch angesehen im Lande, hatte diese Wahl betrieben, und wesentlich auf den Ruhm seines Vaters hin war sie erfolgt.

Matra, der darüber beleidigte Capitano, wollte den General wieder stürzen, um selbst der Erste im Lande zu werden. Sein Anhang unter den Banditen und Bergbewohnern war groß. Die Genuesen, denen die Erwäh-

lung Paoli's zum Diktator der korsischen Patrioten eine starke Herausforderung zur Niederwerfung dieses neuen Rebellenregiments war, hatten daher einen Pakt mit Matra geschlossen, weil er ihnen zunächst gegen seinen persönlichen Feind Paoli dienen konnte. So brach denn der Bürgerkrieg auf Korsika aus; Matra's Haufen vereint mit genuesischen Truppen rückten gegen die bewaffneten Getreuen an, welche sich um Paoli in Masse gesammelt hatten, und an deren Spitze sich sein Bruder, der kriegslustige Mönch, gestellt.

Beim Kloster von Bozio kam es zum entscheidenden Kampf. Der Franziskanermönch Klemens focht wie ein Löwe. Von seiner Hand fiel Matra; mit seinem Säbel an der Spitze der Seinen drang er, wie gefeit gegen Schuß und Hieb, gegen die Genuesen vor und jagte sie in die Flucht. Der Sieg war vollständig. Was nicht von Matra's Banden erschlagen worden, fiel gefangen in die Hände der Paoli'schen Schaaren. Der Bürgerkrieg war damit zu Ende. Nur Genua setzte ergrimmt den Krieg gegen den Rebellengeneral fort, Jahr und Tag noch, aber ohne Erfolg, zuletzt von den Korsen in seine festen Städte und Burgen geworfen, die in nächster Zeit eine nach der anderen auch vor den Siegern fallen sollten. Der Mönch Paoli fegte mit eisernem Besen das Land rein von den Eroberern; zum ersten Mal seit Jahrhunderten sollte Korsika wieder unabhängig werden.

Aber schlug der Priester die Feinde im Felde, so war es sein Bruder Pascal, der durch die Umsicht in der Organisation der Vertheidigungskräfte sein hohes Verdienst

dabei hatte. Ueberall im Lande war er, um zu ordnen, anzufeuern, die Energie auf die Hauptpunkte zu richten. Bald war er im Hauptquartier, bald an der Seite seines Bruders, bald da, wo er zunächst seine Residenz genommen hatte, um dort die Regierung hingebungsvoll zu führen.

Dies war in den zahlreichen, zwischen den Bergen liegenden Dörfchen, die zusammen die Landschaft Morosaglia oder Restino bilden. In dem Häuschen zu Stretta daselbst, wo er im Jahre 1724 geboren worden, wohnte er in Einsamkeit. Eine elende Hütte war's nach Landesart, klein, aus rohen Steinen, mit wenigen, unsymmetrisch angebrachten Fenstern ohne Glas, nur mit Holzladen versehen. Die Scheiben, welche nach seiner Erwählung zum Ersten seines Völkchens der sorgende Bruder Klemens einsetzen ließ, hatte er nach seiner Ankunft daselbst sogleich zerschlagen, damit er nicht einen Luxus vor den Anderen voraus habe. Unverheirathet, wie er war, lebte er da allein mit seinen zwei zottigen Hunden. Er war jetzt anfangs der dreißiger Jahre, ein kraftvoller Mann von edlem Anstande; hoch gewölbt und frei die Stirn, das dunkle Haar fiel lang in den Nacken; dichte Brauen zogen sich über die großen Augen mit mildem hellen Blick. Güte und Würde sprachen aus seinem Antlitz. In seiner Kleidung ging er schlicht wie ein Sohn des Landes, in schwarzwollenem Rock, den ein Gurt umschloß, in Beinkleidern gleichen Stoffes, die in gelblederne Gamaschen ausliefen; dicke, nägelbeschlagene Schuhe an den Füßen, das rothe Barett auf dem Haupt.

Siegreich gegen Genua und die Nebenbuhler im Innern,

versöhnlich gegen die Ueberwundenen, konnte er nach Jahresfrist hoffen, daß seine Regierung Bestand haben werde. Von hohen Idealen erfüllt, ging er unter den Kriegssorgen schon daran, aus Korsika einen trefflich verwalteten Staat und zugleich einen wahrhaft demokratischen zu machen. Diktator mit aller absoluten Macht, arbeitete er an einer Verfassung, welche das erste Muster einer freiheitlichen, dem Volke dienenden und verantwortlichen Regierung bieten sollte. Nach dieser Verfassung wurde er, wie Jeder seiner gewählten Nachfolger, der Präsident eines Staatsrathes von neun Personen, die alljährlich aus einer frei gewählten Landesversammlung hervorgehen sollten, er selbst absetzbar und strafbar im Fall von Pflichtverletzung. Was damals Montesquieu, Vico, französische und italienische Philosophen, in neuen Ideen für Staatenwohl und Volksfreiheit ausgesprochen hatten, gedachte er als einer ihrer begeisterten Anhänger in hohem Ernst nun auch praktisch zur Verwirklichung zu bringen.

Zugleich mit der Freiheit sollte sich aber auch die Weisheit zur Wohlfahrt seines korsischen Naturvolkes verbinden. Die Landwirthschaft bildete daher einen vornehmen Gegenstand seiner Sorge. Er wies den Gemeinden Feldmarken an und setzte Beamte ein, die für die Förderung des Ackerbaues zu sorgen hatten. Er ließ den Oelbaum pflanzen, die echte Kastanie, den Mais, und suchte die Abneigung der Korsen gegen die Feld- und Nutzgartenarbeit dadurch zu überwinden, daß er ihnen die Abnahme und die Einlösung ihres Ernteertrages gegen Geld sicherte. Um der Wildniß neue Flächen der Kultur abzugewinnen,

ließ er Sümpfe austrocknen, Wege bahnen und neue Landstraßen bauen. Die ersten Fabriken entstanden durch seine Anregung und Unterstützung, Pulvermühlen wurden in Gang gesetzt, die bessere Bearbeitung der Olive zu Oel gelehrt. Wo es eine Pfarrei in der Gemeinde gab, entstand auch eine Schule, und die korsischen Geistlichen, durchweg patriotisch gesinnt, beeiferten sich, die Jugend zu unterrichten.

Klemens Paoli that redlich das Seinige zur Unterstützung der Absichten seines Bruders, indem er das Land durchstreifte, die Geistlichen für die Schulen begeisterte, selber in die Klassen trat, um mit seinem beredten Munde die Kinder zu Fleiß, Religion und Vaterlandsliebe zu ermahnen. Er war es, der die ersten Schulbücher schrieb für die korsische Jugend, und sie waren in hohem Maße nicht nur patriotische Werke, sondern auch Lehrbücher, in welchen den Kindern die Liebe zur Freiheit an's Herz gelegt wurde, in denen die Arbeit als das Mittel gepriesen war, eines Volkes Unabhängigkeit und Wohlfahrt herzustellen. Pascal Paoli ließ sie in der Druckerei vervielfältigen, die er gegründet hatte und aus der auch andere Schriften zur Volksaufklärung hervorgingen.

Gegen die Vendetta, die landesübliche Blutrache, wurden die strengsten Strafen erlassen, und die Morde wurden in der That dadurch und durch die Vermittelung der eingesetzten Sühnegerichte immer seltener. Durch Hebung der Schifffahrt wies man dem korsischen Handel neue Wege, und sogar eine kleine Kriegsflotte entstand, die es zuweilen schon mit genuesischen Kreuzern aufnahm. Bedeutender

noch war das Ergebniß der rastlosen Anstrengungen des Generals, eine tüchtige und ausreichende Streitmacht zu Lande heranzubilden, und dazu fand sich ein trefflicher Kern in preußischen Söldnern, die mehr und mehr aus genuesischen Diensten in korsische traten.

Eine Landesversammlung ward drei Jahre nach der Einsetzung Paoli's nach der Ebene am Fuß des Angiolaberges berufen, um die neue, vom General niedergeschriebene Verfassung feierlich anzunehmen. Von allen Theilen der Insel kamen die Korsen dahin zu Fuß und zu Pferde. Häufig saßen sogar ihrer Zwei auf den kleinen schwarzen Rossen. Auch viele Weiber der Umgegend eilten herzu, um von den Berghängen wie von einem Amphitheater dem Schauspiel zuzusehen, das mit einer Moresca, dem nationalen Kriegstanz, aufgeführt von diesen Tausenden von Männern, schließen sollte. Als Alle versammelt waren, stellte sich Paoli, von seinen Vertrauten umgeben, auf einen Stein und las Satz für Satz der Verfassung vor. Schweigend hörte das Volk darauf, aber als der verehrte Mann geendet, brach die Macht der lang verhaltenen Empfindungen in stürmischen Evvivas hervor. Paoli verkündete dann, daß die Wahlen zur Nationalversammlung in allen Gemeinden sogleich angeordnet werden sollten. So war Korsika fortan der freieste Staat in Europa, in der civilisirten Welt überhaupt, denn gegen die feudale englische Verfassung hatte er den modernen Geist der seinigen voraus.

Zum Andenken an diesen großen Tag gründete Pascal Paoli an der Stelle, wo er seine Staatsverfassung verkündete, eine Stadt. Nichts gab es zunächst daselbst, als

Steintrümmer; die Ebene stieß an das Meer, aus dem hier rothe Porphyrklippen emporragten. Isola rossa hießen sie auf italienisch. So sollte auch der Name der neuen Seestadt sein.

Jahre verflossen, und Korsika zählte sie zu seinen glücklichsten. Der Segen der Freiheit, mit Weisheit verbunden, machte diese wilde Gebirgsinsel unter dem blauen Himmel des Südens zu einem politischen Dorado. Ein Traum der philosophisch gebildeten Welt Europa's hatte sich verwirklicht; es gab ein gesundes, blühendes Staatswesen nach den Grundsätzen der Volksregierung und Menschenwürde. Pascal Paoli's Ruhm ging durch die Welt; sein Werk war groß als ein stolzer Markstein der neuen Zeit; sein hohes Verdienst bildete es, daß er, anstatt nach unumschränkter Macht zu geizen, sich aus freiem Antrieb, um die Wahrheit seiner demokratischen Ueberzeugungen zu bethätigen, zum ersten Diener seines Volkes gemacht hatte. In Corte, wohin er den Sitz der Regierung verlegt, lebte er äußerlich wie ein einfacher Bürger. Wenn er mehr als alle Anderen bei seinen Landsleuten galt, so war es durch die moralische Macht, die er ausübte. Man verehrte ihn aufrichtig, vor ihm beugte sich jeder Sippenhaß und Trotz; seine Milde und Weisheit versöhnten alte Gegensätze, sein Wort ehrte man wie ein gerechtes und wohlthätiges Urtheil. So schuf er Gutes auch über sein amtliches Wirken hinaus.

Sein neuer Sekretär war der junge Rechtsgelehrte Carlo Bonaparte aus Ajaccio geworden. Der war gar liebeskrank um die schöne, blutjunge Lätitia Ra-

molino, und um so mehr, als ihre Eltern seine Werbung um sie abgeschlagen hatten. Die Mutter des jetzt fünfzehnjährigen Mädchens war eine zweite Ehe mit einem früheren Schweizer Kapitän Fesch eingegangen, der vordem in genuesischen Diensten gestanden hatte und zu wenig als Korse fühlte, um nicht für Genua immer noch Partei zu ergreifen. Er war deshalb auf Paoli schlecht zu sprechen und wollte seine Stieftochter nicht einem Manne geben, der, wie Carlo Bonaparte, ein begeisterter Anhänger und Beamter desselben war. Als General Paoli von diesem Unglück seines Sekretärs aus dessen Munde hörte, benutzte er einmal 1767 einen Aufenthalt in Ajaccio, machte bei Kapitän Fesch Besuch, sah die reizende Lätitia, und warb nun so beredtsam bei den Eltern um ihre Hand für seinen Sekretär, daß die Alten endlich einwilligten. Bald war denn auch Hochzeit, und Lätitia die Frau Bonaparte's. Pascal Paoli bestimmte damit, wie wenn er für die Vorsehung gehandelt, die Gründung einer Familie, deren wunderbare Zukunft er staunend noch selber erleben sollte. Aus dieser Lätitia wurde die Frau, deren Kinder die schönsten Throne Europa's einnahmen, deren zweiter Sohn als Gebieter von Frankreich auch die Weltherrschaft eine Zeit lang besaß, und ein Sohn des Schweizer Kapitäns Fesch war es, der bei der Kaiserkrönung seines Stiefneffen Napoleon als Kardinal celebrirte!

Ein Jahr nach diesem Vorfall, der noch so denkwürdig in Pascal Paoli's Leben werden sollte, 1768, baute man im Saale des Regierungspalazzo's von Corte einen regelrechten Thron auf. Es geschah ganz heimlich. Auf dem

Lager in dem ärmlichen Schlafzimmer des Generals lag ein funkelnagelneuer grüner Rock mit Goldbortenverzierung, die Uniform, das Galakleid, das er sich hatte anfertigen lassen. Es stand eben etwas Außerordentliches bevor. Vom Bey von Tunis war eine glänzende Gesandtschaft mit reichen Geschenken für den berühmten und gefeierten korsischen Staatsmann eingetroffen, die feierlich empfangen werden sollte, und um diese werthvolle Huldigung des Auslandes noch zu mehren, waren zu gleicher Zeit ein paar preußische Offiziere angelangt, die im Namen ihres Königs, Friedrich's des Großen, einen Ehrendegen an General Paoli zu überreichen hatten. Seine Umgebung hatte ihn, wie sehr er auch widerstrebte, endlich bestimmt, sich bei dieser Gelegenheit doch in dem ihm gebührenden Glanz eines Staatsoberhauptes zu zeigen, damit die Fremden auch ihrerseits eine Auszeichnung darin erblicken sollten. Daher Uniform und Thron.

In dem Saal, wo unter dem Baldachin der neue Sessel für Paoli erhöht gegen die der Staatsräthe stand, versammelten sich dieselben wie immer in ihrer wollenen, schlichten Landestracht. Sie waren nicht wenig betroffen über die neue aristokratische Anordnung, die sich ihnen zeigte. Fremde Gäste, welche sich in Corte befanden und eingeladen waren, stellten sich ein: englische und französische Flottenoffiziere, Italiener, Malteser, Deutsche; dazu die preußische Deputation und die in bunter Pracht einziehenden Tunesen. Dann rückte gar in strammem preußischen Wichs ein Theil der preußischen Legion wie eine Leibgarde im Saale auf und bildete da Spalier bis zum Thron. Als

diese Aufstellung vollendet, erschien der General Paoli in seiner neuen, goldgrünen Uniform. Die Garden präsentirten das Gewehr. Sehr verwundert, kopfschüttelnd sahen sich die neun Staatsräthe an. Paoli wurde sichtlich verwirrt; langsam schritt er dem Thronsessel zu, wie zaghaft. Als er Miene machte, die Stufe dahin emporzusteigen, erhob sich ein drohendes Murren um ihn. Da schoß eine tiefe Röthe in sein Gesicht; beschämt hob er den Sessel von der Stufe herab und stellte ihn auf den Fußboden neben die Stühle der Staatsräthe. Nun murmelten diese Beifall, daß er eine menschliche Schwäche überwunden hatte. Paoli fand sich so gut als möglich mit der Huldigung der Tunesen und der Preußen ab, die ihm den Ehrendegen überreichten. Dann, nach der Feierlichkeit, sagte er zu seinen Staatsräthen:

„Hätten doch die Könige solche Räthe wie ich, die, anstatt ihren Schwächen zu schmeicheln, dagegen Protest erheben!"

Inzwischen hatte Genua seinen Racheſtreich gegen das freie Korsika Paoli's vorbereitet. Genua besaß da nichts mehr als die Citadelle von Ajaccio, einen Thurm im Meere. Nun verkaufte es 1768 sein Recht auf die Insel an Frankreich, und Ludwig XV. ging auf den Handel ein. Er schickte Truppen hinüber, um Korsika in französischen Besitz zu nehmen. Vergebens unterhandelte Pascal Paoli mit Frankreich, von seinem Vorsatz abzustehen; vergebens auch suchte er Englands Schutz nach. Es blieb ihm nichts übrig, als um seines Vaterlandes Unabhängigkeit nochmals und nun gegen das mächtige Frankreich zu kämpfen.

Glücklich begann der Krieg für die tapferen Korsen. Alles, was Waffen auf der Insel tragen konnte, stellte sich begeisterungsvoll in die Reihen des Volksheeres. In ganz Europa begleitete man die Anstrengungen Paoli's, sich zu behaupten, mit hoher Theilnahme. Am Golofluß in der waldreichen Balagna kam es endlich im Mai 1769 zur Entscheidungsschlacht. Nach einem mörderischen Kampf siegten die Franzosen. An der Brücke über den Fluß stand die preußische Legion und beschützte bis zum Aeußersten den wilden Rückzug der Korsen. Pascal Paoli mußte über diese Brücke fliehen und rettete sich mit seinen Getreuen in's Gebirge. Seine Sache war hoffnungslos geworden und daher entsagte er seiner Stellung als General und Herr der Korsen. Auf einem englischen Schiff begab er sich bald darauf von Porto vecchio aus in's Exil mit dreihundert anderen flüchtigen Patrioten; das zugeströmte Volk weinte am Ufer zum Abschied. Es sah trauernd seinen guten Genius das Vaterland verlassen, den Freiheitshelden, unter dem Korsika vierzehn Jahre lang ein nie gekanntes Glück, Ehre und Frieden genossen hatte. —

Einundzwanzig Jahre verflossen. In Frankreich war die Revolution ausgebrochen, und es lebte in einem noch unentweihten Enthusiasmus für die errungene Freiheit. Ihre Helden zu ehren, auch wo sie anderwärts ihre Lorbeeren erhalten, galt für eine nationale Sache. So rief jetzt die französische Nationalversammlung den korsischen Freiheitshelden Pascal Paoli aus der Verbannung nach Paris, um ihn unter außerordentlicher Ehrenbezeugung seinem Vaterlande zurückzugeben.

Am 3. April 1790 geleitete eine Deputation der Nationalversammlung in Paris den 64jährigen Mann in den Sitzungssaal, wo er mit Begeisterung empfangen wurde. Er war noch rüstig, eine Verehrung einflößende Gestalt mit langem, gebleichtem Haar über der hochgewölbten Stirn, mit einem Antlitz von mildem Ernst und edlem Stolz verklärt. Er antwortete in schöner Beredtsamkeit auf Mirabeau's Begrüßung mit einem Hymnus auf die Freiheit Frankreichs, dessen Sohn er nun sein wolle und dessen Könige er Treue gelobe.

Aus dem Schoße der Nationalversammlung führte man ihn unter stürmischem Jubelzuruf des Volkes nach den Tuilerien zu Ludwig XVI., in dessen Hand er den Eid auf die französische Verfassung leistete, und der ihn darauf zum Präsidenten der korsischen Landesversammlung und zum General der Nationalgarde seiner Heimathinsel ernannte.

Von Marseille, wo sich schon seine alten korsischen Freunde und Genossen eingefunden hatten, brachte ihn ein französisches Kriegsschiff nach der Insel. Im Triumph holte ihn das Volk ein, das schwärmerisch in ihm den Patriarchen verehrte. Unter denen, welche ihn wie ein Ehrengefolge auf seinem Triumphzuge begleiteten, war auch ein junger, 21jähriger Mann von kleiner, gedrungener Gestalt, mit langem schwarzen Haar nach Pariser Jakobinermode, mit brennenden Augen in dem gelblichen Gesicht, in der Uniform eines französischen Artillerielieutenants. Es war einer der Söhne jenes inzwischen verstorbenen Carlo Bonaparte, der einst der Sekretär Paoli's gewesen, Napoleon Bonaparte.

Paoli nahm auf Korsika etwa die Stellung eines Gouverneurs ein. Bald freilich kam der Korse in ihm mit dem Franzosen, der er sein sollte, in schweren Zwiespalt. Die französische Revolution trieb in die Stromschnellen, wohin er sich nicht mitreißen ließ. Der König war enthauptet worden, die neue Republik ward durch ein wahnwitziges Blut- und Schreckensregiment entwürdigt. Da wollte Paoli nicht mehr Franzose sein und hielt sich durch den Umsturz der Verhältnisse auch seines Eides, den er in des Königs Hand gegeben, für entbunden. Er war darin eines Sinnes mit der korsischen Patriotenpartei, die nun in einer Rathsversammlung die Unabhängigkeit der Insel und Paoli als das Oberhaupt in früherem Sinne proklamirte. Die französische Partei der Korsen, welche es den Jakobinern nachmachte, und an deren Spitze sich jetzt Napoleon Bonaparte als Kommandant eines Bataillons Nationalgarde von Ajaccio stellte, protestirte gegen diesen Abfall, und da Paoli vom Konvent in Paris als Staatsverräther erklärt wurde, spielte sich der junge Bonaparte zum Bevollmächtigten dieses Verdikts auf und suchte sich zum Herrn der Insel zu machen. Dieser Bürgerkrieg endete im Sommer 1794 mit dem Siege der Nationalpartei, und Napoleon mußte mit seiner Familie nach Frankreich flüchten. Paoli aber stellte sich und seine Insel unter den Schutz Englands, das denn auch thatsächlich Besitz von derselben nahm.

Es war eine schiefe Ebene, auf die sich der greise Patriot dadurch begeben hatte; er selbst sah ein, daß er an Anhang verloren hatte, und der zweite Theil seiner

öffentlichen Laufbahn verpfuscht war. So legte er denn ein zweites Mal die Regierung nieder. Der König von England lud ihn darauf ein, nach London zu kommen; es war ein höflicher Ruf in die Verbannung zurück, da seine Anwesenheit auf Korsika den Engländern, die sich als Herren dort ansahen, gefährlich erschien. Paoli ergab sich, in seiner früheren Energie längst und auch im Selbstgefühl gebrochen, in sein Schicksal. Zweimal hatte es für ihn, wie fast immer für menschliche Größen, keine Zeit gegeben.

Als ein Verbannter nunmehr ging er nach England zurück. Der geächtete Napoleon Bonaparte aber ließ schon 1796 als siegreicher französischer General die Engländer wieder aus Korsika vertreiben.

Im Exil starb Paoli hochbetagt am 5. Februar 1807 zu London. Napoleon stand um diese Zeit in Kaisermacht auf der Höhe seines Ruhmes. „Er hat unsere Rache an allen Denen vollzogen," sagte der Greis deshalb noch von ihm, „welche die Ursache unseres Falles gewesen sind."

Hochzeitsgebräuche in Asien.

Ein Beitrag zur Völkerkunde.

Von

A. Berthold.

Die Ehe gehört zu denjenigen Einrichtungen, welche dem ganzen Menschengeschlechte gemeinsam sind, und weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart hat man irgend ein Volk gefunden, sei es selbst noch so roh und unkultivirt, welches nicht eine Einrichtung kennte, die zum Mindesten unserer Ehe ähnlich sieht. Wie aber das Institut der Ehe den Völkern gemeinsam ist, so sind es auch allerlei Gebräuche und Feierlichkeiten bei Schließung der Ehe.

Diese Feierlichkeiten sind verschieden und oft von der sonderbarsten Art. In früheren Zeiten mußte bei vielen Völkern der Bräutigam die Braut rauben, bei anderen muß er sie heute noch kaufen, bei einigen Nomadenstämmen muß er sich zum Sklaven seines Schwiegervaters machen, bei noch anderen Völkern muß er Proben seiner Tapferkeit ablegen, bevor er daran denken kann, eine Ehe zu schließen. Wenn wir heute nur die in Asien üblichen Heirathsgebräuche näher betrachten, so thun wir dies, weil Asien derjenige Welttheil ist, aus welchem alle Kultur stammt, und in

welchem wohl auch die Eheschließung am längsten unter gewissen Feierlichkeiten vor sich ging.

Bekanntlich gibt es in der ganzen Welt, sogar auch in Europa noch, Vielweiberei (Polygamie) neben der Einzelehe (Monogamie). Bei ersterer ist es dem Manne gestattet, mehrere Frauen zu nehmen, in den Einzelehen schließt er den Ehebund für's Leben nur mit einer Frau. Man sollte nun glauben, daß die Feierlichkeiten bei Schließung einer Einzelehe größer sein müßten, weil sie etwas Seltenes ist, als wenn ein Polygame die fünfte oder sechste Frau nimmt, während die anderen noch leben. Das ist jedoch nicht der Fall. Zumeist werden sogar bei den polygamischen Völkern die Eheschließungen viel feierlicher begangen, als bei den monogamischen. Trotzdem ist aber auch das Umgekehrte in manchen Fällen üblich, und was die Feierlichkeit anbelangt, welche sich bei der Eheschließung zeigt, so läßt sich nicht einmal der Kulturzustand des betreffenden Volkes als Maßstab anlegen. Es gibt sehr kultivirte Völker, die ziemlich einfache, nüchterne Eheschließungsgebräuche haben, und sehr ungebildete, welche diese Feierlichkeit mit einem fast poetischen Zauber umgeben.

So z. B. kauft bei den Chinesen, dem so ziemlich ältesten Kulturvolk der Erde, der Mann seine Braut wie eine Waare, und zwar, ohne sie gesehen zu haben. Es wird ihm durch einen Vermittler gesagt, wo heirathsfähige Töchter sind, und durch diesen Vermittler zahlt er an den Vater der Braut den Kaufpreis, nachdem auch die Eltern des Bräutigams ihre Zustimmung zu der Ehe gegeben und mit Jenem einen Kontrakt abgeschlossen

haben. In einer verschlossenen Sänfte (Palankin) wird die Braut in einem feierlichen Aufzuge dem Bräutigam zugeführt. Voraus geht eine Musikbande, Sklaven und weibliche Bediente umgeben den Palankin und tragen Geschenke, Freunde und Verwandte folgen hintennach. Vor dem Hause des Bräutigams macht der Zug Halt, von einem Verwandten der Braut erhält der Bräutigam den Schlüssel zu dem Palankin, er öffnet ihn und sieht nun zum ersten Male seine Braut. Er ergreift dieselbe bei der Hand und führt sie in das Haus zu seinen Eltern, vor denen sie sich niederwerfen. Dann essen Braut und Bräutigam gemeinsam mit einander, wechseln die Trinkschalen und dadurch ist die Ehe geschlossen. Die Chinesen haben Vielweiberei und halten ihre Frauen in strenger Abschließung. Fast nie dürfen die Chinesinnen das Haus verlassen. In neuester Zeit machen sich allerdings bei den reicheren und vornehmen Chinesen freiere Anschauungen über die Ehe geltend.

Mit China verwandt ist Japan. Auch bei den Japanern herrscht Vielweiberei, aber nur die erste Frau hat eigentlich Frauenrechte, nur sie darf mit dem Manne zusammen essen, nur ihre Kinder sind die Erben des Mannes. Auch für diese Frau wird eine Art Kaufgeld an deren Vater gezahlt, aber hier handelt es sich mehr um eine Formalität, als um einen wirklichen Kauf. Die Feier der Hochzeit geschieht zumeist außerhalb der Stadt oder Ortschaft in einem schönen Zelte, welches, wenn irgend möglich, auf einem Hügel aufgeschlagen wird. Dieses Zelt ist mit einer Lampe erleuchtet, und auch ein Altar

befindet sich in demselben. Braut und Bräutigam werden, Jeder in einem besonderen, mit Ochsen bespannten Wagen, nach dem Hügel gebracht und unter Musik und Jubel der Verwandten nach dem Zelte geführt. Hier tritt ein Priester vor den Altar, und während er mit lauter Stimme Gebete spricht, entzündet zuerst der Bräutigam und dann die Braut eine Fackel an der vor dem Altar brennenden Hauptlampe; damit ist die Trauungsceremonie beendet, und die Neuvermählten empfangen die Glückwünsche ihrer Verwandten. Unterdeß haben am Fuße des Hügels die verwandten Frauen der Braut einen Scheiterhaufen errichtet, auf welchem die Puppen der Braut und ihr gesammtes Spielzeug unter einer lustigen Feierlichkeit verbrannt werden. An demselben Feuer opfert dann der Priester ein paar Ochsen und Schafe, um den Heirathsgott günstig zu stimmen, worauf das junge Paar unter Musik und Frohlocken mit der Begleitung nach dem Hause des Bräutigams zurückgeführt wird.

Indien gilt für die Wiege des Menschengeschlechtes. Hier finden bei der Heirath große Feierlichkeiten statt, und im Allgemeinen herrscht Einzelehe; nur hat der Inder das Recht, seine Frau zu verlassen und ohne Weiteres eine zweite oder auch eine dritte zu heirathen, wenn ihm die Frau keine Kinder gebiert. Wie bei uns, so geht auch in Indien der Heirath eine Verlobung voraus. Bei dieser Verlobung wird ein Kaufpreis gezahlt, zumeist in Geld, manchmal aber auch in Juwelen. Dabei ruft der Bräutigam laut dem Vater zu: „Das Geld ist Dein, und Deine Tochter ist mein!" worauf der Vater umgekehrt

erklärt: „Das Geld ist mein, und meine Tochter gehört Dir!" — Ein anwesender Brahmane hat unterdessen Bethel, d. i. Areka-Nüsse, zum Kauen herumgereicht und ruft jetzt aus: „Dieser Bethel dient zum Unterpfande, daß dieses Mädchen diesem Manne verlobt worden ist."*)

Am Tage vor der Hochzeit begibt sich der Bräutigam in feierlichem Aufzuge vor das Haus der Braut. Hier pflanzt er einen Pfahl in die Erde, welcher als Hauptpfeiler für eine nun herzustellende offene Laube dient, worin dann der Heirathsakt stattfindet. In der Laube wird ein Altar errichtet und auf diesem das Bildniß des Ehegottes aufgestellt. Am Abend wird die Braut von sieben verheiratheten Frauen gewaschen und geschmückt und zusammen mit dem Bräutigam in eine offene Sänfte gesetzt, in welcher sie, begleitet von Musik und dem Jubel der Verwandten, einen Umzug in dem Orte halten. Am nächsten Morgen findet die eigentliche Hochzeit statt. Vor dem Altar versammeln sich die Hochzeitsgäste, und der Brahmane verrichtet hier Gebete, worauf er von dem Altar ein aus edlem Metall hergestelltes, sonderbares Amulet, „Taly", das Zeichen ehelicher Treue, nimmt und dasselbe von jedem der anwesenden Gäste mit einem Finger berühren läßt. Dann hängt er unter Gebeten dem Bräutigam den Taly um den Hals, worauf dieser ihn abnimmt und der Braut umhängt. In diesem Augenblicke ist die

*) Bekanntlich ist in dem größeren Theile von Indien das Bethelkauen in Gebrauch, wie bei uns das Tabakrauchen, dem jedoch nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen aller Stände huldigen.



Ehe unauflöslich geschlossen. Bei einzelnen Kasten Indiens soll es früher üblich gewesen sein, daß der Braut, gewissermaßen zum Opfer für die Götter, während der Heirathsceremonie die obersten Glieder des kleinen und des Goldfingers vom Priester abgeschnitten wurden. Ein ähnlicher Gebrauch findet sich nur noch bei gewissen Negerstämmen Mittelafrika's.

In Tibet spielt die Astrologie eine große Rolle bei der Eheschließung. Ein Lama (d. h. ein Priester) beobachtet die Gestirne und erkundet, welcher Tag der günstigste zur Eheschließung sei. Ist ein günstiger Tag festgestellt, so begibt sich der Bräutigam in das Haus seiner Schwiegereltern, unterschreibt den Ehekontrakt und bestreicht dann die Stirn seiner Braut mit Butter. Dann begibt er sich mit ihr in feierlichem Aufzuge nach dem Tempel, um gemeinsam Gebete zu verrichten, und die Ehe ist geschlossen.

In Birma findet die Eheschließung ohne Hilfe eines Geistlichen statt. Sie ist lediglich ein bürgerlicher Kontrakt. Will ein junger Mann sich um die Hand eines Mädchens bewerben, so frägt seine Mutter heimlich erst bei den Eltern der Braut an, ob ein Antrag Gehör finden würde. Wird er nicht abgelehnt, so begeben sich einige Freunde des Bräutigams in das Haus der Eltern der Braut und setzen dort den Ehekontrakt auf. Darauf schickt der Bräutigam am Morgen der Hochzeit drei Frauenröcke, drei Schärpen und drei Stück Musselin; ist er reich, so fügt er noch Goldschmuck und Juwelen hinzu. Dann begibt er sich in das Haus der Schwiegereltern, unterzeichnet den Ehekontrakt und ißt darauf gemeinsam mit der Braut aus

derselben Schüssel und von demselben Gerichte. Erst bietet die Braut dem Bräutigam zu essen an, dann fordert der Letztere die Braut zum Essen auf, und durch diese Ceremonie gelten sie für vermählt.

Auf den ostindischen Inseln finden wir die sonderbarsten Gebräuche, und allen voran steht wohl Sumatra, wo man auf nicht weniger als drei verschiedene Arten heirathen kann. Die erste Art ist die Heirath durch das Jujur, d. h. durch den Kauf. Die Summe, die für eine Frau gezahlt wird, beträgt ungefähr 400 Mark, braucht jedoch nicht sofort erlegt zu werden, sondern gewöhnlich zahlt der Bräutigam nur die eine Hälfte, die andere im Laufe der Ehe. Stirbt die Frau, so hat er nur etwa zwei Drittel zu zahlen. Die religiösen Gebräuche verpflichten jedoch zur Zahlung des Jujurs nicht nur den Heirathenden selbst, sondern auch dessen Erben. — Die zweite Art der Heirath heißt Ambelana und besteht eigentlich darin, daß sich der Schwiegervater den Bräutigam kauft. Die Familie des Bräutigams zahlt nämlich an den Schwiegervater desselben nur eine kleine Summe und begibt sich aller Rechte auf den jungen Mann. Der Schwiegervater schlachtet einen Büffel zur Feier des Tages und gibt dem Manne seine Tochter zur Frau, behält ihn aber jetzt im Hause und verwendet ihn zum Arbeiten. Alles, was der Schwiegersohn erwirbt, gehört dem Schwiegervater, der ihn auch willkürlich wieder verabschieden kann. Will er aber aus der Sklaverei des Schwiegervaters herauskommen und seine Frau unter anderen Verhältnissen heirathen, dann muß er das oben erwähnte Jujur, d. h. den

Kaufpreis zahlen, jedoch nur dann, wenn seine Frau bisher keine Töchter gehabt hat. Hat diese bereits eine Tochter mit ihm gehabt, so haben auf den zukünftigen Kaufpreis, der für diese gezahlt wird, die Großeltern ein Anrecht, und der Ehemann muß dieses seinen Schwiegereltern erst abkaufen. — Die dritte Art und Weise zu heirathen, heißt Semundo, bei welcher fast nach europäischer Art und Weise die Rechte von Mann und Frau kontraktlich festgesetzt werden, und nur als Formalität eine ganz geringe Summe gezahlt wird.

Eine sehr umständliche Feier wird bei den Hochzeiten auf Java vorgenommen. Der Bräutigam, welcher in feinen weißen Musselin gekleidet ist und einen mit weißen Blumen und Goldblechen verzierten Turban trägt, von welchem wiederum lange seidene Bänder bis zur Erde herabflattern, begibt sich, begleitet von Fackelträgern, Tänzern, Musikern und Freunden, nach dem Hause der Braut. Vor diesem ist ein besonderes Zelt aufgeschlagen, in welches der Vater der Braut diese auf seinen Armen hineinträgt. Die Braut ist ebenfalls sehr kostbar in weißen Musselin gekleidet, mit Gold, Ketten und Ringen geschmückt und trägt ebenfalls auf dem Kopf weiße Blumen und Goldbleche befestigt. Sie ist jedoch zuerst vollständig in Linnentücher eingeschlagen und wird so verhüllt vor den Bräutigam gebracht. Zwei Priester verrichten ein Gebet und fragen den Bräutigam, ob er die Verhüllte zu seiner Frau machen wolle. Bejaht er die Frage, so wird die Braut entschleiert, und eine gleiche Frage an sie gerichtet. Ist auch ihr Ja gefallen, so erheben die Anwesenden ein lautes Jubelgeschrei

und Braut und Bräutigam bewerfen sich abwechselnd mit weißen Blumen. Dann nehmen sie ihre Blumenkränze ab und setzen sie sich gegenseitig wieder auf, trinken aus einem gemeinsamen Becher viermal je einen kleinen Schluck Milch, und endlich ergreift der Bräutigam die Braut und schwingt sich mit Hilfe seiner Freunde auf das vor dem Zelte harrende Pferd, um auf diesem nach seiner Wohnung zu eilen. Die Freunde und Verwandte der Braut reiten ihm nach, als wollten sie ihm seine Frau wieder abjagen, indeß handelt es sich hier nur um eine Formalität, und unmittelbar nachdem der junge Ehemann seine Frau nach seinem Hause gebracht hat, kehrt er mit ihr wieder nach dem Hause ihrer Eltern zurück, wo ein Gastmahl die Feier beschließt.

Bei den Dayaks auf Borneo darf ein Bräutigam nicht eher werben, als bis er einem Feinde den Kopf abgeschlagen hat. Diesen muß er seinen Schwiegereltern vorzeigen, warauf er am nächsten Tage seine Braut abholen darf. Er erscheint mit seinen Freunden vor der Thür der Braut, wo ihm die rechte Hand mit dem Blute eines Hahnes bestrichen wird. Die Braut ist unterdeß ebenfalls unter die Thür getreten, und nachdem auch ihr die Hand mit dem Blute eines Huhns bestrichen worden ist, reicht sie ihrem Bräutigam die Hand, worauf sie als vermählt gelten und dann ein gemeinsames Mahl halten. Stirbt einem Manne die Frau, und er will zu einer neuen Ehe schreiten, so muß er erst wieder den Kopf eines weiteren Feindes beschaffen, bevor man ihm die neue Heirath gestattet.

Auf Ceylon herrscht Einzelehe, und die Frau nimmt

eine durchaus würdige Stellung ein; nur der Form halber wird ein kleiner Kaufpreis für sie an ihre Eltern entrichtet. Vor der Hochzeit findet die Aufnahme eines Heirathskontraktes statt, in welchem das Wittthum der Frau, das Vermögen, welches sie erhält, wenn sie geschieden wird u. s. w. genau festgesetzt ist. Am Hochzeitstage stellen die Freunde, Verwandten und Diener des Bräutigams und der Braut vor deren Hause eine Menge Stangen auf, die mit langen Wimpeln und Fransen aus weißer und rother Baumwolle geschmückt sind. Dazu werden Gewehre abgeschossen und laut gesungen, und der Jubel vor dem Hause der Braut wird am lautesten, wenn der Zug des Bräutigams naht. Im Zuge des Bräutigams befinden sich mindestens sechzig bis achtzig Trommelschläger und ebenso viele Bewaffnete mit Schwertern, außerdem reich gekleidete Frauen, welche Geschenke für die Braut tragen, ferner Diener, welche das Hausgeräth für die Neuvermählten bringen. Der Bräutigam selbst reitet auf einem reichgezierten Pferde, neben ihm seine beiden besten Freunde, und hinter ihm in langem Zuge die zur Hochzeit geladenen Gäste. Ist der Bräutigam vor dem Hause der Braut angekommen und abgestiegen, so tritt die Braut mit einem Gefäß mit Wasser aus dem Hause und wäscht dem Bräutigam die Füße. Darauf nimmt sie ihn bei der Hand und führt ihn zu ihren Eltern. Hand in Hand treten sie darauf wieder aus dem Hause, wo er sie auf sein Pferd nimmt und sie nun, wieder begleitet von demselben Zuge, mit dem er ankam, nach seinem Hause geleitet. Hier wird drei Tage hindurch von den Gästen mit Schmausen und Jubeln Hochzeit gefeier

Bei den großen Nomadenvölkern Mittelasiens herrscht die Vielweiberei, und man berechnet dort den Reichthum eines Mannes nicht nur nach der größeren Anzahl seiner Kameele und Pferde, sondern auch nach der Anzahl seiner Kinder.

Bei den Kalmücken bestimmt ebenfalls der Priester durch Befragen der Sterne den Hochzeitstag, an welchem dann die Einsegnung des Bräutigams und der Braut stattfindet. Das Wichtigste aber ist, daß die neue Hütte, in welcher das junge Paar wohnen soll, eingesegnet wird. Durch diese Einsegnung ist die Ehe geschlossen, und eine große Schmauserei beendigt die ganze Feierlichkeit.

Die Kirgisen zahlen für die Braut einen Kalym, d. h. einen Kaufpreis, welcher zwanzig bis hundert Rubel beträgt und theilweise der Braut als Aussteuer von ihren Eltern mitgegeben wird. Der Molla, der Priester, segnet das Paar ein, und läßt beide Theile öffentlich die Fragen beantworten, ob sie einander heirathen wollen, ob die Hochzeit auch richtig verabredet sei. Sind diese Fragen bejaht, so folgt eine große Schmauserei und ein Tanz, bei welchem jedoch Männer und Frauen abgesondert tanzen. Die Tänze der Männer sind lebhaft und schnell, die der Frauen und Mädchen langsam und zurückhaltend, auch müssen die Frauen und Mädchen sich während des Tanzes das Gesicht mit beiden Händen bedecken.

Bei den anderen Nomadenvölkern, die man insgesammt unter dem Namen Tataren begreift, finden zur Feier einer Hochzeit noch Wettrennen und Pfeilschießen statt.

Diejenigen Völker Asiens, welche an der Nordküste, insbesondere am nördlichen Eismeere wohnen, gehören mit

zu den unkultivirtesten. Wir können uns daher auch nicht wundern, wenn wir bei ihnen die Frau in den traurigsten Verhältnissen finden. Am traurigsten aber ist die Lage der Frau bei den Samojeden. Hier gilt die Frau für unrein und für ein Wesen, das so tief unter dem Manne steht, daß es diesen nicht einmal anreden darf. Die Frau hat selbst in der Hütte einen besonderen Raum, den sie ohne Erlaubniß des Mannes nicht überschreiten darf. Sie darf nie mit ihm zusammen essen, und manche Gerichte, wie der Kopf des Renthiers, sind ihr gänzlich untersagt. Ja, sie darf nicht einmal, wenn sie beladen wie ein Lastthier hinter ihrem Manne herkeucht, es wagen, in seine Fußstapfen zu treten, sondern muß seitwärts von diesem einen Weg sich wählen.

Und doch findet man selbst bei diesem Volke besondere Umständlichkeiten, ehe zu einer Ehe geschritten wird. Auch hier zahlt der Bräutigam einen Kalym, d. h. einen Kaufpreis, welcher indeß nicht in Geld, sondern in Renthieren gegeben wird, je nach der Schönheit der Braut bis zu hundert Stück. Der Bräutigam sucht sich einen Vermittler, der für seine Bemühungen ein Renthier erhält, besteigt mit diesem und einer Anzahl von Freunden seinen Schlitten und fährt vor die Wohnung der Braut. Der Vermittler steigt dort ab, begibt sich zu den Eltern der Braut, um bei diesen seinen Antrag zu machen. Wird er zurückgewiesen, so entfernt sich beschämt die ganze Freierschaft. Wird der Vermittler dagegen angenommen, so bespricht er mit den Eltern den Kaufpreis für die Tochter, und schließlich tritt der Brautvater heraus, um auch den Bräutigam zu dieser

Berathung in's Haus zu laden. Es wird ein bestimmter Tag festgesetzt, an welchem der Kaufpreis gezahlt wird, von dem ein Theil den weiblichen Verwandten der Braut zufällt. Ist der Kalym festgesetzt, so bewirthet der Schwiegervater den Bräutigam, während die weiblichen Verwandten tanzen und singen. Dann ermahnt der Vater der Braut den jungen Ehemann noch, seine Frau gut zu behandeln, und überreicht ihm die Aussteuer der Tochter, welche ungefähr die Hälfte des gezahlten Kaufpreises beträgt. Der Bräutigam entfernt sich darauf, ohne seine Braut mit sich zu nehmen; dieselbe wird vielmehr erst am nächsten Tage von fremden Frauen gepackt, auf einen Schlitten festgebunden und nebst ihrer Aussteuer dem Bräutigam zugeführt. Der Anstand erfordert es dabei, daß sich die Braut, während sie auf dem Schlitten festgebunden ist, möglichst ungeberdig beträgt und sich so viel als möglich sträubt.

Die Kamtschadalen rauben ihre Bräute, ohne einen Preis zu zahlen, jedoch ist wohl anzunehmen, daß eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den Eltern der Braut und dem Bräutigam stattfindet. Der Bräutigam lauert in der Nähe der Wohnung der Braut auf den Augenblick, wo er diese allein sieht, um sie zu ergreifen und mit Gewalt fortzuschleppen. Auf ihre Hilferufe eilen aber alle Weiber herbei, die sich in der Nähe befinden, schlagen tapfer auf den Bräutigam los und ihn auch wohl in die Flucht. Männer dürfen sich an dieser Vertheidigung der Braut nicht betheiligen. Gelingt es nun den Weibern wiederholt, solche Raubversuche des Bräutigams abzuschlagen, so kann dieser die Braut nur dann erhalten, wenn diese ausdrück-

lich ihren Vertheidigerinnen erklärt, daß sie freiwillig mit dem Manne gehen wolle. Die Kamtschadalen leben in Vielweiberei, und ihre Ehen, die ohne weitere Festlichkeiten stattfinden, sind keine unauflöslichen. Der Mann kann nach Belieben seine Frau verlassen oder dieselbe wieder fortjagen, um sich eine oder mehrere andere zu nehmen.

Die Jakuten haben die Vielweiberei, doch erhält die erste Frau stets den Vorrang vor den anderen. Will ein Bräutigam sich die Braut holen, so schlachtet er einige Stuten und bereitet deren Köpfe mit einer Sauce zu, worauf er das Gericht zu seinem Schwiegervater in dessen Jurte (Zelt) trägt. Er bringt gleichzeitig einige Zobel- und Fuchsfelle als Geschenk mit und hängt sie ebenfalls in der Jurte seines zukünftigen Schwiegervaters auf. Dieses Ueberbringen von Geschenken muß mit einer gewissen Heimlichkeit geschehen, und der Schwiegervater thut auch zuerst, als beachte er die Geschenke gar nicht. Nach einiger Zeit aber wird die Braut, deren Kopf ganz mit Hermelin bedeckt und verschleiert ist, nach der Jurte des Bräutigams geführt, und ihr dort die Verhüllung abgenommen. Dann führt der Bräutigam seine junge Frau nach der Jurte des Schwiegervaters zurück, und es erfolgt dort unter Schmausereien und Festlichkeiten die öffentliche Hochzeit.

So beweist ein jedes Volk nach Maßgabe seiner Kultur durch die Feierlichkeiten, mit denen es die Eheschließung umgibt, wie sehr es sich der Wichtigkeit dieses Vorganges für den Fortbestand des Stammes, der Nation und des Menschengeschlechtes überhaupt bewußt ist.

Der Goldfisch und seine Pflege.

Praktische Winke

von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Freude an der Natur, ihrer Schönheit, ihrem reichen, buntbewegten Leben und Weben ist zu allen Zeiten ein hervorragender Zug des Menschengeschlechtes gewesen und geblieben bis auf den heutigen Tag. Ihm folgend, schmücken wir unsere Fenster mit blühenden Pflanzen, gesammelt in Wiese und Flur, oder weit her bezogen aus fernen Ländern, pflegen die Kinder Flora's in unseren Gärten und lauschen dem Gesange der Vögel. Und weil es nicht Jedem oft vergönnt ist, draußen in freier Natur seine Lieblinge aufzusuchen, haben wir viele zu uns herangezogen, damit sie ihre Pfleger erfreuen, sei es durch ihren Gesang, sei es durch ihr heiteres, anziehendes Wesen.

Unter der großen Zahl der Hausfreunde aus dem Reiche der Thiere haben besonders zwei es verstanden, im Laufe der Zeit sich die Gunst Aller zu erwerben. Beliebt bei Jung und Alt, im Palaste des Fürsten wie im Hause des Bürgers sind — der Kanarienvogel und der Goldfisch.

Die Heimath des letzteren ist China, in welchem seit

uralter Zeit die langzopfigen Söhne des himmlischen Reiches sich damit vergnügen, in prachtvollen Vasen das zierliche Fischchen zu unterhalten, zu zähmen und mit seiner Fütterung, mit der Beobachtung seiner anmuthigen Bewegungen die Zeit sich zu vertreiben. Von dort ist er in Europa eingeführt worden, und zwar zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach Portugal; in Frankreich war er zu Ende dieses Jahrhunderts auch schon zu finden, aber immer noch sehr selten, denn es ist bekannt, daß man der Pompadour, berüchtigten Angedenkens, Goldfischchen als etwas Außerordentliches schenkte. Im 18. Jahrhundert kam er nach England, und nun war seine Laufbahn gesichert; rasch verbreitete er sich über Deutschland, die Franzosen führten ihn nach ihren Kolonien mit und heute erstreckt sich sein Verbreitungskreis über die ganze Erde, soweit dieselbe von gebildeten Menschen bewohnt ist. In den wärmeren Ländern ist er völlig heimisch geworden; auf Mauritius belebt er alle Flüsse und Teiche. Seine Zucht wird im Großen betrieben, und bei der weitverbreiteten Liebhaberei und dem fortdauernden Wohlgefallen, welches die Schönheit des Goldfisches erweckt, ist sie durchaus lohnend, lohnender als die Züchterei jedes anderen Fisches, da bei geeigneter Behandlung die Goldfische im Laufe eines Sommers oft viermal zum Laichen schreiten, und das Stück im Großen doch immer noch bis zu zehn Pfennig bezahlt wird. Im Einzelverkauf schwankt der Preis zwischen zwanzig Pfennig und einer Mark, je nach Größe und Färbung.

Eine Beschreibung des Goldfisches zu geben, dürfte fast überflüssig erscheinen, da sowohl sein Aeußeres wie seine

Lebensweise bekannt sind. Er gehört zur Familie der Karpfen und hat mit diesen größeren Verwandten den hohen, seitlich zusammengedrückten Körper, den kleinen, zahnlosen Mund, die weit gespaltenen Kiemenöffnungen und die weichstrahligen Flossen gemeinsam. In der Färbung wechselt er sehr, vom schönsten Krebs- und Zinnoberroth bis zum tiefsten Schwarz und emailglänzenden Silber. Doch lassen sich durch aufmerksam betriebene Zucht mehr oder weniger beständige Rassen erzielen.

Nicht unwillkommen dürfte es den zahlreichen Liebhabern von Goldfischen sein, wenn wir ihnen in Folgendem einige praktische Rathschläge ertheilen, welche zur befriedigenden und erfolgreichen Wartung und Pflege derselben von Nutzen sein könnten.

Als Goldfischbehälter sind am häufigsten die sogenannten Kugelaquarien im Gebrauch, halbrunde Gefäße aus Glas, die auf einem unterstehenden Fuße befestigt sind. Und wenn dieselben genügende Größe haben, entsprechen sie ihrem Zwecke auch vollkommen. Theuer sind sie nicht, sondern in den Glaswaarenhandlungen zum Preise von zwei bis drei Mark zu kaufen. Auf jeden Fisch rechnet man als Minimum ein Liter Wasser. Besser ist es jedoch und auch angenehmer, wenn ihnen mehr zur Verfügung steht. Und wenn man mehr als zwei oder drei Bewohner in seinem Aquarium halten will, so wäre es entschieden ein Vortheil, statt des Kugelgefäßes ein kleines Kastenaquarium zu wählen. Nicht allein, daß die Gestalten der Fische nicht verzerrt erscheinen, wie bei den gebogenen Wänden der Glaskugel, es läßt sich auch leichter ein durch-

brochener Felsen und eine entsprechende Anzahl von Wasserpflanzen darin unterbringen.

Ein Felsstück ist den Fischlein sehr angenehm; sie tummeln sich um dasselbe herum, schwimmen einander nach und vergnügen den Zuschauer durch diese munteren, oft lange Zeit fortgesetzten Spiele ungemein. Die Pflanzen aber sind zu ihrem Wohlbefinden sehr förderlich. Wie bekannt, athmen die Fische durch Kiemen. Doch ist es keineswegs das Wasser, welches sie in sich aufnehmen, vielmehr bedürfen auch sie, wie alle lebenden Wesen, des Sauerstoffes. Aber nur in geringer Menge, darum sterben sie, wenn sie aus dem Wasser genommen werden, weil die atmosphärische Luft das Gas in zu großer Menge enthält. Ihnen genügt das geringe Quantum Sauerstoff, das im Wasser aufgelöst enthalten ist. So lange das Wasser noch zur Genüge von dem belebenden Gase enthält, fühlen unsere Goldfische sich wohl; sobald aber die Menge abnimmt, werden sie unruhig, steigen an die Oberfläche und schnappen ängstlich und aufgeregt nach Luft, die sie dann in Blasen durch den Mund oder die Kiemen wieder von sich geben. Dies bedrohliche Zeichen ist für den Wärter eine dringende Aufforderung, das verdorbene Wasser schleunigst durch frisches zu ersetzen. Und weil in kleinen Behältern eine solche Erneuerung meist jeden Tag nöthig, die Arbeit aber nicht selten sehr lästig ist, so dürfte es sich wohl empfehlen, Regeneratoren im Wasser selbst anzubringen, welche eine so oftmalige Erneuerung unnöthig machen, indem sie das verbrauchte Sauerstoffgas immer wieder durch neues ersetzen.

Und solche sind uns in den Pflanzen gegeben. Nicht allein, daß das lebendige, wohlthuende Grün eine recht hübsche Zier der Behälter abgibt, hauchen auch die Pflanzen im Sonnenlichte fortwährend Sauerstoff aus, der den Fischen völlig genügt. Ich habe im Aquarium einige Laichkrautpflanzen (Potamogeton crispus und gramineus) und brauche das Wasser vielleicht nur alle zwei Monate einmal zu erneuern, wogegen früher, obschon täglich mittelst eines feinen Blasebalges Luft in den Behälter gepumpt wurde, eine zweimalige Erneuerung in der Woche nicht zu umgehen war. Diese Pflanze, wie nicht minder der zierliche Wasserhahnenfuß (Batrachium) und das Hornblatt (Ceratophyllum) sind in jedem Teiche zu haben, in den Handelsgärtnereien auch andere zierliche Gewächse zu kaufen. Und es dürfte sich empfehlen, auch in den kleineren Kugelaquarien eine Pflanze anzubringen. Es ist dies sehr leicht. Der Boden des Kugelglases muß doch immer entweder mit reingewaschenem Flußsande oder kleinen Kieseln bedeckt werden, weil sonst die schleimigen Absonderungen der Fische das Wasser auf dem Grunde verunreinigen. Da nun die Wasserpflanzen meist mit dem denkbar sterilsten Boden vorlieb nehmen, so genügt es, wenn wir unter den Sand eine dünne Lage Teichschlamm, Moorgrund oder auch fette Gartenerde bringen, darein die Pflanze setzen und nun die Kiesellage darüber ausbreiten. In den kleinsten Behältern ist Folgendes zu empfehlen. Wir nehmen eine recht hübsche Ziermuschel oder ein Schneckenhaus, füllen es zur Hälfte mit Schlamm und drücken die Wurzeln der Pflanzen darin fest, verschließen

die Oeffnung mit einem Kieselstück, legen das Ganze in's Aquarium, und die Pflanze wird fröhlich weiterwachsen.

Wann das Wasser erneuert werden muß, ergibt sich von selber. Sobald es anfängt, gelb zu werden, wird man schon aus ästhetischen Rücksichten für eine frische, helle Füllung Sorge tragen. Uebrigens sind die Goldfische nicht so empfindlich, wie gewöhnlich angenommen wird. Ich habe in einem Aquarium die Thiere vom September bis April gehalten, ohne das Wasser zu erneuern; zwar war es trübe, aber die Pflanzen hauchten immerfort neuen Sauerstoff aus, und die Fische blieben recht munter. In diesem Frühlinge erneuerte ich in einem Kastenaquarium das Wasser. Außer Käfern, in der Schlammschicht im Winterschlafe ruhenden Lurchen und Schnecken enthielt dasselbe drei Goldfische, einige Karauschen, Stichlinge, Schmerlen, Gründlinge und noch andere kleinere Fische. Als ich am anderen Morgen nachsah, fand ich zu meinem Staunen und Schrecken sämmtliche Schmerlen und Gründlinge todt, die Stichlinge mit dem Tode ringend, nur die Karauschen und Goldfische schwammen wohlgemuth durch das Becken und erbettelten sich ihr Futter. Das Wasser des Brunnens war durch irgend etwas verunreinigt worden; die für so zart gehaltenen Goldfischchen scheinen also bei Weitem nicht so empfindlich zu sein, wie ihre freilebenden Verwandten.

Dies schließt jedoch nicht aus, daß auch bei ihrer Wartung Vorsicht nie außer Acht gelassen werden darf, da ihre Abhärtung, wie andererseits ihre Weichlichkeit, sehr oft eine Folge der Zucht ist, wie es ja auch unter

unseren Kanarienvögeln Sänger gibt, die Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Rauch ohne Schaden ertragen, wohingegen andere bei dem geringsten Anlasse heiser werden und zu jeder Krankheit hinneigen. Jene Dame meiner Bekanntschaft war aber doch im Irrthum, als sie glaubte, in derselben Weise, wie sie ihrem Lieblingspudel und ihrer seidenweichen Angorakatze mit wohlriechenden Wässern das Fell einrieb, nun auch ihrem Goldfischpaar einige Tropfen Rosenöl in das Wasser träufeln zu sollen. Diese waren von der sonderbaren Gunstbezeugung sehr wenig erbaut, und der Duft des köstlichen Parfüms tödtete sie in kurzer Zeit.

Die Fütterung unserer Goldfischchen ist eine einfache. Weit ist die Meinung verbreitet, als bedürften sie gar keiner Nahrung; nach mehrtägigem Fasten aber sehnen auch sie sich ganz verzweifelt nach frischer Speise. Wir streuen ihnen jeden Tag eine Prise Grieskörner in das Wasser; die weißen Körnchen quellen auf und werden sehr gerne genommen; auch Semmelkrumen und Oblatenstückchen erhalten sie. Mehrmals wöchentlich sind dann noch einige geriebene Ameisenpuppen (Ameiseneier) oder kleinere Regenwürmer zu geben. Doch sind sie in Ermangelung der Fleischkost auch mit vegetabilischer Nahrung zufrieden und befinden sich durchaus wohl dabei. Sehr muß man sich hüten, in der Fütterung des Guten zuviel zu thun; die übriggebliebenen Reste faulen dann im Wasser und erzeugen einen widerlichen Schleim, der auch der genügsamen Goldfischnatur nicht gefallen kann; abgesehen davon, daß leicht eine unzählbare Menge Infusorien in diesen Resten

entsteht, die den Sauerstoff des Wassers zu ihrer Entwickelung gebrauchen und ihn den Fischen entziehen.

Wichtiger noch als die Fütterung ist die Temperatur des Wassers. Kalt oder doch mindestens nicht über 14 Grad soll das Wasser sein; darum auch stelle man den Goldfischbehälter in ein ungeheiztes Zimmer, oder doch im geheizten dicht an's Fenster. Die meisten Goldfische gehen zu Grunde, weil das Wasser zu warm ist. Und meistens sind es die Damen, denen ihr gutes Herz hier oft einen schlimmen Streich spielt, wenn im Winter sogar eine dünne Eisschicht sich auf der Oberfläche des Aquariums ansetzt. So auch war es mir in früheren Jahren ergangen. Meine alte Hauswirthin konnte es gar nicht fassen, wie ich die allerliebsten Thierchen so ganz verlassen und allein in ein leeres Zimmer stellen konnte, anstatt sie zu mir in die warme Stube zu nehmen. Alle Belehrungen, alles Auseinandersetzen, daß die Fische ganz andere Wesen seien, als etwa die Vögel, daß sie kaltes Blut besitzen, wohingegen die Vögel und Säugethiere warmes, ihnen also die Kälte durchaus nichts anhabe, im Gegentheil, die Wärme ihnen schaden müßte, fruchteten nichts. Immer hatte sie den Einwand: „Wenn wir die Kälte spüren und Hund und Katze hinter den Ofen kriechen, sollen denn die armen nackten Fischchen nichts davon fühlen? Und dazu schwimmen sie in dem eisig kalten Wasser!"

Wie ich fürchtete, so geschah es. Als ich eines Abends von der Reise zurückkehrte, empfing mich die Alte mit völlig verblüfftem Gesichte und tausend Entschuldigungen, sie habe es gut gemeint, habe es nicht länger über's Herz

bringen können u. s. w. Die Goldfische waren sämmtlich todt. Sie hatte sie in ihre Stube geholt und dort in die Nähe des Ofens gestellt, wie ich vermuthete, sogar warmes Wasser in die Schale gegossen.

Im Sommer wähle man als Standort für das Aquarium den kühlsten Platz, wenn irgend möglich auf einer steinernen Fensterbank an der Nordseite. Häufiger muß dann frisches Wasser gegeben werden, da das vorhandene zu schnell die Temperatur der umgebenden Luft annimmt.

Bei richtiger Pflege werden die Goldfische sehr zahm. Sie lernen ihren Wärter kennen und kommen herbei, um ihm Krümchen aus der Hand zu nehmen. Nur muß man sich hüten, sie mit der Hand zu berühren. Das vertragen sie nicht und werden sehr scheu darnach. Darum auch muß man sie, wenn das Aquarium geleert werden soll, entweder mit einem kleinen Netze herausnehmen, oder aber es nur soweit leeren, daß die Fische noch in einer Wasserschicht auf dem Boden bleiben können. Die Goldfische sind sehr gesellige Thiere, wie die meisten ihres Geschlechtes; es ist also nicht gut, einen allein in einem Gefäße zu halten; zwei vergnügen sich darin sehr; die Trennung von einander aber überleben sie gewöhnlich nicht lange.

Werden in dieser Weise die Thierchen sorglich gewartet, so sind und bleiben sie munter und lebhaft und tummeln sich vergnügt im Aquarium umher. Durch ihre anmuthigen Bewegungen, ihr wechselndes Farbenspiel, das namentlich im Lichtreflexe aufleuchtet in goldenem Schimmer oder reinem Silberglanze, erfreuen sie ihren Herrn.

Römische Soldaten.

Historische Skizze

von

A. Budinszky.

(Nachdruck verboten.)

Man pflegt im Allgemeinen das „Drillen" und „Abrichten" der Soldaten, den „Gamaschendienst", sowie die strenge Disziplin für eine Erfindung der neueren Zeit zu halten. Allein sehr mit Unrecht. Wo immer Kulturstaaten bestanden, sei es in Asien oder Europa, da gab es auch ein wohleingeübtes, streng disziplinirtes Heer, und der Unteroffizier „schlauchte", „zwiebelte" oder „striezte" seine Leute so gut bei den Makedoniern Alexander's des Großen, wie bei Cäsar's siegreichen Legionen, da der Drill eben einmal die Grundlage aller Disziplin ist.

Ja, die beispiellosen Erfolge der römischen Armeen, die im Laufe eines Jahrtausends zur Unterwerfung beinahe des ganzen damals bekannten Erdkreises führten, sind zum nicht geringsten Theile auf Rechnung der militärischen Abrichtung und strengen Disziplin zu setzen, welche im Vereine mit der Erfahrung der Feldherren und der Tapferkeit der Soldaten die Unüberwindlichkeit der Legionen begründete. Die alten Geschichtsschreiber geben bei jeder

Gelegenheit dieser Ansicht Ausdruck und erklären die strenge Zucht des Heeres geradezu als sicherste Bürgschaft für den Fortbestand des Staates.

Es ist daher nur begreiflich, daß trotz aller Umwälzungen in den politischen Verhältnissen die militärische Disziplin dieselbe blieb, ob nun, wie im republikanischen Rom, das Heer aus freien Bürgern bestand, welche nach Beendigung eines Feldzuges zum heimathlichen Herd zurückkehrten, oder, wie dies seit Augustus der Fall war, aus Berufssoldaten, die oft bis an die Schwelle des Greisenalters unter den Waffen blieben.

Vergleicht man die militärische Disziplin der Römer mit derjenigen, die in den modernen Armeen Geltung hat, so springt sofort ein prinzipieller Unterschied zwischen damals und heute in die Augen, nämlich die Thatsache, daß der römische Krieger nicht nur zu militärischen Uebungen verpflichtet war, sondern auch im ausgedehntesten Maße zu öffentlichen Arbeiten herangezogen wurde. Die großen Straßen, welche das Reich in allen Richtungen durchkreuzten, und auf deren unzerstörbarer Grundlage sich zum Theil noch jetzt der Verkehr bewegt, sie sind das Werk der römischen Legionen, die ebenso gut mit Spaten und Kelle, wie mit Schwert und Lanze umzugehen verstanden. Theater und Bäder, Tempel und Gerichtshallen erhoben sich in den entferntesten Provinzen neben den militärischen Standquartieren, und da die Ziegeln von den Soldaten selbst gebrannt wurden und mit dem Legionsstempel versehen waren, so läßt sich aus den zahlreichen Ueberresten, die im Laufe der Zeit davon zu Tage gefördert wurden,

auch von der friedlichen Thätigkeit der einzelnen Corps ein deutliches Bild gewinnen. Selbst durch Kulturarbeiten in großem Maßstabe, wie die Regulirung der Nilmündungen, die Entsumpfung der Ufer des Plattensee's und die Anpflanzung der Weinrebe in Frankreich, am Rhein und in Ungarn erwarben sich die römischen Besatzungen einen Anspruch auf den Dank der Mit- und Nachwelt. In bezeichnender Weise ist auch der lateinische Name für Heer, nämlich exercitus (exercere = üben) von dieser rastlosen Thätigkeit hergenommen, die als ein Hauptmittel zur Erhaltung der militärischen Disziplin angesehen wurde.

Die Grundlage der Disziplin war der blinde Gehorsam des Soldaten seinem Vorgesetzten gegenüber. Der Anführer hatte unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod seiner Truppen, ein Grundsatz, der schon im Zwölftafelgesetz ausgesprochen wird und der zu allen Zeiten der römischen Geschichte unerschütterlich feststand, sehr zum Unterschiede von Athen, wo theoretisch zwar dasselbe Prinzip galt, in Wirklichkeit aber Feldherren, die sich durch allzu große Strenge mißliebig gemacht hatten, nach beendeter Amtsführung häufig vor das Volksgericht gebracht und verurtheilt wurden. Als Scipio einst in Sicilien gefragt wurde, wie er es wagen könnte, mit so wenig Truppen nach Karthago hinüberzusegeln, antwortete er, indem er auf die gerade exerzirenden Soldaten zeigte, daß es unter diesen Keinen gebe, der sich nicht sofort auf seinen Befehl vom höchsten Thurme herabstürzen würde.

Verletzung des militärischen Gehorsams wurde daher

stets auf das Strengste geahndet, selbst in Fällen, wo der Schuldige auf einen glücklichen Erfolg zu seiner Rechtfertigung hinweisen konnte. So ließen der Diktator Postumius Tubertus und der Konsul Titus Manlius ihre eigenen Söhne hinrichten, weil sich dieselben gegen ihren ausdrücklichen Befehl in ein, wenngleich siegreiches Gefecht eingelassen hatten. Auch Papirius Cursor wollte den Anführer der Kavallerie, Quintus Fabius, köpfen lassen, weil er trotz des Verbotes zu kämpfen, einen Sieg über die Samniter erfochten hatte, und es bedurfte der Verwendung des römischen Senates und Volkes, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen.

Es ist daher keine leere Phrase, wenn der römische Rechtsgelehrte Paulus in kerniger Weise bemerkt, daß die militärische Disziplin bei den Römern älter sei als die Liebe zu den Kindern. Die Strafe richtete sich häufig nach dem Range und dem Alter des Schuldigen, und Rekruten oder junge Soldaten wurden weniger hart gestraft, als Chargen und Veteranen, bei denen man ein lebhafteres Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit voraussetzen konnte. Trunkenheit galt als Milderungsgrund und vermochte bei manchen Verbrechen sogar die darauf gesetzte Todesstrafe in eine Leibesstrafe umzuwandeln.

Da der Soldatenstand ein ehrenvoller war, so waren die Angehörigen desselben auch von gewissen Strafen, welche als entehrend angesehen und vornehmlich bei Sklaven angewendet wurden, ausgenommen. Sie konnten z. B. nicht zur Arbeit in den Bergwerken, zum Kreuz oder Galgen, zum Kampf mit wilden Thieren verurtheilt wer-

den. Desgleichen durfte bei der Untersuchung militärischer Verbrechen die Folter nicht zur Anwendung kommen. Doch erstreckten sich diese Vorrechte nicht auf Ueberläufer oder auf schimpflich Degradirte, und wurden wohl auch sonst von eigenmächtigen Befehlshabern häufig mißachtet.

Ein römisches Militärstrafgesetzbuch, wie es ohne Zweifel bestanden hat, ist nicht auf uns gekommen. Doch finden sich bei lateinischen und griechischen Autoren zahlreiche Nachrichten verstreut, aus denen sich ein ziemlich genaues Bild der militärischen Disziplin der Römer gewinnen läßt. Als leichteste Strafe erscheint die castigatio, das „Anschnauzen“, worunter man jede Art von Verweis oder Ermahnung verstand, die natürlich nur bei ganz leichten Vergehen, wie etwa einer geringfügigen Nachlässigkeit im Dienst in Anwendung kam. Hand in Hand damit ging oft die Austheilung einer kleineren oder schlechteren Ration, wie namentlich von Gerstenbrod statt Weizenbrod, ein beliebtes Mittel, um verstockten Rekruten das Verständniß des „langsamen Schrittes“ zu eröffnen. Daran schließt sich das Marschiren mit doppeltem Gepäck, ganz wie bei uns, die Zuerkennung außerdienstlicher, oft ganz unnützer Arbeiten, wie das Graben und Wiederzuschütten eines Grabens, ferner Arrest, Soldabzug oder das Kampiren einzelner Soldaten und Truppentheile außerhalb des Lagers. Selbst eine ganze Armee mußte einmal auf Befehl des Senates zur Strafe für eine Niederlage, die sie durch König Pyrrhus von Epirus erlitten hatte, den Winter unter Zelten außerhalb der gewöhnlichen Standquartiere zubringen.

Zu den härteren Strafen zählte die Einreihung in

ein niedrigeres Corps, welches für minder angesehen galt oder wo der Dienst beschwerlicher war, wie die Versetzung des Kavalleristen zur Infanterie, des Infanteristen zu den leichten Truppen oder den Schleuderern. Zuweilen mußte auch der also Degradirte ohne Waffen im Troß oder unter den Gefangenen marschiren (zweite Klasse des Soldatenstandes).

Bei Weitem schimpflicher war natürlich die völlige Ausstoßung aus dem Heere, welche sich unter der Republik in der Form vollzog, daß der General dem betreffenden Soldaten vor der Front sagte: „Ich bedarf Deiner Dienste nicht mehr," worauf derselbe aus der Reihe treten und seine Waffen, militärische Abzeichen und selbst die Schuhe ablegen mußte. Ein mit Schimpf entlassener Soldat war dann auch im bürgerlichen Leben ehrlos, er konnte kein Amt bekleiden, durfte nicht in Rom wohnen, ja konnte selbst nicht in seine Heimath zurückkehren, da dem Ehrlosen Niemand ein Obdach gewährt hätte, und die Schande war so groß, daß christliche Soldaten, die ihres Glaubens halber schimpflich kassirt worden, zum Heidenthum zurückkehrten, um wieder in die Reihen der Armee eintreten zu können.

Körperliche Züchtigung war eine Strafe, welche häufig in Anwendung kam und nicht nur über den gemeinen Soldaten, sondern auch über den Offizier verhängt werden konnte. C. Aurelius Cotta z. B. ließ seinen Verwandten, den Tribunen Aurelius Pecuniola, weil er sich während der Belagerung von Lipari gegen sein Verbot in einen Kampf eingelassen hatte und geschlagen worden war, mit

Ruthen streichen und degradirte ihn hierauf zum gemeinen Soldaten. Die mildeste Form der Körperstrafe waren Streiche mit dem Rebholzstab des Centurionen, was nichts Entehrendes an sich hatte. Für schimpflicher galten Ruthenstreiche, namentlich aber Stockschläge, welche der lex Porcia gemäß außer im Kriege nur bei Sklaven, nicht aber bei freien Bürgern angewendet werden durften. Die Art der Vollziehung dieser Strafe, welche von Polybius ziemlich genau beschrieben wird, hat Aehnlichkeit mit dem späteren Spießruthenlaufen, indem nämlich der Delinquent, nachdem ihn der Tribun mit seinem Stabe leicht berührt und dadurch gewissermaßen für vogelfrei erklärt hatte, alsbald von den übrigen Soldaten mit Knüppeln, Stöcken und Steinwürfen zu Boden gestreckt und so gründlich bearbeitet wurde, daß er dabei meistentheils den Geist aufgab. Desertion, grobe Nachlässigkeit im Wachtdienst, Verlassen des Postens, Wegwerfen der Waffen, Diebstahl, falsches Zeugniß und ähnliche schwere Verbrechen pflegten in dieser Weise geahndet zu werden.

Auch Verlust der bürgerlichen Freiheit kommt als Strafe vor. So wurde im Jahre 138 v. Chr. ein Offizier der römischen Armee vor Numantia, C. Matienus, welcher heimlich seinen Posten verlassen hatte, dazu verurtheilt, vor den Augen der neu eingestellten Mannschaft, um dieser als abschreckendes Beispiel zu dienen, mit Ruthen gestrichen zu werden. Hierauf wurde er um den Preis einer Sesterze das ist ungefähr 16 Pfennige (dies war die legale Form der fiktiven Käufe) an den Prokurator der Republik oder öffentlichen Ankläger verkauft, so daß Matienus zwar

seine Freiheit verlor, ohne jedoch der Sklave einer bestimmten Person zu werden. Auch Kaiser Valentinian wollte einmal die ganze Kohorte der Bataver wegen einer durch die Germanen erlittenen Schlappe als Sklaven verkaufen und konnte nur durch die Fürbitte des gesammten Heeres und das Versprechen der Schuldigen, die Scharte alsbald auszuwetzen, besänftigt werden.

Die gewöhnliche Todesstrafe, welche auf allen Verbrechen schwerer Natur, sowie auch auf leichteren Vergehen im Wiederholungsfalle stand, war die Enthauptung, die unter der Republik mittelst des Beiles, in der Kaiserzeit mit dem Schwerte vollzogen wurde. Die Hinrichtung fand stets außerhalb des Lagers, vor der porta decumana oder dem rückwärtigen Thor desselben statt. Dort wurde ein Graben von gesetzlich bestimmter Breite und Tiefe gegraben, der dem Gerichteten auch als Grab diente. In diesen mußte der Verbrecher hinabsteigen, und eigene Soldaten, speculatores geheißen, oder auch Gladiatoren, die als Sklaven des Generals dazu beordert wurden, vollstreckten unter Aufsicht der Tribunen oder Centurionen das Urtheil, nachdem, wie dies auch in Rom bei Hinrichtungen üblich war, durch den Schall der Trompeten das Zeichen dazu gegeben worden. Voreilige Flucht und offenkundige Feigheit, Verlassen der Offiziere, Desertion vor dem Feinde, Spionage, grobe Insubordination und Meuterei wurden in dieser Weise bestraft.

Hatte sich ein ganzes Corps eines schweren Vergehens schuldig gemacht, so daß die Zahl der Verbrecher zu groß war, um sie alle dem Tode zu überliefern, so trat die

rotten, so ist doch wenigstens heutzutage ein förmliches Zusammenwirken von geschulten Verbrechern, eine dauernde Organisation des Gaunerthums nur unter den besonders günstigen Verhältnissen einer Großstadt möglich.

Mancherlei Nachrichten über diese Organisation der in sich völlig abgeschlossenen Welt der gewerbsmäßigen Verbrecher dringen Tag für Tag in die Oeffentlichkeit, von dem eigentlichen Wesen dieser Organisation jedoch, von den staunenswerthen Kniffen, Schlichen und Ränken, den fast unentwirrbar geschürzten Fäden und Beziehungen, welche die Verbrecher von Profession in einer Weltstadt untereinander verbinden, pflegen die breiteren Schichten der Bevölkerung kaum eine Ahnung zu haben, obgleich es offenbar ist, daß, je mehr man in der Kenntniß des wirklichen Wesens der Verbrecherwelt fortschreitet, man sich desto mehr vor derselben zu schützen wissen wird, während im Gegentheil gar manche Frevelthaten zweifellos nur durch die Unkenntniß und Unachtsamkeit der Betroffenen ermöglicht werden.

Unter diesen Gesichtspunkten muß man dem anonymen Verfasser eines Buches besonderen Dank wissen, der zum ersten Male „Die Verbrecherwelt von Berlin" *) in einer abgerundeten, von eingehender Sachkenntniß zeugenden Darstellung weiteren Kreisen vorgeführt hat. Aus diesen Darstellungen geht deutlich hervor, daß in keinem Kriterium des modernen Verbrecherthums das Gewerbsmäßige und Organisatorische seiner Art schärfer zum Ausdruck gelangt,

*) Berlin. J. Guttentag's Verlag.

als in der höchst charakteristischen Sprache der Gauner, wie sie sich aus kleinen Anfängen mehr und mehr zu einem ganz besonderen und höchst absonderlichen Idiom entwickelt hat.

Gewiß wird es von jeher in der Zunft der Verbrecher nicht an geheimen Erkennungs- und Wortzeichen gefehlt haben, die nur den Eingeweihten bekannt waren. Die eigenthümliche Sprache jedoch, wie sie gegenwärtig unter den Gaunern existirt, ist eine durchaus moderne Errungenschaft, wie denn insbesondere die Gaunersprache unserer Reichshauptstadt ganz einzig dasteht, insofern als sie nicht einmal — wie das doch z. B. in Paris und London der Fall ist — unserer Muttersprache entstammt, sondern fremden Einflüssen ihre Entstehung verdankt.

Wollen wir ihren ersten Anfängen nachspüren, so haben wir uns in den Beginn unseres Jahrhunderts, und zwar unter die jüdische Bevölkerung der Provinz Posen zurückzuversetzen. Dort gab es zu dieser Zeit „eine in sich eng abgeschlossene, über die ganze Provinz verzweigte Kaste von Dieben, die nur vom Diebstahl lebten, ihre Kinder zu demselben aufzogen, nur innerhalb ihrer Familien sich verheiratheten, infolge dessen bald sämmtliche untereinander verwandt waren und ihr sauberes Gewerbe, ihre Traditionen, ihre Kniffe und Gewohnheiten von Geschlecht zu Geschlecht vererbten."

Daß diese, stets in Banden auftretende Diebsgesellschaft eine „ersprießliche" Thätigkeit weder auf dem platten Lande noch in den kleinen Provinzialstädten auf die Dauer entfalten konnte, ist leicht begreiflich. In großen Städten, wo

die Gauner unbekannt waren und sich in der Menge verloren, hatten sie weniger zu befürchten, entdeckt zu werden. Sie bereisten also — auf eigenem Fuhrwerk — die Orte ihrer verbrecherischen Thaten, an denen vorausgesandte Späher die günstigen Gelegenheiten schon ausgekundschaftet hatten, ließen Wagen und Pferde in einem Versteck vor der Stadt zurück, vollführten ihre meist sehr einträglichen Einbrüche und hatten bei Morgengrauen die beraubten Quartiere schon Meilen weit wieder im Rücken. Diese Diebsfahrten führten die Posener Einbrecher durch ganz Deutschland bis Breslau, Frankfurt am Main, Hamburg und weiter, insbesondere aber in die Haupt- und Residenzstadt Berlin.

Bald stellte es sich jedoch heraus, daß es weitaus zweckdienlicher sei, wenn einige ihrer Helfershelfer ihren ständigen Wohnsitz an den Hauptplätzen ihrer Gaunereien hätten, und so kam es, daß die geriebensten jener Gauner sich in den großen Städten auf Grund gefälschter Namen und Dokumente niederließen. Auf diese Weise erhielt auch Berlin in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs an russisch-polnischen Juden, die den Diebstahl professionsmäßig betrieben. Welche Bedeutung und Verbreitung sie allmählig gewannen, geht schon zur Genüge aus einem Prozesse hervor, der im Anfange der vierziger Jahre in Berlin ungeheures Aufsehen erregte. Nicht weniger als 520 Beschuldigte waren in diesem gewaltigen Prozesse gegen Moses Lewin Löwenthal und Genossen verwickelt, während weit über 800 Verbrechen, schwere Diebstähle zumeist, zur Verhandlung standen, die mit unglaublicher

Tollkühnheit an öffentlichen Kassen und Bankhäusern vollführt waren. Mehr als 210,000 Thaler waren dort zusammengegaunert worden. Die Akten bestanden aus 2050 Bänden, darunter 810 auf Vorstrafen bezügliche. Die zuerkannten Strafen beliefen sich auf 1264 Jahre Zuchthaus und 1380 Hiebe. Die Sprache dieser Gauner war natürlich hebräisch.

Nur zu bald indessen hatte die Hefe der gewitzigten Berliner diesen fremden Vorbildern ihre Diebeskünste abgeguckt, die Ausschließlichkeit der Abstammung verwischte sich immer mehr. Ihre Methode jedoch, nach der sie ihr Handwerk betrieben, ihre Gewohnheiten, ihre Schliche und Kniffe haben die polnischen Juden als Erbe zurückgelassen, vor Allem aber auch, worauf es hier ankommt, ihre Sprache.

Diese im Laufe der Zeit zum absonderlichsten Jargon ausgewachsene, jedem Uneingeweihten gänzlich unverständliche Gaunersprache, wie sie heutzutage allen „Zünftigen" geläufig ist, besteht — ihrer Abstammung gemäß — vorwiegend aus hebräischen Worten in zumeist korrumpirter Form und mit deutschen Endungen. Einige Anklänge verdankt sie den Zigeunerbanden, die nicht selten mit den „Polnischen" gemeinschaftliche Sache machten; eine erhebliche Anzahl deutscher Ausdrücke endlich entstammt der satirischen Ader der Berliner Verbrecher, insofern diese mit einem Anflug von Witz und Laune erfundenen Bezeichnungen nur bildlich gelten, so daß z. B. „schwarz gehen" so viel wie ohne Legitimationspapiere sein, und „verpfeifen" oder „Lampen machen" so viel wie verrathen bedeutet.

Sehr bezeichnend für die Auffassung der gewerbsmäßigen Verbrecher ist es, daß sie selbst sich „Kochemer", Kluge oder Gescheidte, nennen, im Gegensatz zu den ehrlichen Leuten, welche für sie die Uneingeweihten oder Dummen sind, die „Wittsche", oder in noch schärferem Gegensatze zu dem des Gesetzes Unkundigen, dem „Amhoretz" oder Dummkopf. Respekt in ihren Augen verdienen überhaupt nur die „Bal-chochem", diejenigen Beamten nämlich, welche in die Verbrechergeheimnisse, insbesondere in die Gaunersprache eingeweiht sind, und um so mehr, wenn solche Beamte zugleich Untersuchungsrichter — „Bal-mischpet" — sind.

Besonders reich ist die Gaunersprache an Kunstausdrücken, die sich auf das Diebshandwerk beziehen.

Die Diebstahlsgelegenheit heißt „Aske", die, wenn sie sich in unsicherer Gegend oder — wie der Gauner sagt — bei „windiger Post" findet, besonders schlau ausgekundschaftet werden muß, „kochem auszubaldowern" ist; wie es denn stets eines „Baldowers" bedarf, wenn der „Masematten", der Diebstahl nämlich, planmäßig „gehandelt" wird. Der Diebstahl wird auch „Zottelberger" genannt, das Stehlen „zotteln" oder „mopsen", während das gelegentliche Stehlen mit „schießen" bezeichnet wird. Der Dieb selbst ist der „Gannew", die gemeinschaftlich „handelnde" Diebsbande eine „Chawrusse", der Einbrecher heißt „Schränker" und ist ein „schwerer Junge", wenn er sich als ein Muster von Verwegenheit und Abgefeimtheit nur mit schweren Diebstählen befaßt.

Jede Spezialität unter den Dieben hat ihren besonderen Namen. Der Taschendieb heißt „Drücker", „Torfdrucker" oder „Seifensieder". Handelt es sich für ihn darum, seinem Opfer den Beutel („Torf") aus der Tasche zu ziehen („drucken"), so pflegt er meistens „eine Scheere zu machen", d. h. mittelst lang ausgestreckten Zeige- und Mittelfingers den Taschendiebstahl zu vollführen; im Gedränge hält wohl ein Genosse den Bestohlenen von ihm ab, indem er „eine Wand macht", d. h. sich zwischen Beide stellt.

Die Ladendiebe führen den Namen „Schottenfeller". Sie theilen sich in die „Schautenpicker", diejenigen, welche den Diebstahl ausführen, und in „Srikener", Helfershelfer, welche die Aufmerksamkeit der Ladeninhaber von dem eigentlichen Diebe fortgesetzt abzulenken haben. Die Diebstasche der „Schautenpicker", eine lange Tasche im Unterfutter oder — bei Frauenzimmern — ein besonderer, unter den Kleidern verborgener Beutel, der das gestohlene Gut aufzunehmen bestimmt ist, heißt die „Fuhre" oder „Gole".

Von „Kitte" = Haus, und „Tchilles" = Dämmerung, führen die „Kittenschieber" oder „Tchillesgänger" ihren Namen, diejenigen Diebe, deren Spezialität es ist, unter der Maske eines Bettlers, Hausirers, Gastes oder Wohnungsbesichtigers in fremde Häuser und Zimmer einzudringen, um sich in unbewachten Augenblicken Alles, was sich gerade darbietet, anzueignen, Kleidungsstücke von der offenen Hausflur, Uhren von den Wänden, silberne Löffel aus der Küche u. s. w.

„Leichenfledderer“ heißen solche Diebe, welche eine Person während des Schlafes im Freien ausrauben; während die Beschäftigung der „Flatterfahrer“ darin besteht, sich verstohlen und unbemerkt auf die Hausböden zu schleichen, um die dort zum Trocknen aufgehängte Wäsche — „Flatter“ — zu stehlen, was sie „eine Flatterfahrt machen“ nennen.

Eine Hauptrolle, besonders bei jedem schweren Diebstahl, spielt der schon erwähnte „Baldower“ oder Auskundschafter, der in den meisten Fällen selbst nicht mitstiehlt, sondern nur die Aufgabe hat, den „Masematten“ geschickt vorzubereiten. Unter mancherlei, oft sehr verschmitzten Vorwänden weiß er sich Zutritt in die auszuraubende Wohnung zu verschaffen, um dieselbe zu besichtigen, was der Gauner „ausblinden“ oder eine „Blinde machen“ nennt, wozu auch das Aufnehmen von Grundrissen der Räumlichkeiten und Wachsabdrücken von Schlüsseln gehört. Der Ort, wo er nach solcherlei Vorbereitungen mit seinen Genossen zusammentrifft, der sogenannte „Austippel“, von wo aus „auf den Masematten gefahren“ werden soll, ist gewöhnlich irgend eine Kneipe, eine „Katschemme“, deren Wirth, der „Spieß“, meistens ein „Chochemer Spieß“, d. h. ein Eingeweihter, ist. Hier wird, nicht selten mitten unter den Gästen, den „Dummen“, der auszuführende Plan „bedibbert“, gehörig erwogen und berathen nämlich, wobei, wenn nur der leiseste Argwohn auf die Umgebung gehegt wird, „betuch geschmust“, d. h. leise gesprochen werden muß. Bei dieser Berathung werden insbesondere Die-

jenigen, welche wirklich „anfassen", d. h. den Diebstahl ausführen sollen, von Denjenigen unterschieden, welche nur „Schmiere stehen", auf der Straße, dem Hofe oder den Treppen der auszuplündernden Wohnung Wache halten sollen. Auch einigt man sich über die Anwendung des erforderlichen Diebshandwerkszeugs, dessen Gesammtheit das „Schränkzeug" genannt wird, wobei natürlich den „zierlichen Schränkern", denjenigen professionsmäßigen Einbruchsdieben nämlich, welche am geschicktesten „arbeiten", das größte Vertrauen entgegengebracht wird, wie z. B. dem „Klitscher", dem Diebe, dessen Spezialität das Hantiren mit Nachschlüsseln — „Tanteln" oder „Dietrichen" — ist.

Neben den letzteren ist das bevorzugteste „Schränkzeug" das Brecheisen, „Krummkopf" oder „Lude", und neben der Stichsäge das Stemmeisen oder der „Schabber", eine kleine Spielart des Krummkopfes.

Der Diebstahl kann nun „koscher" oder „treife" verlaufen, es wird ein gutes „Geschäft" gemacht oder es setzt ein „Schlamassel", ein Unglück nämlich. In letzterem Falle, wenn es „mies" steht oder schlecht, haben die Gauner „Lampen" bekommen, sie sind verrathen worden, vielleicht durch einen wachsamen „Kailoff" (Hund), der „Rabau" oder „Hallas" gemacht hat; dann wird die Bande am Ende abgefaßt, wobei es unter Umständen sogar Prügel gibt, welche die Gauner „Makkes" heißen, oder auch „Heixe" oder „Senge", die sie „bestieben", nämlich bekommen. „Keß" dagegen, d. h. zu Aller Zufriedenheit, steht die Sache, wenn es sich nur um einen

blinden Lärm gehandelt hat, oder wenn die Einbrecher in ihrer Kunstsprache nur „gebleﬀt“ wurden. In diesem günstigen Falle begibt sich die Bande mit dem gestohlenen Gut oder der „Sore“ auf verschiedenen Wegen nach einem vorher genau verabredeten Orte, dem „Eintippel“, wo entweder die Beute vertheilt wird, nachdem festgestellt ist, was „verdient“ worden, oder berathen wird, was mit der „Sore“ geschehen soll. In den meisten Fällen wird man übereinkommen, sie zu „verschärfen“, d. h. einen Hehler ausfindig zu machen, der die „Sore schärfen“, das gestohlene Gut kaufen soll. Ein willfähriger Käufer und Hehler führt die Bezeichnung „Schärfenspieler“; von einem solchen haben die Diebe nicht zu befürchten, „geflebbt“, d. h. nach Legitimationspapieren befragt zu werden.

Nicht selten jedoch wird der Hehler zum unfreiwilligen Verräther, denn die Kriminalpolizei hat auf diese gewerbsmäßigen Helfershelfer, die unter der Maske des Trödlers, Produktenhändlers und Pfandleihers ihr verbrecherisches Handwerk treiben, ein gar wachsames Auge. Dann bleibt dem Diebe nichts übrig, als schleunigst den Ort seiner Thaten zu fliehen, wobei er sicher sein darf, daß er auf die „Komore“ — das Steckbriefverzeichniß — gesetzt und ein „Fleppchen“ oder „Zinkfleppchen“ — ein Steckbrief — hinter ihm erlassen wird.

Fällt der Gauner in der Folge der irdischen Gerechtigkeit in die Hände, indem er ergriffen wird, so nennt er das „alle werden“, „verschütt gehen“, „krachen gehen“ oder „kaule gehen“, und Derjenige, der ihn verhaftet, hat ihn „begraben“. Nun ist er „pleite“,

wird ohne Zweifel „Knast kriegen", d. h. verurtheilt werden, vielleicht gar mit Kette oder Handschelle, dem „Rosenkranz", behaftet werden und in's Gefängniß wandern — in die „Tfieze" oder das „Kittchen", wenn nicht gar in's Zuchthaus oder die „hohe Schule", wo es mindestens ein Jahr abzusitzen oder vielmehr „ein Jemmchen abzureißen" und zugleich stramm zu arbeiten, „schenigeln" gilt. Sein Verhalten dem aburtheilenden Richter gegenüber hat er wohl oder übel den Verhältnissen angepaßt. Glaubt er durch Leugnen der Strafe entgehen zu können, so lügt er mit bewundernswerther Standhaftigkeit; ist sein „Dalles" dagegen gar zu groß, so wird er sich zu einem Geständniß bequemen müssen, „pfeifen" oder die Wahrheit „Emmeß" sagen, vielleicht gar gezwungen sein, über seine Genossen Angaben zu machen, sie zu „verpfeifen".

Im Gefängniß aber wird er den Aufseher, den „Schien" oder „Maschores", sowie den Wärter, den „Kittchenboos", „Amtsschauter" oder „Oberschauter", auf jede nur denkbare und mögliche Weise zu hintergehen suchen, entweder indem er sich mit anderen Gefangenen durch „Zinken", Zeichen, oder durch „Kassiber", schriftliche Mittheilungen aller Art, verständigt oder sich mit ihnen heimlich bespricht, was unter seines Gleichen „kaßpern" heißt. Viel Ersprießliches pflegt dabei indessen meist nicht herauszukommen, und da ein Fluchtversuch heutzutage wenig Aussicht auf Erfolg hat, so wird der Gefangene sich alsbald mit dem Gedanken vertraut machen, zu „schemmen", d. h. seine Strafe abzusitzen.

Mit dieser Blumenlese aus der Sprache der Gauner mag es genug sein. Sie bildet das Erkennungszeichen für Alle, die zur Zunft der Spitzbuben gehören, und zugleich ein nicht zu unterschätzendes Bindemittel für alle Verbrecher. Es ist deshalb begreiflich, daß ihre Kenntniß für jeden Kriminalbeamten unerläßlich ist. Aber auch für jeden Laien dürfte selbst die flüchtigste Kenntniß dieser Gaunersprache nicht ohne Nutzen sein, denn je mehr er das wirkliche Wesen der Verbrecherwelt durchschaut, desto mehr wird er den unermüdlichen Kampf der Behörden gegen alle Auswüchse menschlicher Verwilderung zu würdigen und sich selbst vor Schaden zu behüten wissen.

Aus den Denkwürdigkeiten einer alten Stadt.

Ein Rückblick.

Von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Es war um die Mitte des 13. Jahrhunderts, als die rheinischen Städte, gezwungen durch die Unzulänglichkeit der kaiserlichen Macht, sich zu einem Schutz- und Trutzbündniß wider die ritterlichen Raufbolde und Wegelagerer verbanden. Da war es Mainz, die uralte Stadt am Einflusse des Main in den Rhein, die mit Worms an die

Spitze dieses Städtebundes trat, Mainz war es, wo ein starkes, thatkräftiges, echt deutsches Bürgerthum und eine mächtige Patrizierschaft ihren Wohnsitz hatten, es war die bedeutendste und besuchteste Stadt des Reiches, dort wurden die wichtigsten Städtetage und Kirchenversammlungen abgehalten, dort vereinigte sich die Ritterschaft zu glänzenden Turnieren, dort blühten Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe, dort war insbesondere nächst Augsburg der Hauptplatz der deutschen Goldschmiede. Was Wunder, wenn der Volksmund diese Stadt mit dem Beinamen „die goldene" auszeichnete.

Diese Benennung hat sich bekanntlich erhalten bis auf den heutigen Tag. Mit gleichem Rechte könnte es aber auch „das alte" Mainz heißen, denn es ist nicht nur eine der ältesten Städte des Rheins, sondern Deutschlands überhaupt, älter sogar als Köln, das um 36 v. Chr. von den Ubiern gegründet worden sein soll.

Mainz nämlich, dessen die Geschichte unter dem Namen Moguntiacum bereits um 38 v. Chr. erwähnt, datirt seinen Ursprung von den Kelten, die ungefähr auf der Stelle, wo jetzt die Stadt liegt, eine Niederlassung gegründet hatten. Dieselbe ward jedoch von den Römern genommen, und darauf von Claudius Drusus auf jener Anhöhe, die noch heute den Namen „Kästrich" führt, ein befestigtes Lager (castrum moguntiacum) angelegt. In dessen Umgebung siedelten sich bereits vor dem Kaiser Marc Aurel Germanen an, und so entstand allmählig die Stadt Moguntia, die sich indeß vorerst nicht bis an den Rhein ausdehnte. Durch die Einfälle der Vandalen und Hunnen

wurde später der Ort verwüstet und lag zwei Jahrhunderte hindurch zum größten Theile in Trümmern.

Als der eigentliche Begründer des heutigen Mainz gilt König Dagobert († 638). Er errichtete nicht nur viele Neubauten, darunter für sich selbst einen Palast, sondern umgab auch die Stadt mit einer Ringmauer und erhob sie zur Hauptstadt von Gallien, Germanien und allen cisalpinischen Ländern. Den Grund zur nachmaligen Blüthe der Stadt aber legte Karl der Große, der sich nicht weit davon, in einer der schönsten Lagen am Rheinstrom in Niederingelheim eine Pfalz erbaute. Er ließ im Jahre 803 auf Grund der alten Ueberbleibsel eine neue hölzerne Brücke über den Rhein schlagen (die freilich, kaum vollendet, wieder abbrannte) und räumte den Mainzern mancherlei Freiheiten ein; namentlich begünstigte er auch eifrig den Weinbau in den Geländen der Umgebung. Und als im Sommer 794 während der Reichs- und Kirchenversammlung zu Frankfurt am Main seine dritte Gemahlin, Fastrada, das Zeitliche segnete, ließ er ihre Leiche nach Mainz bringen und in dem von ihm gestifteten Benediktiner-Kloster St. Alban*) beisetzen. Die silberne Spindel der Kaiserin schmückte lange Zeit ihrem Gedächtniß zu Ehren den Hochaltar.

Anmuthig ist die Erzählung, die sich an den Erzbischof Willigis (975—1011) knüpft. Von ihm soll das Rad herrühren, das sich noch heute im Mainzer Stadtwappen befindet. Als Sohn eines armen Wagners habe er, um seiner niedrigen Herkunft in Demuth eingedenk zu bleiben,

*) Auf der schönen Höhe, wo jetzt das Fort Karl steht.

in seinen prächtigen Gemächern Räder abbilden und dabei den Spruch anbringen lassen: „Willigis, Willigis, denk', woher du kommen bis!" Die Historiker wollen dies freilich nicht gelten lassen, das Mainzer Rad, sagen sie, erscheine erst seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den bischöflichen Siegeln und sei ursprünglich nichts Anderes, als das gewöhnliche bischöfliche Kreuz, um das des Siegels Rand sich hinzog. — Unbestritten ist dagegen, daß Erzbischof Willigis einen Ehrenplatz in der Geschichte der Stadt schon deshalb verdient, weil er der erste uns bekannte Erbauer sowohl des Doms als der Stephanskirche ist. Beide Gebäude existiren freilich in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr.

Der erste im Jahre 1009 vollendete Dom gelangte überhaupt nicht zu seiner Bestimmung, oder hatte sich deren nur einen Tag zu erfreuen: am 30. August des genannten Jahres nämlich, dem Termin seiner Einweihung, ging er bereits mit allen daranstoßenden Häusern in Flammen auf. Der Mainzer Dom, wie er sich jetzt dem Auge des Beschauers zeigt, ward großentheils unter Erzbischof Aribo (1021—1031) vollendet.

Beim Anblick dieses altehrwürdigen, majestätischen Gebäudes möchte man unwillkürlich ausrufen: „O, daß diese Mauern reden könnten!" Was hat sich Alles während seines achthundertjährigen Bestehens in diesen Hallen abgespielt! Wie viel Inthronisationen, Konzile, Krönungen und sonstige hohe Feste haben hier stattgefunden! Ewig schön und steter Erinnerung werth bleibt auch der Vorgang, der sich an die 1024 hier erfolgte Krönung Konrad's II.,

des Saliers, knüpft. Eine Menge Bittender umdrängte den König auf dem Wege zur Kirche, um seine Gerechtigkeit anzusprechen, so daß die Hofbeamten in seinem Gefolge unwillig wurden und die Bettler barsch abwiesen. Konrad aber sagte: „Lasset sie! Es ist meine Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, sei es mir nun bequem oder nicht." Diesem edlen Grundsatze ist er auch während seiner ganzen Regierung treu geblieben.

In die Zeit der Wiedererbauung des Domes fallen mehrfache Aufstände und Unruhen im Schoße der Bügerschaft. Namentlich wurde der Erzbischof Arnold von Seelenhofen (1153—1160) davon betroffen. Seit den ersten Jahren seiner Regierung lag er in Fehde mit den benachbarten Fürsten und mit der Ritterschaft des Erzstifts. Die Landschaft hatte unsäglich zu leiden, mit steigender Erbitterung stand man einander gegenüber; überall war blutiger Kampf; Ortschaften gingen in Flammen auf, eine Plünderung folgte der anderen. Kaiser Friedrich Barbarossa kam aus Italien nach Deutschland zurück und ließ voll Zorn über die Fehde den Erzbischof mit seinen Gegnern nach Worms entbieten. Vor den zahlreich versammelten Fürsten mußten die Aufrührer den Erzbischof um Verzeihung bitten und sich der von Alters her über Landfriedensbrecher verhängten Strafe unterwerfen. Verschiedene dabei betheiligt gewesene Grafen mußten einen Hund, die ritterlichen Dienstmannen einen Sattel und die, welche geringeren Standes waren, ein Pflugrad mitten in der Kälte und dem Schmutz der winterlichen Jahreszeit — es war vor Weihnachten — vom Ort des Gerichts

bis zur nächsten Grafschaft tragen. Dieser strengen Ahndung ungeachtet lehnten sich bald darauf auch die Bürger gegen Arnold auf. Während seiner Abwesenheit drangen sie in den Bischofshof und schleppten von dannen, was sie fanden. Die verlangte Genugthuung ward ihm gewährt, die angerichteten Zerstörungen mußten wieder gehoben, Alles wieder hergestellt und ersetzt werden, und die Schuldigen barfuß in wollenem Untergewande einen Bußgang antreten.

Aber nur kurze Zeit herrschte Ruhe. Bald brach der Unmuth von Neuem los. Die Aufregung ergriff allmählig die ganze Stadt. Alles trat unter Waffen. Es kam zum Kampfe, und der Erzbischof fiel als ein Opfer der Wuth.

Konrad von Wittelsbach wurde sein Nachfolger. Nicht lange nach ihm kam der Kaiser nach Mainz und hielt ein furchtbares Strafgericht. Sämmtliche Bürger, die sich thatsächlich bei dem Aufruhr betheiligt hatten, wurden zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Die Stadt verlor nach dem Beschlusse des Reichstags alle Rechte, Freiheiten und Privilegien, die Stadtmauer wurde niedergerissen, die Wallgräben geebnet, alle Thürme und Befestigungen gebrochen. Daß diese Wirren der Entwicklung eines geordneten Gemeinwesens auf längere Zeit hemmend entgegenstehen mußten, liegt auf der Hand.

Trotzdem war Mainz noch nicht ein Menschenalter später schon wieder der Schauplatz eines Festes, wie es in dieser Großartigkeit sonst nicht wieder gesehen wurde. Zu Pfingsten 1184 hielt nämlich Friedrich I., nachdem er mit allen seinen Feinden Frieden geschlossen, hier einen

Reichstag oder, wie es damals hieß, einen Hoftag ab, um bei dieser Gelegenheit seine Söhne zu Rittern zu schlagen. Dazu kamen alle Fürsten und Großen, Grafen und Edle, Bischöfe und Prälaten, Aebte und Priester. Aus Frankreich, England, Italien und Spanien und anderen Ländern strömten Fremde herbei. Zwölftausend von Adel, darunter 64 Fürsten, beherbergte damals die Stadt. An vierzigtausend Ritter fanden sich in Mainz zusammen, nach Anderen sogar an siebenzigtausend, und unzählbar war die Menge des Volkes. Da die Stadt nicht ausreichte, um die Menschenmasse zu fassen, wurde in aller Eile auf einer Ebene zwischen Rhein und Main ein Lustschloß aus Holz für den Kaiser, mit einer Kapelle daneben, gebaut, daran schlossen sich die prächtigen Wohnungen der Fürsten, während die Zelte der Uebrigen über die ganze Ebene hin verbreitet waren.

Auch Künstler und Dichter waren zur Verherrlichung des Festes herbei gekommen. Der Kaiser ließ Alle auf seine Kosten bewirthen, und Könige, Herzoge und Markgrafen dienten ihm als Mundschenken, Truchsesse und Marschälle. Schon Wochen vorher war der nöthige Weinvorrath herbeigeschafft worden. Der Kaiser betheiligte sich selbst am Turniere, und seine Söhne Heinrich und Friedrich erhielten, nachdem sie ihre Tüchtigkeit in allen ritterlichen Uebungen dargethan, den Ritterschlag.

Leider sollte dieses pomphafte Fest aber nicht ohne einen schweren Unfall vorüber gehen. Nachdem einige Tage in Jubel und Trubel dahingegangen waren, erhob sich auf einmal ein heftiger Wirbelwind und warf jenen

Holzbau um, wobei fünfzehn Menschen erschlagen wurden. Nach dem Glauben jener Zeit war dies nur ein Anzeichen weiteren Unglücks, und in der That starb bald darauf die Kaiserin.

Schon damals muß übrigens Mainz ungewöhnlich reich entwickelt gewesen sein, denn als man im Jahre 1226 den noch jetzt stehenden Dom zu bauen begann, hatten die Straßen schon zwei Jahre vorher Pflasterung erhalten, und die besseren Häuser hatten alle bereits Glasfenster, was in vielen anderen Städten noch hundert Jahre später nicht der Fall war.

Nach der Gründung des rheinischen Städtebundes, dessen bereits kurz gedacht wurde, und zwar im Januar oder Februar 1288, weilte Rudolph von Habsburg in Mainz, welcher auf Vorschlag des Erzbischofs Werner von Eppstein 1273 in Frankfurt zum König gewählt worden war. Von diesem Aufenthalte erzählen die Chronisten folgende Anekdote. Es war in früher Morgenstunde, als der König nicht mehr schlafen konnte und sich deshalb von seinem Lager erhob. Alles im Hause lag noch im Schlummer, nur in der gegenüberstehenden Wohnung eines Bäckers gab es schon rührige Leute, auch brannte dort ein lustig prasselndes Feuer. Dies bestimmte Rudolph, in dem schnell beendigten Anzuge eines einfachen Kriegsmannes bei dem Nachbar vorzusprechen. Er fand die Bäckersfrau und einen Gesellen.

„Lieben Leute," sagte der König, sich auf sein Inkognito verlassend, „erlaubt, daß ein armer, alter Kriegsmann, der all' sein Hab und Gut dem König geopfert, sich ein

wenig bei euch wärme!" Als aber die Frau den König nennen hörte, gerieth sie in Zorn und rief: „Wir sind selbst arm! Scheert Euch zu Eurem Rudolph, der den armen Leuten Alles wegfrißt und noch das ganze Land zu Grunde richten wird!" Der König horchte auf. „Was hat er Euch denn gethan," fragte er, „daß Ihr ihm so gram seid?" Da brach die Frau in neue Schmähungen und Verwünschungen aus. „Was er mir gethan hat?" wiederholte sie in höchster Aufregung, „kaum daß noch zwei Bäcker in Mainz übrig sind, die er nicht an den Bettelstab gebracht hat. Herr, geht fort, Ihr seid uns im Wege und stört uns in unserer Hantirung!"

Rudolph aber fühlte sich jetzt erst recht gedrungen, auf seinem Platze zu verharren, denn er hoffte, von der Frau noch mehr zu erfahren. Diese aber machte kurzen Prozeß, nahm ein Gefäß mit Wasser, schüttete es auf die Kohlen, daß das Feuer verlöschte und nahm sich dabei absichtlich so wenig in Acht, daß des Königs Gewand über und über beschmutzt wurde. Jetzt konnte seines Bleibens nicht mehr sein und er eilte von dannen. Des andern Tages, als er bei Tafel saß, und ihm der Truchseß einen Schweinskopf vorsetzte, gedachte er der unliebenswürdigen Nachbarin, ließ die Hauswirthin kommen und sagte: „Hier, nehmt diese Schüssel mit Fleisch und diesen Becher Wein und bringt beides der Bäckerin drüben von dem alten Kriegsmann zum Dank dafür, daß er sich an ihrem Kohlenfeuer wärmen durfte."

Die Arme erschrak nicht wenig, als sie erfuhr, gegen wen sie ihr Herz und ihr Wasser ausgeschüttet, und lief in ihrer Angst selbst zum König, ihn um Vergebung zu

bitten. Rudolph verweigerte ihr dies nicht, machte es aber zur Bedingung, daß sie Alles, was sie ihm in der Bäckerstube gesagt, vor Zeugen wiederhole. „Und" — schließt der Chronist seine Erzählung — „es blieb ihr nichts übrig, sie mußte thun, was er wollte. Lustig genug war es anzuhören." —

Eine der poetisch schönsten Episoden in der Mainzer Chronik ist die von dem Minnesänger Heinrich Frauenlob. Nachdem er in seinem Streitlied gegen den Schmied Regenbogen das Wort „Frau" zu Ehren gebracht, betrachteten ihn die Mainzerinnen speziell als „ihren Sänger", und als er am Andreasabend 1318 sein langes Wanderleben beschloß, kamen die Frauen und Jungfrauen von Mainz in sein Haus, weinten über seinem Sarg und trugen ihn in feierlichem Zuge nach dem Dom, wo sie Wein in sein Grab gossen und es mit Blumen bestreuten. So die Sage. Allein die Historiker schütteln ungläubig den Kopf, durchstreichen die Erzählung von oben bis unten und bemerken kaltblütig am Rande: Was sich bei Frauenlob's Begräbniß zugetragen haben soll, ist höchst wahrscheinlich Fabel. In keiner alten oder gar zeitgenössischen Chronik ist etwas davon zu finden. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheint die Erzählung als ein Einschiebsel in der Chronik des Abert von Straßburg.

Gleichviel! Möge er in Frieden schlafen, der biedere Sänger, wir wollen ihm trotz alledem das schöne Marmordenkmal von Schwanthaler gönnen, das ihm die Mainzer Frauen und Jungfrauen noch 1842 im Kreuzgang des Domes gestiftet haben.

Kaum anderthalb Jahrhundert später, und am Horizont der Geschichte taucht ein leuchtender Stern empor, dessen Licht von großem Glanz und steter Dauer sein sollte: Johann Gutenberg. Auch diese Berühmtheit hat man den Mainzern abspenstig zu machen gesucht. Bereits 1424, behaupten die Straßburger, habe Gutenberg in ihrer Stadt Druckversuche mit beweglichen Lettern gemacht, und in der That deuten Zeugenaussagen in alten Straßburger Gerichtsakten darauf hin. Nichtsdestoweniger aber gebührt der Stadt Mainz die Ehre, daß hier die Erfindung vollendet wurde, und hier die ersten Erzeugnisse des Buchdruckes an's Licht traten. Nur bis gegen Ende des Jahres 1444 blieb Gutenberg seiner Vaterstadt fern, er kehrte dahin zurück, nachdem die der Erfindung vorausgegangenen Versuche sein Vermögen verschlungen hatten. Der Kampf mit pekuniären Verlegenheiten blieb ihm aber auch nach seiner Heimkehr nicht erspart und bald mußte er zur Durchführung seiner Sache Geld aufnehmen. Gegen Verpfändung seiner ganzen Druckerei mit Allem, was darinnen, lieh ihm der reiche Johann Fust zu zwei verschiedenen Zeitpunkten je 800 Gulden, die er sich mit 6 Prozent verzinsen ließ. In dem von seinem Oheim gemietheten Hof „Zum Jungen" (jetzt ein Brauhaus) hatte Gutenberg eine Druckerei eingerichtet, aus welcher 1455 das erste größere mit beweglichen Lettern gedruckte Buch, die 42zeilige Bibel, in zwei Foliobänden hervorging.

Wie leicht schreibt sich heute dieses Resultat hin und wie langsam, mühselig und kummervoll mag es unter Gutenberg's fleißigen Händen zu Stande gebracht worden

sein. Man bedenke nur, daß der Druck bereits 1452 begonnen hatte, der Erfinder aber schon 1450 mit Vorbereitungen dazu beschäftigt gewesen war. Kaum lag das Werk vollendet vor, so hatte Fust nichts Eiligeres zu thun, als sich des Erfinders zu entledigen und Alles an sich zu bringen. Er klagte das Gutenberg vorgestreckte Kapital nebst Zinsen und Zinseszinsen, wodurch die Schuld auf 2026 Gulden angewachsen war, ein. Damit war Gutenberg's Schicksal entschieden, denn er konnte nicht zahlen und mußte Alles, auch die Druckbogen des vollendeten Bibelwerks, an Fust übergeben, der nun für sich die Erfindung auszubeuten begann. Gutenberg verlor den Muth jedoch nicht. Er fand in dem städtischen Syndikus Konrad Humer einen Mann, der ihn großmüthig unterstützte, und es gelang ihm, eine neue Druckerei in's Leben zu rufen, indem er sich eigenhändig Presse, Gießformen und Lettern verfertigte; allein gegen Fust, der sich mit Schöffer verbunden hatte, vermochte er bei der Beschränktheit seiner Mittel nicht aufzukommen. Dann brach eine Kriegsfehde zwischen Adolph von Nassau und Diether von Isenburg aus, und unter den schrecklichen Wirren, die damals die Stadt erfüllten, mußte Gutenberg abermals all' seine Habe im Stich lassen und das Weite suchen. Wer hätte es dem hart geprüften Mann verdenken mögen, daß er, der steten Noth und Trübsal müde, am Abend seiner Tage der Buchdruckerei den Rücken kehrte, so daß wir ihn schließlich als Kämmerling im Dienste Adolph's von Nassau finden? Hier scheint er wenigstens für den Rest seines Lebens ein sorgenfreies Dasein geführt zu

haben. Unbeachtet schied er aus der Welt, die ihm so viel zu danken hatte. Seine Gebeine wurden nach Mainz gebracht und in dem seiner Familie gehörigen Erbbegräbniß in der damaligen Franziskanerkirche beigesetzt, die heute nicht mehr steht.

Während dieser ganzen Periode, in welche die Erfindung des Buchdrucks fällt, kamen die Mainzer wenig zur Ruhe. Nicht nur, daß die Bürger selbst zu Revolten geneigt waren, die Stadt gerieth auch als Sitz des Erzbischofs wiederholt in verderbliche Fehden. Am ärgsten hatte sie unter den Kämpfen Dietrich's von Isenburg und seines Nebenbuhlers, Adolph von Nassau, zu leiden. Ersterer wurde, da er die Zahlung der von 10,000 auf 21,600 Gulden erhöhten Annaten (Abgabe, welche ein neuangestellter Geistlicher zu leisten hatte) verweigerte, abgesetzt und dafür Adolph II. von Nassau ernannt. Daraus entstand ein für das Erzstift verhängnißvoller Krieg.

Adolph hatte Friedensvorschläge gemacht, und im Vertrauen darauf waren Diether und seine Bundesgenossen nach Mainz gekommen. Hier aber lauerte Verrath. Einige Bürger, darunter einer, der die Thorschlüssel verwahrte, hatten sich bestechen lassen und leisteten Mithilfe. In der Nacht des 28. Oktober 1462 zog eine Abtheilung von Adolph's Heer heimlich über den Rhein und erhielt Einlaß. Die Wache hatte man betrunken gemacht, sie wurde überfallen und entwaffnet. Auch die anderen Thore waren bald geöffnet, und überall drangen die Feinde herein. Drinnen aber entspann sich ein furchtbarer Kampf. Die Sturmglocken ertönten und riefen die Bürger zu den

Waffen. Ein entsetzliches Blutbad wurde angerichtet. Mann kämpfte gegen Mann, jede Gasse, jedes Haus wurde mit Todesverachtung vertheidigt. Dreimal wurde der Feind aus der Stadt bis an's Thor zurückgetrieben; aber immer kehrte er wieder. Da warfen Adolph's Soldaten Feuer in die Häuser und steckten die Stadt an drei Stellen zugleich in Brand. Jetzt mußten die Bürger weichen. Am 29. Oktober kam Adolph, um über Blut und Leichen, Aschen- und Trümmerhaufen seinen Sieg zu feiern. Das volkreiche Mainz — erzählt ein Geschichtsschreiber — wurde mit einem Male leer, wie wenn es die Pest verheert hätte. An 500 Bürger waren gefallen. Alle Gebäude um die Predigerkirche, die Kirche selbst sammt dem Kloster, die Schustergasse auf beiden Seiten, der halbe Markt und noch 140 Häuser waren bei Adolph's Einzug nur noch rauchende Trümmer. Die Gewerbe lagen still, die Goldschmiede und anderen Künstler, auch die Besitzer der jungen Buchdruckereien waren geflüchtet und zügellos hausten in der Stadt die Landsknechte. Mainz hatte viele seiner Freiheiten verloren und blieb fortan erzbischöfliche Stadt.

Auch als Adolph von Nassau mit Tode abgegangen und Diether v. Isenburg wieder eingesetzt worden war, bemühten sich die Bürger vergebens, ihre verlorenen Privilegien auf's Neue zu erlangen. Gewissermaßen zur Entschädigung aber für das viele Ungemach, das dieselben um seinetwillen erduldet hatten, gründete Diether 1477 die Universität, welche in der That für die Stadt von großer Bedeutung wurde und während ihres mehr als dreihundertjährigen Bestehens in hohem Ansehen stand.

Zu ihrem früheren Glanze freilich vermochte sich die Stadt nach dem 15. Jahrhundert nicht mehr emporzuschwingen, und dies lag zum großen Theil an Umständen, an denen sie selbst nichts zu ändern im Stande war. Vor Allem war es die Kriegsfurie, welche der Stadt Schlag auf Schlag versetzte.

Besonders von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges wurde Mainz auf's Schwerste heimgesucht. Gustav Adolph verlangte von der Bürgerschaft, nachdem er die Stadt eingenommen, eine Brandschatzung von 80,000 Gulden und ebenso viel von der Geistlichkeit, als aber die kolossale Summe nicht aufzubringen war, schritt er ohne Erbarmen zur Verwüstung, und ein großer Theil der Stadt sank damals in Schutt und Asche. Später hausten die Franzosen unter Condé hier, auf welchem noch später Custine folgte, und die Zeit brachte noch mancherlei tief eingreifende Wandlungen mit sich, ehe Mainz zur Provinzialhauptstadt von Hessen wurde, was sie gegenwärtig ist.

Als eine der stärksten deutschen Festungen hütet sie den Rhein, und hat sich im letzten Jahrzehnt durch die ausgeführte Erweiterung des Festungsgürtels bedeutend verschönt und gehoben.

Möge die so herrlich gelegene Stadt nie mehr den Feind vor ihren Mauern sehen und für immer vor der Wiederkehr solch' trüber Schicksale, wie die oben geschilderten, bewahrt bleiben!

Mannigfaltiges.

Ein Zufluchtsort für Lebensmüde. — Unter den vielen Tausenden, welche im Laufe eines Jahrhunderts — seit der Errichtung des britischen Forts Schlosser am Niagarafalle im Jahre 1760, dessen Thurm noch heute zu sehen ist — jenes großartige Naturschauspiel bewundernd betrachteten, haben sich alljährlich Leute befunden, die den Tod in dem furchtbaren Wasserstrudel suchten. Die älteren Einwohner von Niagara-Falls und Suspension-Bridge, den beiden am rechten Ufer des Stromes zunächst den Fällen gelegenen und rasch aufblühenden Ansiedelungen, wissen viel von den mysteriösen Geschichten zu erzählen, die dort in tragischer Weise ihren Abschluß fanden. Einiges davon will ich hier wiedergeben, in chronologischer Folge die markantesten Fälle berührend. Es war im Juli des Jahres 1831, als ein etwa fünfundzwanzigjähriger Mann von feinem Auftreten sich in einem Hotel von Niagara-Falls unter dem Namen William Claridge in's Fremdenbuch eintrug. Er lebte zurückgezogen, und Alles, was man von ihm hörte, war, daß er hier beim Niagarafalle mit seiner aus Cuba zurückkehrenden Gattin zusammentreffen wolle. Demzufolge erwartete er täglich mit großer Aufmerksamkeit die Ankunft des Postwagens, und endlich entstieg eines Abends einem solchen Gefährte eine junge Dame von hervorragender Schönheit, deren Aeußeres die Spanierin sofort verrieth. Sie schien in freudiger Erwartung zu sein, und sobald sie beim Verlassen des Wagens den Fremden erblickte, eilte sie auf ihn zu und warf sich in seine Arme, ohne Rücksicht auf die zahl-

reichen Gaffer ringsumher zu nehmen. Letztere bemerkten, daß der Fremde ein finsteres Gesicht machte und die freudige Begrüßung der schönen Dame nur kalt und gemessen erwiederte; und als Beide Arm in Arm sich langsam entfernten, konnte man Thränen in den Augen der Spanierin wahrnehmen. Ein Bediensteter hörte später aus dem Zimmer der Fremden laute und zornige Worte Seitens des Herrn und häufiges Schluchzen, untermischt mit flehentlichen Bitten der Dame, konnte aber, da Beide sich der spanischen Sprache bedienten, nichts von dem Gegenstande des Gespräches verstehen. Bald darauf verließen Beide den Gasthof, indem sie gegen den Besitzer die Aeußerung thaten, daß sie sich die Wasserfälle im Mondschein ansehen wollten. Kurze Zeit nachher sah ein Fußgänger auf der kanadischen Seite des Stromes deutlich im Vollmondlichte, wie das unglückliche Paar sich über den sogenannten „Prospect Point" (unmittelbar über dem amerikanischen Theil der Fälle gelegen) in die furchtbare Tiefe hinabstürzte. Die Leichname Beider fand man einige Tage später bei den großen Stromschnellen eine Meile unterhalb der Fälle. Im Hotel hatte der Fremde eine kleine Geldsumme zurückgelassen, die eben zur Bestattung Beider hinreichte, und alle Nachforschungen nach dem wahren Namen und der Herkunft der Unglücklichen blieben bis auf den heutigen Tag in geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

Im Herbste des Jahres 1843 langte in Niagara-Falls ein stattlich aussehender Fremder von ungefähr fünfzig Jahren an; er trug den Namen Daniel Webster in das Fremdenbuch seines Hotels ein. Zwei Tage nach seiner Ankunft ging der Fremde auf die Kanadaseite hinüber, sprang gerade oberhalb des Hufeisenfalles in den Strom und wurde augenblicklich in den Strudel hinabgerissen. Die nach Auffindung des Körpers angestellte Untersuchung ergab, daß der angebliche Webster in Wahrheit Vandegger hieß und einer der reichsten Kaufleute Bostons war

Sechs Jahre vorher hatte sich der Mann in ein wunderschönes junges Mädchen verliebt, das den Posten einer Kassirerin in einem der feinsten Restaurants Bostons bekleidete. Trotz des großen Alterunterschieds heirathete sie der sterblich in sie verliebte Mann und machte sie, ohne lange nach ihrem Vorleben zu forschen, zur Herrin seines Hauses. Die Stellung ihres Gatten verschaffte der Mrs. Vandegger Eingang in die ersten Gesellschaftskreise der Stadt, aber bald munkelte man allerlei Schlimmes über sie. Der arglose Gatte rief gegen die vermeintlichen Verleumder die Hilfe der Gerichte an, und nun stellte sich im Laufe der Untersuchung heraus, daß die Exkassirerin eine äußerst schlimme Vergangenheit hatte. Ein Geheimpolizist sagte u. A. eidlich aus, daß sie für den Diebstahl einer Uhr bereits eine zehnmonatliche Gefängnißstrafe verbüßt habe. Diese Enthüllungen wirkten gleich Donnerschlägen auf Vandegger; ohne ein Wort zu sprechen, verließ er den Gerichtshof, reiste von Boston ab und suchte wenige Tage darnach in obengenannter Weise seinen Tod im Niagarafall.

Die größte Sensation erregte der Selbstmord einer jungen Dame, Elmira Millard, im Jahre 1847, welche in Niagara-Falls selber zu Hause war. Ihr tragisches Geschick berichtete mir eine etwa sechzigjährige würdige Matrone jenes Ortes, als ich sie eines Tages in ihrem hübschen Häuschen aufsuchte. Sie war die Busenfreundin des unglücklichen Mädchens gewesen. „Ein Wahrsager“ — so erzählte sie mir — „ist die Ursache des Todes meiner armen Freundin gewesen. Elmira besaß keinen Liebhaber, obschon sie hübsch war und häufig Anträge erhielt. Eines Sommerabends, als sie auf der Veranda vor dem Hause einer Freundin saß, kam ein alter, erschöpft aussehender Bettler des Weges, und bat um die Erlaubniß, etwas ausruhen zu dürfen. Er schien von dem Antlitz Elmira's ganz besonders angezogen zu werden, denn seine großen grauen Augen waren un-

unterbrochen starr auf sie gerichtet. Endlich sagte er, er verstehe die Zukunft vorherzuverkünden und machte ihr in eindringlicher Weise den Vorschlag, ihr dieselbe zu prophezeien. Dann nahm er ihre Hand und begann Dinge zu enthüllen, von welchen nur sie selbst und ihre Freundin Kenntniß haben konnte. ‚Sie sind unter einem unglücklichen Stern geboren,‘ fuhr er fort, ‚und werden einem Jeden, der Sie liebt, Unheil bringen. Die von Ihnen Beschenkten und Alle, welche Ihnen Geschenke machen, werden in kurzer Zeit sterben. Für Sie selber aber weissagen die Gestirne einen in kurzer Frist eintretenden schrecklichen Tod.‘ Elmira war von jenem Tage an wie verwandelt; sie verfiel in tiefe Schwermuth. Genau vier Wochen nach der Prophezeiung fand man ihren Leichnam im Niagarastrome.“

Anfangs Juni 1860 brachte ein Abendzug von New-York den Leichnam eines Mannes in den besten Jahren nach Niagara-Falls; derselbe war auf dem Bahnzuge gestorben. Eine Dame von etwa fünfunddreißig Jahren, von einer wahrhaft junonischen Gestalt und sehr elegant gekleidet, stand am Ausgang der Bahnhofshalle und schien ängstlich alle Reisenden zu mustern. Endlich wendete sie sich enttäuscht an den Zugführer und fragte diesen, ob kein Mr. James Willmann mitgekommen sei. Da wurde ihr die traurige Antwort, der betreffende Herr sei während der Fahrt gestorben; in großer Aufregung erklärte sie, daß der Verstorbene ihr Bräutigam gewesen sei, bestellte einen Leichenbestatter und ließ den Leichnam nach ihrem Gasthof bringen. Sie wies dort jeden Beistand zurück und wachte während der folgenden Nacht allein am Sarge des Todten. Am nächsten Morgen bestellte sie einen Wagen und fuhr hinüber nach Table-Rock. Dort stieg sie aus, bezahlte den Kutscher und übergab ihm einen Brief mit dem Ersuchen, denselben an den Hotelwirth abzugeben. Ehe Jener dann sich abgewendet hatte, war sie schnurstracks in den Fluß gesprungen und sofort über den Hufeisenfall hinabgeschwemmt

worden. Man fand ihren Leichnam niemals. Der Brief enthielt eine beträchtliche Geldsumme und erzählte eine hochromantische Geschichte. Der Name der schönen Selbstmörderin war Emilie Glidden, ihre Heimath Williamsport in Pennsylvanien; dort war sie vor Jahren bei einem fröhlichen Picknick im Scherze von einem Studenten einem gewissen James Willmann angetraut worden. Die Beiden fühlten später eine ernstliche Zuneigung für einander und wollten sich wirklich trauen lassen; aber die sehr geschwächte Gesundheit des jungen Mannes zwang ihn, auf Reisen zu gehen. Jahre lang war er bald in Italien, bald in Egypten. Seine Verlobte lebte später mit ihrer längst verwittweten Mutter in Chicago sehr zurückgezogen und heirathete nie. So oft Mr. Willmann nach New-York kam, war es sein erstes Geschäft, an Miß Glidden eine Depesche zu senden, worauf sie ihn dann aufsuchte und ihn pflegte, bis er die Vereinigten Staaten wieder verließ. So war er auch jetzt wieder von Westindien heimgekehrt und wollte die Dame in Niagara-Falls treffen, war aber nur als Leichnam dahin gekommen.

Auch heutigen Tages noch hat die Chronik der Niagarafälle eine große Zahl von romantischen Selbstmördern und Morden aufzuweisen. So ging im Juni 1879 ein belgisches Ehepaar, Namens Roland, nach dem oberhalb der Ziegeninsel gelegenen Dreischwestern-Eiland spazieren. Nach kurzer Zeit kehrte Roland allein und in großer Aufregung nach seinem Gasthof zurück und gab dort die Erklärung ab, daß seine Frau, im Begriffe zu trinken, in die Stromschnellen gefallen und über den Hufeisenfall hinabgezogen worden sei. Allgemein hatte man den Mann im Verdacht des Gattenmordes; aber da es an sicheren Beweisen fehlte, mußte man ihn abreisen lassen, nachdem er für die Bestattung des nach drei Tagen aufgefundenen Leichnams der unglücklichen Frau eine Geldsumme hinterlegt hatte.

So ist jenes erhabene Naturschauspiel alljährlich für Hundert-

tausende eine Quelle reichen Genusses und lebhaften Entzückens, für viele Hunderte dagegen der Schauplatz eines jähen und schrecklichen Lebensabschlusses geworden. Julius L. Reek.

Zur Geschichte der Stahlfeder. — In jüngster Zeit ist viel darüber gestritten worden, wer die Stahlfeder erfunden habe, und man war schließlich zu dem Ergebnisse gelangt, daß dieselbe vom Stadtschreiber Johann Hanssen in Aachen und später, als die Erfindung in Vergessenheit gerathen war, von dem Schreiblehrer Bürger noch einmal erfunden worden sei. In „Schönberger's Börsen- und Handelsbericht“ wird dem entgegen die intellektuelle Urheberschaft an dieser Erfindung dem Chemiker Dr. Joseph Priestley, dem Entdecker des Sauerstoffs, des Chlorwasserstoffs, der schwefligen Säure ꝛc., zugesprochen. Dort wird erzählt, daß Priestley schon im Jahre 1780 einem alten Freunde gegenüber, dem Verfertiger von Metallspielwaaren, Bleisoldaten u. s. w., Mr. Harrison in Birmingham, seinen Verdruß darüber äußerte, daß ihn das Schneiden der Kielfeder stets so lange aufhalte. „Harrison, Sie sind ja ein geschickter Mann,“ so soll der große Gelehrte gesagt haben, „können Sie mir nicht so etwas wie diese getheilte Federspitze in Metall herstellen?“ Harrison, der sich für alle gelehrten Entdeckungen seines Freundes noch mehr interessirte, als für sein eigentliches Handwerk, wurde durch die Frage dazu angeregt, über die Sache nachzudenken, und schon nach wenigen Tagen brachte er verschiedene Muster gespitzter Metallfedern, von einer Form, über welche wir gegenwärtig freilich lachen würden, die man jedoch im Museum von Birmingham stets mit dem größten Interesse ansieht. Es sollen das die ersten Stahlfedern gewesen sein. Der Name jenes Harrison aber ist weder in einem Konversations-Lexikon, noch in einem technischen Nachschlagewerke zu finden. Er war ein Sonderling, hatte überaus geringe Bedürfnisse und so gut wie gar keinen kommerziellen Sinn. Für ihn war es eine größere Be-

friedigung, einem Wunsche Dr. Priestley's willfahrt zu haben, als durch die Erzeugung der neuen Federn im Großen ein Vermögen zu erwerben. Er fuhr fort, Bleisoldaten und sonstige metallene Spielzeuge mit einigen Arbeitern zu erzeugen, hie und da auch Stahlfedern, an deren Verbesserung er eine Zeit lang unausgesetzt arbeitete, ohne es jedoch zu wirklichen Fortschritten zu bringen.

Harrison wurde ein alter Mann, und als solcher befand er sich einmal in der Verlegenheit, für einen Arbeiter, der ihn eben im Stiche gelassen hatte, einen Ersatz suchen zu müssen. Er klagte sein Leid einem Freunde, der ihm denn auch versprach, einen Arbeiter für ihn ausfindig zu machen. Nun wollte der Zufall, daß dieser Freund auf der Straße einem jungen Menschen von etwa siebenundzwanzig Jahren begegnete, den er irgend einmal in einer anderen, überaus kleinen Spielwaarenfabrik Birminghams gesehen und wegen seiner großen Fertigkeit, Arbeitslust und verständigen Arbeitsart im Stillen bewundert hatte. Der unge Mann wurde an Harrison empfohlen, der ihn denn auch sofort anstellte. Er fand in ihm einen ausgezeichneten Arbeiter und überließ ihm ein Jahr später sein Geschäft. Der junge Mann hieß Josiah Mason. Er starb erst im Jahre 1881 als der Besitzer der größten Stahlfedernfabrik der Erde. Durch ihn wurde die Stahlfederninduſtrie in Birmingham begründet, und von dem kleinen Geschäftchen Harrison's ging sie aus. In seiner Fabrik, welche viele Jahrzehnte hindurch blos für Perry, die inzwischen zum Welthause vorgeschrittene Firma, arbeitete, wurden Woche für Woche fünf Tonnen Stahl zu Federn verarbeitet, und jede Tonne liefert im Durchschnitt 1½ Millionen Stück. Die Fabrik beschäftigte zu Mason's Lebzeiten mehr als 1000 Arbeiter, sie beschäftigt gegenwärtig beinahe 2000, und rings um sie herum sind in Birmingham andere Stahlfedernfabriken entstanden, deren Erzeugnisse zusammen mit 50 Millionen Stück pro Woche beziffert werden.

Das Interesse für Mason dürfte vielleicht durch die Bemerkung erhöht werden, daß er mittelbar zur Gründung des großen Etablissements von Krupp in Essen die Veranlassung geboten hat. Mason beschäftigte sich nämlich, zusammen mit den Gebrüdern Elkington, mit der Begründung der später so großartig entwickelten galvanoplastischen Industrie in England, wie nachher mit der Einführung der Nickelindustrie und noch vielen anderen, zu großartiger Entwickelung gebrachten Arten der Metallindustrie. Ein damals noch unbekannter Mann, Friedrich Krupp, offerirte ihm verschiedenartige Maschinen, sowohl für die Galvanoplastik, wie für die Stahlfedernerzeugung, und Mason, der selbst die wichtigsten Maschinen gerade für die Herstellung von Stahlfedern erfunden hatte, kaufte diese besseren und bezahlte für dieselben die ansehnliche Summe von 10,000 Pfd. Sterl., welche später der Gründungsfonds des Etablissements in Essen wurde. E. K.

Wirkung der Musik auf Thiere. — Gewiß ist nicht zu leugnen, daß Musik unter den sogenannten schönen Künsten einer der wichtigsten Maßstäbe ist für die Civilisation. Jener bekannte wilde Häuptling, der die Ehre hatte, einem Hofkonzerte in Versailles beizuwohnen, wurde befragt, welches Stück ihm am besten gefallen habe. Er gab die naive Antwort: „Das erste." Es stellte sich heraus, daß er damit das ohrenzerreißende Stimmungspräludium meinte und verfiel dadurch natürlich bei der schon damals „an der Spitze der Civilisation marschirenden großen Nation" dem Verdammungsurtheil der Barbarei.

Aehnliche Stufen seelischer Entwickelung oder Befähigung finden wir in der Thierwelt.

Durch Dichtung und Sage verherrlicht ist die der Vogelwelt allein vorbehaltene Virtuosität im Gesang, durch welche gerade die Kleinsten sich auszeichnen. Die singenden Mäuse stehen vereinzelt, und die im Zorne trompetenden Elephanten können ebensowenig als die „steinerweichenden" Liedersänger aus dem **Katzen-**

geschlecht oder die den Mond anbellenden Hunde als ausübende „Tonkünstler“ im Thierreich angesehen werden.

Unter den Säugethieren zeigen sich die dem Menschen näher stehenden, intelligenteren Pflanzenfresser den Eindrücken der Musik am zugänglichsten. Der indische Elephant hört mit Zeichen der Befriedigung auf Musik, und die Erzählungen aus dem Alterthum von Elephanten und Pferden, die zum Tanz nach dem Takt abgerichtet wurden, finden ihre Bestätigung in den Leistungen unserer Kunstreiter. Das Schlachtroß lernt die Trompetensignale genau unterscheiden und befolgen, stampft mit den Füßen und hebt den Kopf höher unter den Klängen der kriegerischen Märsche.

Das Dromedar vergißt Ermüdung und Ermattung, wenn es Gesang oder die Klänge selbst der dürftigsten Musik der Wüstensöhne hört, wogegen die Raubthiere jeder Art sich als Feinde der Musik geberden. Die gelehrigsten, klügsten und anhänglichsten Hunde heulen ein Klagelied zu der schönsten Arie, die Hauskatze verkriecht sich, der Wolf flieht vor den Klängen des Jagdhorns und bestätigt damit jene Erzählung vom Geiger in der Wolfsgrube, während der Hirsch als Widerkäuer dem Klang des Waldhorns mit Wohlgefallen zuhört.

Von einem Menagerielöwen wird erzählt, daß er bei Klaviermusik von den Klängen der oberen Oktaven zu ruhigem Erstaunen angeregt wurde, während er bei den tiefen in die furchtbarste Wuth gerieth, die sich aber alsbald legte, wenn die Musik aufhörte. Das ganze Affengeschlecht bekundet durch sein gleichgiltiges oder widerwilliges Verhalten gegen jede Art von Musik nicht die geringste Stammverwandtschaft mit dem Menschengeschlecht, während doch sogar die vollkommensten Kretins die größte Erregung des Wohlgefallens bei Musik zeigen.

Unter den Reptilien dagegen, wenigstens unter den höheren, finden wir Sinn und Interesse für die Musik. Es ist bekannt,

daß unsere sonst schüchterne Mauereidechse, wenn man pfeift, im Fliehen einhält und mit Aufmerksamkeit zuhört. In Amerika fesseln die Eingeborenen auf ähnliche Weise durch Musik die Aufmerksamkeit der großen Iguanaeidechse, deren Fleisch bei ihnen sehr beliebt ist, so daß sie dieselbe leicht fangen können.

Was den Sinn für Musik bei den Schlangen betrifft, so ist allgemein bekannt, daß die indischen und egyptischen Zauberer sich ihres primitiven Blasinstrumentes bedienen, um ihre Zöglinge aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken, wie Aehnliches von den Vipernfängern aus Italien berichtet wird.

Auch bei unseren heimischen Schlangen, wenigstens bei der Kreuzotter, habe ich ganz ähnliche Erfahrungen gemacht und zwar nicht blos einmal, sondern in einem Tage mehr als zehnmal. Ich hatte eine prächtige schwarze Kreuzotter erst zwei Tage eingefangen, bevor ich meine Sammlung deutscher Schlangen auf dem Volksfest in Cannstatt ausstellte. Sie fühlte sich bei ihren Schwestern ganz heimisch, hatte auch vom Hunger noch nichts verspürt. Sobald nun eine mir gegenüberstehende Drehorgel ihre Töne hören ließ, richtete sie ganz verwundert ihr feines Köpfchen mit dem ganzen Vorderleibe in die Höhe, und schien, den Kopf mit den glühenden Augen hin und her bewegend, auf die Musik zu hören, während sie weder vorher noch nachher die geringste Kopfbewegung machte.

Somit wären auch unsere Vipern musikalisch, wie die oben angeführten Thiere und wie ihre Schwestern in heißen Zonen und fremden Ländern. Fr. Koch.

Karl der Kühne hatte nach seiner Niederlage bei Granson das Gelübde gethan, aus Trauer seinen Bart wachsen zu lassen, bis er sich gerächt haben würde. Der Herzogin Yolanthe von Savoyen, zu der er in nahen Beziehungen stand, wollte er aber im Barte gar nicht gefallen, und als sie ihm vor der Schlacht bei Murten Hilfsgelder sandte, knüpfte sie die Bedingung daran.

daß er sich rasiren lasse. Er war in der peinlichsten Verlegenheit. Einerseits mochte er das Geld nicht missen, andererseits fürchtete er durch den Bruch seines Gelübdes das Schicksal herauszufordern. So kam er auf den Ausweg, sich zwar rasiren zu lassen, aber an der einen Seite des Gesichtes einen Büschel Haar stehen zu lassen, den er zu einem Zopfe flocht. So ging er in die Schlacht, und in dem gleichen lächerlichen Aufzuge mußte er, da auch bei Murten die Würfel zu seinen Ungunsten fielen, sich auf die Flucht begeben. Zum Troste mochte er sich sagen, daß gegen das Schweizer Fußvolk sein Vollbart ihm wohl ebenso wenig geholfen haben würde, wie die Hilfsgelder der Herzogin Yolanthe. Ws.

Ein ungeschickter Maler. — Der berühmte französische Maler Gustav Doré machte einst eine Fußwanderung durch Savoyen, und hatte sein Hauptquartier in einem abgelegenen Dorfe genommen, von wo aus er Ausflüge in die reizvolle Umgegend machte. Eines Tages sagte er zu dem Wirthe: „Aber Sie haben da ein abscheuliches Schild vor Ihrem Hause, ich werde Ihnen ein neues malen.“ Der Wirth freute sich sehr darüber, besonders als er vernahm, daß er für das Kunstwerk nichts würde zu zahlen haben. Als am nächsten Tage das Regenwetter den Künstler im Hause hielt, ging er an die Arbeit und malte nach allen Gesetzen der Perspektive einen Wagen, der rasch heranrollt, und von dem Wirthe an der Thür empfangen wird. Der Inhaber des Wirthshauses war außer sich vor Freude über das neue glänzende Schild, das am anderen Tage über der Thür befestigt werden sollte. Die abendlichen Gäste staunten in der Wirthsstube das Bild an, nur einer, der Tischler, der auch mit Oelfarben und Lack umzugehen wußte, schüttelte den Kopf und sagte: „Es sind doch zu große Fehler in dem Bilde! Seht ihr denn nicht, daß das eine Hinterrad an dem Wagen nicht rund ist?“

„Das ist wahr, Herr Maler,“ sagte der Wirth, „meine

Bauern sind doch nicht so dumm, sie tadeln ein Rad, das nicht rund sein soll!"

Doré lachte, wollte den Grund erklären, warum nach den Gesetzen der Perspektive dies Rad nicht völlig kreisrund erscheinen könne, aber das reizte den empfindlichen Tischler noch mehr. „Ich will Ihm beweisen, daß Er nichts versteht," sagte er, nahm einen Zirkel, setzte ihn auf die Achse des getadelten Rades und zog einen Kreis. Das Rad war entschieden nicht ganz rund, die Bauern verachteten nun das neue Schild ebenso sehr, als sie es zuerst bewundert hatten, und der Wirth ersuchte den Maler, das Rad doch rund zu machen, sonst habe er keine Ruhe mehr im Hause.

Doré nahm nun seinen Pinsel und überstrich das ganze Bild, so daß nichts mehr davon zu sehen war.

„Oho," sagte der Wirth, „so geht es nicht! Sie haben mir mein altes Schild verdorben und müssen es nunmehr bezahlen."

Um keinen ärgerlichen Auftritt herbeizuführen, mußte Doré wirklich das alte Schild bezahlen, und der Tischler im Dorfe malte ein neues, auf dem die Räder wirklich absolut rund waren. Alle Bauern aber lachten den feinen Maler aus der Stadt aus, der nicht einmal ein Rad rund malen konnte. Th. Ⓐ

Hochmuth gegen Hochmuth. — Der Herzog Engelbert von Nassau (gest. 1504) wurde zugleich mit dem Herzog von Geldern in einem Treffen gegen den König Karl VIII. von Frankreich gefangen. Letzterer hatte geäußert, er wolle ein so großes Lösegeld vom Herzog Engelbert fordern, daß seine Verwandten einen Korb auf den Rücken würden nehmen müssen, um diese Summe für ihn zusammen zu betteln. Als nun dem Herzog die in der That sehr hohe Summe des Lösegeldes bestimmt wurde, befahl er seinem Schatzmeister, er möge dafür sorgen, daß von den herzoglichen Gütern der doppelte Betrag des vom Könige geforderten Lösegeldes aufgebracht werde. Darauf ließ er sich und seinen Dienern neue Anzüge anfertigen, auf welchen auf der

Rückseite ein Bettelkorb gestickt war. Als König Karl VIII. dies gewahrte, fragte er: „Was soll das bedeuten?“ und sofort gab ihm der Herzog zur Antwort: „Ich will einen König von Frankreich nicht gern zum Lügner machen; darum trage ich sowohl wie meine Diener den Bettelkorb auf dem Rücken. Aber noch einen Vorschlag will ich Euch machen. Lasset Würfel holen; wir wollen um das Lösegeld würfeln. Verliere ich, so bezahle ich es Euch doppelt.“

Da stand der König auf und sagte: „Was ein Herzog von Nassau verschenken oder verspielen kann, wird ein König von Frankreich jederzeit entbehren können; gehet hin, ich begehre nun gar kein Lösegeld.“ E. K.

Japanesische Theaterbesucherinnen. — Die Japaner lieben dramatische Vorstellungen ungemein, namentlich die Damenwelt. Diejenigen Damen nun, welche das Theater besuchen, machen eine Ehrensache daraus, während der Dauer der Vorstellung drei- bis viermal ihre Kleider zu wechseln, um ihre reiche Garderobe zu zeigen. Sie lassen sich deshalb von ihren Kammerfrauen begleiten, welche alles zu diesem großen Werke Erforderliche bei sich haben. — Man sieht also, wir haben Unrecht, die Luxusschaustellungen unserer Logeninsassinnen zu bespötteln. Kl.

Deutlicher Hinweis. — Der König Max von Bayern fand einen seiner Kammerlakaien einmal gar zu roh und ungeschliffen, und stutzte ihn ein wenig zurecht. Nach einiger Zeit fragte er ihn, was er denn schon Alles gelernt hätte.

„O, ich lerne auch Französisch,“ gab der Lakai zur Antwort, und zum Beweise seines Fleißes erzählte er dem Könige, wie in dieser Sprache ein Schwein, ein Ochs, ein Esel u. s. w. genannt werde. Der König lachte herzlich und sagte: „Nur gut, daß Du Dich vor allen Dingen nach Deinen Freunden erkundigt hast.“ —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.





